


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
8 Nov. 1871.

Geschichte Europa's

vom

Sturze Napoleons bis auf die Gegenwart

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Dritte verbesserte Auflage.



Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1865.

Geschichte

der

letzten vierzig Jahre

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Dritte verbesserte Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1865.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Geschichte der letzten vierzig Jahre erscheint unerfreulich. Es war eine Periode des unsichern Friedens, unaufhörlich unterbrochen von Zuckungen der Völker, die sich in einer unnatürlichen Lage befanden, und von Reaktionen dagegen, von Versuchen Dritter, die Verwirrung in ihrem Sonderinteresse zu benutzen, aber alles ohne genügenden Erfolg, unter sichtbarem Unsegen. Regierungen und Völker erschöpften sich in fruchtlosen Anstrengungen. Die Schuldenlast der Staaten und die Armuth mehrte sich, aber mit so vielen Opfern wurde nichts Sicheres und Dauerndes errungen. Eine Revolution, eine Restauration jagte die andre, keine siegte vollständig, alles ging in Halbheit aus. Europa litt an einer ungeheuren Erhitzung, die immer in Mattigkeit endete, ehe das Bedürfniß der leidenden Natur wirklich befriedigt worden war.

Eine solche Zeit zu schildern, ist nicht lockend. Wie es darin an eigentlich entscheidenden Thaten mangelte, so auch an großen

Männern, sofern der Maßstab welthistorischer Größe nicht blos an Talent und guten Willen, sondern auch an die Leistung und ihre Dauer gelegt werden muß. Eine verworrene Reihe von Abhetzungen der Völker, Abnutzungen der Personen und Prinzipe, Mittelmäßigkeiten und Halbheiten aller Art und ohne Ende mit gewissenhaftem Fleiße zu studiren und getreu darzustellen, ist eine mühselige und scheinbar undankbare Arbeit.

Aber man muß die neuere Geschichte nicht von dieser trübseligen Seite auffassen. In allem, was geschehen ist, gibt sich ein göttliches Walten zu erkennen. Je unzugänglicher und unbefriedigender der Menschen Sinnen und Trachten erscheint, um so gewisser leuchtet daraus ein unwiderstehlicher Zug des Verhängnisses hervor. Die große europäische Politik läßt sich, nach Clarendons berühmtem Ausspruch, nur noch „treiben" von einem unsichtbaren Impulse. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Rascher sind kaum jemals den Täuschungen die Enttäuschungen, dem Triumphe der für untrüglich gehaltenen Systeme die Beweise ihrer Nichtigkeit gefolgt. Sagte nicht Ludwig Philipp im stolzen Selbstbewußtseyn: „Endlich hat die Freiheit Dauer gewonnen, das Räthsel ist gelöst?" Und die deutschen Unitarier 1848: „Endlich ist das große Ziel erreicht, wir sind einig und frei?" Und ließ nicht der mächtigste der Czaren 1853 verkündigen: „Die furchtbare Faust Rußlands wird die Feinde zu Boden werfen und von Nicolaus aufgepflanzt wird das heil. Kreuz leuchten über dem byzantinischen Lande?" Von alledem hat nichts sich erfüllt. In dieser steten Wiederkehr des Hochmuths vor dem Falle offenbart sich jene ewige, die Schicksale der Völker lenkende Macht, welche stärker ist als die eingebildete

Macht jeweiliger, sey es geborner, sey es gekorner oder sich aufdringender Volkslenker und aller ihrer wechselnden Systeme.

Während der Westen und die Mitte Europa's unaufhörlich theils das große Schauspiel parlamentarischer Kämpfe aufführte, theils von Revolutionen durchzuckt war, durch welche die hier vorwaltenden Großmächte beschäftigt, zum Theil gelähmt waren, zog Rußland im weiten Nordosten allein davon Gewinn und versuchte eine großartige Erweiterung seiner Macht. Wie aber die Revolution weder siegen noch ganz überwunden werden konnte, so scheiterte auch Rußlands Unternehmen am Widerstand der Westmächte, aber seine Demüthigung war keine Schwächung. Rußland blieb immer noch stark und furchtbar. Das ist in wenig Worten der Hauptinhalt der europäischen Geschichte seit 1816, wenn man die Ereignisse nur äußerlich betrachtet.

Es gibt aber unter dieser Oberfläche noch eine zweite, innerliche Geschichte, einen Entwicklungsgang der Völker, der unvermerkt vor sich geht und zuletzt Kräfte und Tendenzen zur Reife bringt, durch welche der Charakter der Geschichte nothwendig verändert werden muß. In der innern Lage der europäischen Menschheit sind seit den letzten vierzig Jahren große Veränderungen eingetreten. Die Privatexistenz, welche vormals durch Gemeinde- und Corporationsrechte, durch geringe Steuern, wohlfeile Preise und mäßige Lebensart gesichert war, ist durch das enorme Anwachsen der Staatsschulden, der Steuerlast, durch das von der Bureaukratie wie vom Liberalismus wetteifernd geförderte Nivelliren, durch Gütertheilung, Güterschacher, Geldwirthschaft, Aktienschwindel und schrankenlose Concurrenz, durch immer wach-

sende Theurung, und auch in den niedern Klassen sich verbreitenden Luxus, bei einer ungeheuern Menge von Familienvätern theils vernichtet, theils schwer bedroht. Aus allen Klassen der Gesellschaft rekrutirt sich ein immer zunehmendes Proletariat, welches durch Armenhäuser, Gefängnisse und Auswanderung nicht erschöpft zu werden vermag. Daher neben der politischen Frage die sociale sich gebieterisch aufzudrängen beginnt. Keine Staatsgewalt, keine Macht der Bajonette und ebensowenig Verfassungsparagraphen und Kammerdeclamationen sichern und retten vor diesem Elend, dem eine furchtbare elastische Kraft innewohnen wird, wenn es zum Aeußersten kommt.

Auch die kirchliche Frage, um die man sich lange nicht mehr bekümmert hatte, tritt jetzt in den Vordergrund. Nach einer langen Herrschaft des Unglaubens oder der religiösen Gleichgiltigkeit, haben unzählige Seelen in allen Confessionen sich den verlassenen Altären wieder zugewendet. Die Kirche ist wieder eine Macht der Zeit geworden, was hier die zagenden Herzen mit unendlicher Hoffnung erfüllt und dort neue Angst vor mittelalterlicher Hierarchie erweckt. Jedenfalls gibt sich in diesem neuen Frühling der Kirche, deren Wiederaufleben viele nicht mehr für möglich gehalten hatten, am sichtbarsten das Walten Dessen zu erkennen, welcher das Kreuz auf das Erdenrund gesetzt und die Kirche für die Ewigkeit gegründet hat.

Noch manches Andere ist neu in unserer Zeit und wenn auch scheinbar nur ein hoffnungsloses Streben, doch bedeutsam und nicht ohne die Möglichkeit künftiger Erfolge. So die merkwürdigen Tendenzen zur Nationaleinheit im deutschen Centrum Europa's

und auf der italienischen Halbinsel, Tendenzen, die in den letztvergangenen Jahrhunderten unbekannt waren und tief schlummerten. So auch die Oeffnung des Orients, obgleich heute noch immer nicht vollendet, doch ein verhängnißvolles Ereigniß voll Zukunft. Die Breche liegt noch voll Schutt, aber er wird weggeräumt werden.

Völlig neu ist endlich die Beschleunigung des Verkehrs durch die Dampfschiffe, die Eisenbahnen, den elektromagnetischen Telegraphen. Alle Völker sind einander dadurch näher gerückt, in wenigen Tagen durchfliegt der Mensch, in wenigen Minuten eine Nachricht ganz Europa. Man pflegt diese Neuerung als ein Mittel anzusehen, durch welches die Macht des Bestehenden nur befestigt und erweitert werde. Die Staatsgewalten schmeicheln sich, auf den Eisenbahnen überall schnell ihre Streitkräfte concentriren zu können, um den Feind von außen abzuwehren, die Revolution im Innern zu erdrücken. Die Geldmächte schmeicheln sich, auf den neuen Verkehrswegen auch den Gewinn aus der gesammten Arbeit Europa's immer gewisser in ihren Kassen zu concentriren. Die bisherigen Inhaber der Bildung schmeicheln sich, auf denselben Wegen werde sich ihre Geistesherrschaft ausbreiten. Aber eine so große und durchgreifende Neuerung, die sich von selbst als von der Vorsehung auf den Nutzen aller und auf ganz neue Verhältnisse berechnet ankündigt, scheint durchaus nicht ausschließlich wenigen und solchen zu gute kommen zu sollen, die nur ihren bisherigen Besitz erhalten und vermehren wollen. Auf den raschen, breiten und weiten Bahnen wird vielmehr der Geist einer neuen Zeit einziehen.

Um die trostreiche Erkenntniß der mit verjährter Unnatur kämpfenden bessern Natur der europäischen Menschheit zu gewinnen, ist nichts so dienlich, als Orientirung in der jüngsten Vergangenheit, umfassender Umblick in den letzten Wirren Europa's und eine helle Beleuchtung unsrer trüben, aber einer großen Zukunft entgegenarbeitenden Uebergangszeit.

Inhalt.

Geschichte

der letzten vierzig Jahre

(1816—1856).

Erster Band.

Erstes Buch.

Die Restauration in Frankreich.

Im vorigen Jahrhundert galt das s. g. europäische Gleichgewicht, d. h. die Großstaaten überwachten einander mit Eifersucht, daß keiner durch allzugroße Ausdehnung seiner Macht dem andern gefährlich werden konnte; mehrere verbanden sich gegen einen dritten, wenn derselbe den Versuch machte, das Gleichgewicht zu stören, und alle duldeten die Unabhängigkeit der mittleren und kleineren Staaten, weil kein Großstaat dem andern eine Machtvermehrung durch Unterwerfung derselben gestattete. Dieses europäische Gleichgewicht wurde durch Napoleon erschüttert, welcher Alleinherr in Europa werden wollte und nahe daran war, sein Ziel zu erreichen. Nach seinem Sturz aber und nachdem Frankreich in seine alten Grenzen zurückgewiesen war, stellten die gegen ihn verbündet gewesenen Großmächte das europäische Gleichgewicht wieder her und gelobten sich, es ferner weder selbst zu stören, noch stören zu lassen. Diese Großmächte waren Rußland, England, Oesterreich, Preußen und das der alten Dynastie der Bourbons zurückgegebene Frank-

reich. Sie bildeten zusammen die s. g. Pentarchie oder Fünfherrschaft. Von ihrer Entscheidung, so lange sie zusammenhielten, hing das Schicksal Europa's ab. Ihre Diplomaten blieben in beständigem Verkehr, ihre Fürsten selbst kamen wiederholt auf Congressen zusammen, um die Ruhe Europa's, ihre eigne Einigkeit und durch dieselbe ihre schiedsrichterliche Obergewalt über den Welttheil fortdauernd zu behaupten.

Kaiser Alexander I. von Rußland bemühte sich, dieser Pentarchie eine höhere Weihe zu geben, indem er schon während seines Aufenthalts in Paris kurz vor dem Abschluß des zweiten Pariser Friedens die Monarchen von Oesterreich und Preußen bewog, mit ihm vereint eine heilige Allianz zu stiften, in deren Urkunde (unterzeichnet am 26. September 1815) sie einander gelobten und im Angesicht der Welt feierlich erklärten, sie wollten sich bei allen ihren künftigen Regierungshandlungen in ihrer innern wie äußern Politik lediglich die Gebote der christlichen Religion zur Richtschnur nehmen, wahre Väter ihrer Völker seyn, Gerechtigkeit üben, die christliche Bruderliebe unter den Völkern fördern und den Frieden erhalten. Frankreich wurde damals noch von fremden Truppen bewacht und galt noch nicht als selbständig genug, um schon in den Bund eintreten zu können. England aber lehnte die Theilnahme ab, um sich keine Verpflichtungen aufzuladen, die zuletzt gegen sein Interesse laufen könnten. Der Papst wurde zum Eintritt nicht eingeladen, weil sein verjährter Anspruch auf das Schiedsrichteramt im Namen Jesu Christi mit dem neuen Anspruch der weltlichen Großmächte collidirt haben würde. Dagegen traten die meisten Staaten zweiten Ranges bei, um einen Anspruch mehr auf den Schutz der Mächtigen zu haben. Die h. Allianz kam ohne Zweifel dem allgemeinen Wunsche der so lange mißhandelten und fast zu Tode gehetzten, der Ruhe, des Friedens und eines väterlichen Regiments dringend bedürftigen Völker entgegen. Sie entsprach dem frommen Glauben, in welchem diese Völker sich aufopfernd in den letzten und verzweiflungsvollsten Kampf gestürzt hatten, um die wankenden oder schon zusammengestürzten Throne

ihrer Fürsten wieder dauernd aufzurichten. Der Dank der Fürsten konnte sich gegen die Völker nicht befriedigender aussprechen, als durch die Zusicherungen der heiligen Bundesacte.

Aber der praktische Menschenverstand zweifelte an der Durchführbarkeit dessen, was der h. Bund versprach. Das Interesse der zum h. Bunde vereinigten Mächte war nur eine gegenseitige Gewährleistung der monarchischen Allgewalt gegenüber den Völkern, die etwa nicht willig genug gehorchen wollten, eine Art von großer continentaler Polizei. Und der Urheber des h. Bundes, Kaiser Alexander, schien sich desselben als eines Mittels zu bedienen, um auf dem Continent eine vorragende Stellung, sogar die Oberleitung zu behaupten. Dieses Uebergewicht wurde Rußland bereits von Preußen und Frankreich zugestanden.

Die Großmächte hatten sich die Durchführung des vom h. Bunde zur Schau getragenen Principes selbst ungemein erschwert, sofern sie beim Wiener Congreß und zweiten Pariser Frieden nicht darauf bedacht gewesen waren, die Völker in eine natürliche Lage zu bringen. Nur im Natürlichen würde eine Bürgschaft der Sicherheit und Dauer gegeben gewesen seyn. Es lag jedoch, man muß so billig seyn, dies anzuerkennen, im Jahr 1815 nicht in der Macht irgend eines der Sieger, gegen das Interesse der übrigen eine Neugestaltung Europas durchzuführen, die dem wahren Bedürfnisse der Völker besser entsprochen hätte. Bei der Ausgleichung ihrer gegenseitigen Interessen waren die Sieger sogar in die Lage gekommen, zur alten Unnatur, die sich nicht mehr ändern ließ, manche neue hinzuzufügen. Es blieben nämlich nicht nur viele Völkerschaften in der unnatürlichen Weise getheilt und mit durchaus heterogenen Völkern zu einem Staate verbunden, wie dies schon im vorigen Jahrhundert der Fall gewesen war, sondern in dieselbe unnatürliche Lage wurden nun auch erst die Confessionen gebracht. Durch die Arrondissements von 1815 erhielten katholische Herren protestantische, und protestantische Herren katholische Unterthanen in einem für beide Theile bedenklichen, vorher nie dagewesenen Mißverhältniß.

Ferner hätte aus dem christlichen Princip des h. Bundes für

die dabei betheiligten Großmächte das Recht und die Pflicht hervorgehen sollen, darüber zu wachen, daß in den Staaten zweiten Ranges väterlich regiert werde; allein es geschah nicht, und schreiende Fälle von Mißregierung, wie in Spanien, wurden geduldet, ja sogar in Schutz genommen.

Sollte nun aber der h. Bund, abgesehen von seinem christlichen Aushängeschilde, nur eine Verbindung der Großmächte zur Aufrechthaltung ihrer Herrschgewalt seyn, so scheint derselbe einen Fehler begangen zu haben, indem er Frankreich nicht noch mehr schwächte, als geschehen ist, und den Franzosen in ihrer Verfassung ein Mittel gesetzlicher Auflehnung ließ. Rußland wollte Frankreich groß und stark erhalten, damit Deutschland nicht zu mächtig werde. Ludwig XVIII., auf dem französischen Thron wiederhergestellt, brachte seinem Volke das Geschenk einer Verfassung in der Absicht, dadurch populär zu werden. England unterstützte ihn in dieser constitutionellen Politik, indem es in der französischen, der englischen ähnlichen Verfassung eine natürliche Allianz sah, die ihm ein willkommenes Gegengewicht gegen den Absolutismus der drei übrigen Großmächte versprach. Die mittleren und kleinen deutschen Fürsten gaben gleichfalls ihren Völkern Verfassungen, um sich populär zu machen, den Makel des Rheinbunds zu verwischen und, an England und Frankreich sich anlehnend, Oesterreich und Preußen das Gegengewicht zu halten. Aber eine zwingende Nothwendigkeit, die das neue Verfassungswesen unvermeidlich gemacht hätte, war überall nicht vorhanden, und es gab im Jahr 1815 noch einen Moment, in welchem es Rußland, Oesterreich und Preußen hätte gelingen können, den englischen Einfluß in Frankreich zu schwächen und die Verfassung zu unterdrücken, deren sich dann auch die deutschen Mittelmächte würden haben enthalten müssen. Die französische Verfassung mußte, das konnte man voraussehen, nach und nach allen Elementen der Opposition in Frankreich gesetzliche Waffen leihen und zu einer Macht heranwachsen, gegen welche der schwache Thron der Bourbons nicht ausreichend geschützt war. Und wie sehr dadurch alle Oppositionen auch im übrigen Europa gekräftigt werden würden,

verstand sich von selbst. Man hätte daher von Seiten der Mächte, welche die h. Allianz schlossen, mehr Einwendungen gegen die französische Verfassung erwarten sollen. Daß keine erfolgt ist, lag wohl zunächst an Rußland, welches den Verfassungsstürmen in Westeuropa am ruhigsten zusehen und von der Verwirrung in diesem Theil des Continents zuletzt immer nur Nutzen ziehen konnte. Im Uebrigen war es ein Verhängniß, und die Menschen wußten eigentlich nicht was sie thaten.

Die christlichen Vorsätze der h. Allianz waren gewiß niemand so aufrichtig ernst, wie der königlichen Familie in Frankreich. Nachdem ein furchtbares Gottesgericht die Sünden ihrer Väter heimgesucht hatte an dem unschuldigen Haupte Ludwigs XVI., und in mehr als zwanzigjähriger Verbannung ihre letzte Hoffnung verschwunden schien, führte sie die göttliche Gnade wie durch ein Wunder wieder auf der Väter Thron zurück. Es mußte ihr alles daran liegen, mit der wiedererlangten Macht Weisheit und Güte zu paaren, um die Herzen der Franzosen wieder zu gewinnen und sich auf dem Throne, den ihr fremde Waffen erobert hatten, durch eigne Tugend zu befestigen. An ihrem redlichen Willen zu zweifeln, war von Seiten derer, die es thaten, ungerecht und grausam. Aber über das System, nach dem sie verfahren sollte, war die Meinung in ihrem eignen Schooße zwiespältig. König Ludwig XVIII., ein ruhig überlegender und weltkluger Herr, hegte weder Rachegedanken, noch theilte er die romantischen Gefühle der heimgekehrten Emigrirten, die nur für das alte, gewesene und nimmermehr wiederkehrende Frankreich schwärmten. Er wußte, wie unpopulär und verhaßt diese Emigrirten waren. Er wollte also dem neuen Frankreich gerecht werden, sich neue Sympathien gewinnen. Er hoffte auf die Zeit. Die Anhänger Napoleons waren niedergeschmettert, die Republikaner durften sich nicht rühren. Das bewaffnete Europa, dessen Heere noch den Osten Frankreichs besetzt hielten, würde keine Schilderhebung geduldet haben. Frankreich bedurfte dringend der Ruhe und Erholung. Diese ihm von der Vorsehung gewährte ruhige Zeit wollte nun der König benutzen, um mittelst der Ver-

fassung zunächst den gebildeten Mittelstand zu gewinnen und eine constitutionelle Mittelpartei um sich zu schaaren. Anders dachte sein Bruder Karl, Graf von Artois, um den sich die ganze Emigration gruppirte. Derselbe hatte längst die Sünden einer Jugend gebüßt und war in der Verbannung und im Alter ernst und wahrhaft fromm geworden. Rachegedanken lagen auch ihm fern, aber die Klugheit schien ihm vom System seines Bruders abzurathen. Die zweite schmähliche Vertreibung der Bourbons im Jahr 1815 glaubte er, sey zum großen Theil durch seines Bruders Schwäche verschuldet worden. Wenn Ludwig XVIII. nicht so viel nachgegeben, wenn er streng und kräftig regiert hätte, würde wenigstens der Schimpf vermieden worden seyn. Was hatte ihm die Verfassung genutzt, die er damals schon dem französischen Volke gegeben? Er war überall verrathen und verlassen worden. Karl würde also lieber als absoluter Monarch die Alleinherrschaft durchgeführt und sich dabei auf Adel und Klerus gestützt haben. Zu verständig, um nicht einzusehen, daß diese Stützen damals morsch und wankend waren, und keineswegs davon überzeugt, daß sein System siegen müßte, hielt er es doch auch im Fall des Unglücks für das allein ehrenhafte. Ein ritterlicher Instinkt sagte ihm, es sey besser, im offnen Kampf unterzugehen, als sich von falschen Freunden und Verräthern die Hände binden und hohnlachend abschlachten zu lassen. Das königliche Blut rollte heißer in ihm, als in seinem Bruder Den endlosen Verwünschungen und Verleumdungen gegenüber, mit denen er überhäuft wurde und noch wird, muß man gerecht seyn. Das Unglück sollte wenigstens in den Beziehungen nicht beschimpft werden, in denen es am meisten auf Ehre hielt.

Das Unglück war dieser Familie auf die Stirne geschrieben. Nie vergibt ein Volk denen, die es auf dem Gewissen hat. Das blutige Haupt Karls I. trieb die Stuarts vom Throne zurück, das blutige Haupt Ludwigs XVI. die Bourbons. Das einzige neue Fest was Ludwig XVIII. in Frankreich einführte, war ein Trauerfest die Feier des Todestags seines hingerichteten Bruders (21. Januar). Ein Act der reinsten Pietät, den zu versäumen herzlos gewesen

wäre, und doch ein politischer Fehler, weil das französische Volk nun einmal die Bußfertigkeit der trauernden Familie nicht theilte. Das Fest war ein Vorwurf für das Volk, und es grollte darüber.

In der ganzen Familie war Niemand, der dem französischen Volke Neigung oder eine neue Begeisterung hätte einflößen können. Der König, ungewöhnlich dick und vom Podagra gelähmt, konnte nicht zu Pferde sitzen, ja kaum gehen. Sein Wohlwollen und sein constitutioneller Eifer wurde nur als eine schwache Seite aufgefaßt, die man zu seinem Verderben ausbeuten wollte. Der magre Graf von Artois mit etwas hängender Unterlippe wurde glühend gehaßt, der schwärzesten Absichten gegen das Volk beschuldigt und zugleich karikirt und lächerlich gemacht, bald als Don Quixote, bald als frömmelnder Jesuit. Seine beiden Söhne, die Herzoge Ludwig von Angoulême und Karl von Berry, waren ganz unbedeutende Persönlichkeiten. Der erstere hatte sich mit Maria Theresia, der Tochter des hingerichteten Königs, vermählt, die kinderlos nur dem Andenken ihrer unglücklichen Eltern und dem Gebete lebend als eine wittwenhafte Trauergestalt auf die ganze Familie einen düstern Schatten warf.

Flößten die Bourbons selbst weder Ehrfurcht noch Mitleid ein, so noch viel weniger die Emigrirten. Zwar unter dem Adel bemerkte man noch reine ritterliche Charaktere, wie Laroche-Jaquelin, einen hochherzigen Dichter, wie Chateaubriand, dessen génie du christianisme dem bisher in Frankreich herrschenden Voltaireanismus die erste tödtliche Wunde beigebracht hatte. Aber es gab auch unter den Emigrirten viele „Gestalten" von sonderbarem und lächerlichem Ansehen, marklose Mumien in verschollenen Uniformen, platte sauersehende alte Damen in häßlichen Hüten, überall das Widerspiel der jungen lustgedrungenen, siegestrunkenen Helden- und der blühenden, nur zu frei ihre Reize zur Schau stellenden, glücksfrohen Damenwelt des Kaiserreichs. Am meisten schadete den Emigrirten, außer ihrer Greisenhaftigkeit, daß sie unter dem Schutz fremder Bayonette zurückgekehrt waren und, selber ohne ein Verdienst, jetzt den Bürgerlichen, die sich in der Revolution und unter Napoleon um Frankreich verdient gemacht, den Rang ablaufen wollten.

Es grenzt in der That an Naivetät, wenn die Staatsmänner, die auf den großen Congressen saßen, sich einbildeten, die Dinge würden in Frankreich sich so gestalten, wie sie voraussetzten, blos weil sie es so gewollt und befohlen hatten. Die Verachtung der Natur, die Mißkennung der Wahrheit konnte kaum weiter gehen. Jene europäischen Staatsmänner hatten schon im Jahr 1815 die Erfahrung gemacht, wie unhaltbar die Restauration der Bourbons in Frankreich sey, und doch befahlen sie zum zweitenmal, sie müsse halten.

Die seit der Schlacht von Waterloo wie angedonnerten, zweimal besiegten, gänzlich niedergeworfenen und durch die noch im Lande stehende Armee der Feinde geknebelten Parteien, welche die ruhmvollen Erinnerungen des Kaiserreichs oder die Hoffnungen der Republik im Herzen trugen, schwiegen nur, waren aber nicht untergegangen. Unvermerkt wuchs sogar ihre Stärke an, indem sie sich im gemeinsamen Hasse gegen die Bourbons und die Emigration verbunden fühlten. Was in Frankreich nicht gedruckt werden konnte, wurde von Belgien aus über die Grenze geschmuggelt. Der „gelbe Zwerg" brachte von Brüssel alle Bosheiten nach Paris, die dort selbst die Censur nicht hätten passiren können. Dieser kleine Krieg des Witzes schien bedeutungslos, aber er verrieth die grollenden Mächte, die sich damals noch in der Nation verborgen hielten. Sollten die Kinder der großen Armee, die zurückgesetzten Generale, die vielen brodlos entlassenen Offiziere, die alten Schnurrbärte der Garde, der junge, durch die Thaten der Väter begeisterte kriegslustige Nachwuchs in Stadt und Land, sollten die Männer des Volks aus der Zeit der ersten Revolution, wie Lafayette, der ritle ehrgeizige Nachwuchs von Rednern, wie Benjamin Constant, die ewig nach Neuem begierige Jugend des gebildeten Bürgerstandes, die Liberalen, die polytechnischen, die Rechtsschüler, die jungen Genies und Emporkömmlinge im Handelsstande, sollte endlich die brausende, immer an große welthistorische Schauspiele gewöhnte Pariser Bevölkerung sich je im Ernst den Ansprüchen der welken Emigration fügen und immer ruhig und geduldig bleiben?

Das wäre gegen die Natur gewesen. Deshalb gab sich der König alle Mühe, sich der Nation anzuschließen, der Nation Vertrauen zu erwecken und die Emigrirten zu desavouiren. Als sich ihm nach seiner Restauration im Jahr 1815 eine Deputation von Bauern aus der Vendée in ihrer Landestracht vorstellen wollte, wies er sie ab. Man hat ihm das damals und später vorgeworfen, aber er wollte nur den Schein vermeiden, als sey es seine Absicht, seinen neuen Thron auf die wenigen alten Anhänger der Emigration zu stützen. Er wollte die Emigration und die Vendée vergessen machen, um sich als constitutioneller König durch die Verfassung mit der ganzen Nation zu identificiren, sich auf alle Gebildete der Nation stützen.

Auch traf er eine gute Wahl, indem er den Herzog von Richelieu zu seinem ersten Minister ernannte. Unter allen Emigrirten hatte dieser Herzog unstreitig das größte Verdienst. Er hatte schon lange Jahre in russischem Dienste gelebt und als Schöpfer und Gouverneur von Odessa durch Humanität, administratives Talent und große Thätigkeit allseitige Anerkennung und einen europäischen Ruf erworben. Der König schmeichelte zugleich durch diese Wahl dem russischen Kaiser. Richelieu hätte es vorgezogen, nach Odessa zurückzukehren, und übernahm sein neues Amt nur aus Rücksicht auf den König ohne Eigennutz und ohne Betheiligung an dem reactionären Eifer andrer Emigrirten. Sein System war, in Eintracht mit der Pairs- und Deputirtenkammer in dem tief erschütterten Reiche wieder Ruhe und Ordnung zu befestigen und dadurch dem übrigen Europa diejenigen Bürgschaften zu geben, die ein baldiges Zurückziehen der alliirten Executionstruppen ermöglichen sollten. Die Kammern wurden im October 1815 versammelt. Die denselben vorgelegten und auch angenommenen Gesetzesentwürfe gegen Aufruhr, die der Regierung die Macht gaben, ohne Umstände verdächtige Personen zu verhaften und politische Verbrecher von Prevotalhöfen mit Umgehung der Geschworenen richten zu lassen, waren als Ausnahmsgesetze für den unleugbaren Ausnahmszustand, in welchem sich Frankreich nach Napoleons Sturz befand, nur zu nothwendig

und in jeder Weise gerechtfertigt. Desgleichen die Auflösung der damals durch und durch rebellischen polytechnischen Schule. Eben so natürlich waren die aus der Kammer selbst hervorgehenden und gleichfalls zum Gesetz erhobenen Anträge auf Wiederherstellung des kirchlichen Ansehens. Der Vicomte von Castlebajac trug nämlich darauf an, daß die Kirche wieder Eigenthum erwerben dürfe, und Bonald, daß das kirchliche Verbot der Ehescheidung wieder in Kraft trete. Es bezeichnet die ängstliche Vorsicht des Königs, daß er solche Anträge nicht vom Ministerium ausgehen ließ. Er hätte sich ihrer nicht zu schämen gebraucht. Die Kirche war seit ihrer förmlichen Ausrottung während der ersten Revolution durch Napoleon nur oberflächlich und nur mit halbem Willen wiederhergestellt worden. Noch waren 5000 Pfarreien in Frankreich ohne Priester, die angestellten Priester aber elend besoldet. In Paris versammelte sich eine Congregation von Kirchenfreunden und in Angers begann der Abbé de Rauzan im Frühjahr 1816 die Missionen, eindringliche Bußpredigten vor dem Volk unter freiem Himmel mit Beichte und Aufpflanzung des hohen Kreuzes, im Gegensatz gegen die Pflanzung der Freiheitsbäume in der Revolution. Das Volk strömte in Masse herbei, wohin die Missionäre kamen, und seine brünstige Andacht beschämte die gebildeten Freigeister, die über diese Erscheinung ganz wüthend waren und sich zunächst durch wohlfeile Ausgaben der Werke Rousseau's und Voltaire's rächten, die in ungeheuren Massen verbreitet wurden.

Wie gefügig auch die Kammer war (die der Spott la chambre introuvable nannte), der Graf von Artois und der von der Emigration heimkehrende Adel war doch weder mit ihr, noch mit dem Ministerium und dem gemäßigten System des Königs zufrieden. Der Graf weigerte sich, in der Pairskammer den Eid auf die Verfassung zu leisten. Sein Scharfblick sah die Gefahr voraus, die seiner Dynastie von dieser Seite her in Zukunft drohen würde. In dem von ihm in den Tuilerien bewohnten Pavillon Marsan pflegten sich die Männer zu versammeln, die der Verfassung abhold waren, die eine absolute Regierung für nothwendig, alle constitu-

tionellen Concessionen für gefährlich hielten, demnach in der Reaction weit über den König hinaus (ultra regem) gehen wollten und die man deshalb die Ultras nannte. Diese waren nun unablässig bemüht, die Kammermehrheit zu erlangen, und hatten auch den Minister des Innern, Vaublanc, für sich gewonnen. Die Waage schwankte. Da entschloß sich der König rasch und entließ nicht nur Vaublanc, sondern auch die Kammer, im April 1816.

Zu diesen Maßregeln trugen die Unruhen im Süden nicht wenig bei. Schon 1815 hatte hier die fanatisch royalistische und klerikale Partei blutige Rache an den Anhängern Napoleons geübt. Hier war Marschall Brune vom Volk ermordet worden. Hier hatte man selbst die Beamten nicht respectirt und dem König seine Nachgiebigkeit offen vorgeworfen. Die Verdets, eine Mörderbande, zogen unter dem schrecklichen Trestaillon umher und schlachteten zu Nismes und in der Umgegend die als Bonapartisten verdächtigten Protestanten. Kein Alter noch Geschlecht wurde verschont, die Häuser angezündet. Was fliehen konnte, rettete sich in die Wälder. Der Herzog von Richelieu schickte einen seiner persönlichen Freunde, den General Grafen Lagarde nach Nismes, um die Ruhe herzustellen, aber ein Gefährte Trestaillons schoß den General vom Pferde. Ganz Aehnliches geschah in Toulouse, wo General Ramel, als er Ruhe stiften wollte, gleichfalls erschossen wurde. Es war unmöglich, die Mörder zu bestrafen, die Geschworenen sprachen sie frei. Der König hatte keine Autorität im Süden. Trestaillon begann seine Rolle von neuem, führte eine zahlreiche mit rothen Kreuzen bezeichnete Bande nach Lyon und bedrohte dort die Sicherheit der Personen und des Eigenthums dermaßen daß die heimlichen Bonapartisten, auf den Unwillen, der in der ganzen Stadt herrschte, vertrauend, am 26. Januar 1816 die Büste Napoleons II. (des Herzogs von Reichstadt) durch die Straßen trugen und sich bewaffneten. Sie wurden aber, weil die Truppen nicht abfielen, leicht besiegt und den Prevotalhöfen ausgeliefert. Ebenso unterlagen die kleinen Aufstände in Tarrascon, Rennes, Nantes, zuletzt am 4. und 5. Mai ein größerer in Grenoble, indem hier ein gewisser Didier sich mit

einem napoleonistischen Anhang der Festung bemächtigen wollte. Er wurde gefangen und man hieb ihm Hand und Kopf ab. Die Hinrichtungen folgten sich in Menge.

Diese Blutscenen, unvermeidlich im Interesse der Ordnung, betrübten den König tief. Doch ließ er sich von den Ultras nicht einschüchtern, ihre Aufhetzungen bestärkten ihn vielmehr in seiner Mäßigung. Indem er im Juni den Herzog von Berry, der etwas muntrer als sein Bruder, gutmüthig und der Mäßigung zugeneigt war, mit der Prinzessin Caroline von Neapel vermählte, um einen Thronfolger zu erhalten, hoffte er an diesem jungen Hofe sich eine Stütze gegen den Pavillon Marsan zu erziehen. Eine andere fand er an Decazes, der als Polizeiminister die Umtriebe der Ultras am besten kannte, ihn dringend vor dem Uebermuthe dieser Partei warnte und ihm rieth, eine neue Kammer wählen zu lassen, in welche gemäßigtere Männer eintreten würden. In Folge dessen löste der König am 5. September definitiv die Kammer auf.

Alles ging nach Wunsch. Die neuen Wahlen fielen auf Anhänger der Mäßigung, die Ultras blieben in der Minderheit, und Lainé, der an Vaublancs Stelle Minister des Innern geworden war, setzte ein neues Wahlgesetz durch, nach welchem das Wahlrecht auf alle ausgedehnt wurde, welche 300 Franken direkte Steuer bezahlten. Dadurch wurden 90,000 neue Wahlstimmen geschaffen, welche größtentheils dem bürgerlichen Stande angehörten. Auch die Censur wurde ermäßigt, und Bücher, über 20 Bogen stark, für censurfrei erklärt. Die Prevotalhöfe wurden aufgehoben. Für die Armee wurde die Conscription wieder hergestellt, der Adel davon nicht ausgeschlossen und die Ernennung zu Offiziersstellen ausschließlich vom Verdienst abhängig gemacht. Vergebens grollten die Ultras. Die Kammermehrheit und die Regierung gingen Hand in Hand. In der ersteren begannen neue Namen zu glänzen, die später zu immer größerem Ruhme gelangt sind, Laffitte und Casimir Perrier (beide Bankiers), Dupont de l'Eure 2c. Die vom König so sehnlich gewünschte Allianz des Throns mit dem Bürgerthum schien erreicht und Europa sah Frankreich in Ruhe und mit seiner Ver-

fassung zufrieden. Die einzigen Ruhestörer waren die Ultras gewesen.

Mehr bedurfte es nicht, um den Herzog von Richelieu zu der Hoffnung zu berechtigen, er habe seine politische Mission vollendet. Er unterhandelte insgeheim mit seinem ehemaligen Gebieter, dem Kaiser von Rußland, stellte ihm die Sachlage vor und erlangte von ihm schon 1817 die Entfernung eines Theils der fremden Executionsarmee, und 1818 eine noch großmüthigere Reduction der französischen Geldschuld. Am 25. April dieses Jahres kündigte Richelieu der angenehm überraschten Kammer an, Kaiser Alexander habe die übrigen Großmächte bewogen, ihre Forderungen an Frankreich auf eine Rente von 12—13 Millionen Franken zu reduciren, und wenn Frankreich darauf eingehe, würden die letzten Executionstruppen ohne Zweifel den französischen Boden räumen. Natürlicherweise wurden diese Propositionen mit Dank angenommen, und die Rente wurde durch Unterzeichnungen alsbald gedeckt.

Im Herbst desselben Jahres kamen die Monarchen, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, und ihre berühmten Minister zu einem Congreß in Aachen zusammen, hießen alles gut, was zwischen Kaiser Alexander und Richelieu verabredet war, feierten Feste und gingen nicht auseinander, ohne abermals einen geheimen Vertrag geschlossen zu haben, der nur eine kleine Abänderung der h. Allianz war, sofern diesmal auch England und Frankreich beitraten. Das war jetzt erst die förmliche Begründung der europäischen Pentarchie. Die fünf Mächte erklärten, den Frieden Europa's wahren und immer in gegenseitigem Einverständniß operiren zu wollen, um diesen Zweck zu erreichen. Wo irgend eine Störung drohe, sollten alsbald persönliche Zusammenkünfte der Monarchen oder ihrer ersten Minister (Monarchencongresse oder Ministerconferenzen) eingeleitet werden.

Der europäische Horizont erschien indeß dem Aachner Congreß nicht ganz wolkenlos. Der Herzog von Richelieu hatte einige Mühe, die Monarchen zu überzeugen, daß sein in Frankreich eingehaltenes System das ganz richtige sey. Die Begünstigung der bürgerlichen Kammermehrheit zum Nachtheil der adeligen Ultras schien manchem

bedenklich. Indeß entzogen sie dem Herzog ihr Wohlwollen nicht, gewährten ihm alle seine Wünsche und rechneten im schlimmsten Fall auf ihre Macht, welche stark genug war, etwaige neue Bewegungen in Frankreich zu zügeln. Als nun die neuen Kammerwahlen in Frankreich am Ende des Jahres noch viel ungünstiger als die früheren für die Ultras ausfielen und sogar der gefürchtete Lafayette gewählt wurde, dankte der Herzog von Richelieu Gott, daß der Congreß nicht mehr beisammen war, daß er die Vorwürfe derer, denen er zu viel versprochen hatte, nicht mehr anhören mußte, und legte sein Amt am 27. Dezember nieder mit dem Bewußtseyn, nach bestem Willen redlich seinem Könige gedient zu haben, jedoch auch mit der marternden Sorge, er habe das Königthum vielleicht schlimmern Feinden überliefert, als die waren, die er im Pavillon Marsan unterdrückt hatte. Er war ohne Vermögen. Die Kammern votirten ihm eine Dotation von 50,000 Franken, aber er schenkte sie den Spitälern von Bordeaux.

Decazes trat an seine Stelle, um die Allianz des Thrones mit dem Bürgerthum noch mehr zu befestigen. Ludwig XVIII. würde jedoch kaum so kühn vorgeschritten seyn, wenn er nicht der heimlichen Zustimmung Rußlands versichert gewesen wäre. Nesselrode, der erste russische Diplomat, kam selbst nach Paris, nachdem ein anderer Günstling und Botschafter des Kaiser Alexander, Graf Orlow, im Sinn der Ultras große Besorgnisse ausgesprochen hatte. Nesselrode fand, die französische Verfassung sey das beste Mittel, den König in Paris in der russischen Vasallenschaft zu halten, ein König der Ultras würde so geschmeidig nicht seyn. Also durfte Decazes mit russischer Erlaubniß Freiheiten die Hülle und Fülle ausstreuen. Am 1. Mai 1819 gab derselbe Frankreich die Preßfreiheit, erließ eine Amnestie für eine Menge bisher Verbannte, legte sich selbst und seinen Collegen durch ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister strenge Pflichten auf und überstimmte die unzufriedenen Ultras, als sie in der Pairskammer Widerstand leisteten, durch die Ernennung von 60 neuen, seinem System ergebenen Pairs. Das waren nun alles Notabilitäten aus der Kaiser-

zeit oder Constitutionelle, der König fand nicht einen einzigen Mann des Hofes darunter, strich ein paar Namen aus und ersetzte sie mit andern, damit ich, wie er lächelnd sagte, wenigstens Einen von den Meinigen unter den Ihrigen sehe. Die Ultras waren außer sich, hielten den König für wahnsinnig, daß er sich so ganz seinen geborenen und geschwornen Feinden hingebe und die ganze Familie verrathe, und tobten ihren Zorn im „Conservateur“ aus, einem von Chateaubriand, Bonald und Lamennais geschriebenen Journal. Chateaubriand vergaß dabei die Würde der Religion, die er früher so siegreich vertreten hatte, und die Grazie des Schönen, die dem berühmten Dichter geziemt hätte. Seine Leidenschaftlichkeit und die Maßlosigkeit seiner Rede steckten die ganze Presse und die Kammer an. Die Pariser Luft durchzog ein Miasma von Beschimpfungen, von Gift des wüthendsten Hasses. Die Fragen des Tages rechtfertigten diese furchtbare Aufregung der Geister nicht, aber jeder wußte, was für geheime Gedanken dahinter verborgen lagen, und daß man um die ganze Zukunft Frankreichs kämpfe. Decazes, früher im Dienst von Napoleons Mutter, aus unbedeutendem Anfang plötzlich zur höchsten Macht emporgestiegen, war dem alten Adel grenzenlos verhaßt und wurde von den Ultras aufs boshafteste verleumdet, während ihn die bürgerliche Opposition nur als Werkzeug für ihre anderweitigen Plane benutzte. Diese Opposition (deren Mitglieder sich früher Independenten nannten) erhielt jetzt erst den aus Spanien entlehnten Namen der Liberalen. Damals schon unterschied man unter ihnen constitutionelle Systematiker nach englisch-deutschem Zuschnitte, die man erst etwas später die Doctrinäre genannt hat (Royer Collard stand an ihrer Spitze), und die mehr praktischen Liberalen, aus denen später die Radikalen hervorgingen, schon in geheimen Gesellschaften constituirt. So die Gesellschaft für Preßfreiheit, eine s. g. Union und noch eine dritte, die alle in Lafayette ihren Chef erkannten, und darin einverstanden waren, die Bourbons durch sich selbst, zunächst die Ultras durch Decazes zu stürzen.*)

*) Eitle Umtriebe des Königs der Niederlande, der in Brüssel mit französischen Liberalen heimlich tractirte und sich überreden ließ, er könne durch

Aber die grimmigsten Feinde der Bourbons hatten schon keine Geduld mehr. Der Volksdichter Beranger tauchte seine chansons in das schwärzeste Gift des Volkshasses gegen die Dynastie, und sie wiederklangen durch ganz Frankreich, entzündeten in tausend Herzen die feindseligsten Entschließungen. Die eben erst gemaßregelte Stadt Grenoble ließ in den Abgrund von Haß hineinblicken, der hier wie in so vielen andern Gegenden Frankreichs das Volk gegen die Regierung einnahm. Sie wählte den alten Abbé Gregoire, eine weiland Größe der ersten Revolution, zum Abgeordneten in die zweite Kammer, obgleich (d. h. weil) er mit für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hattte. Diese freche Herausforderung der Krone erregte Bestürzung unter allen Friedliebenden und rechtfertigte die Ultras gegen Decazes, indem sie bewies, dieses Ministers Concessionen hätten das Volk keineswegs loyaler, sondern nur revolutionärer gestimmt. Die Kammer selbst fühlte das Unschickliche in der Wahl von Grenoble und schloß einstimmig den Gewählten aus. Damals schickte der Kaiser von Rußland den Grafen Capodistrias nach Paris, um zum Rechten zu sehen, und derselbe ertheilte den Rath, etwas einzulenken und durch abermalige Einschränkungen im Wahlgesetz die Liberalen zu schwächen. Ehe aber diese Angelegenheit vor die Kammer kommen konnte und während noch das Einverständniß der Kammermehrheit mit Decazes unerschüttert war, wurde das künstliche und trügliche Gewebe der Parteien plötzlich wie durch eine unterirdische Hand, durch einen kühnen Griff aus der Hölle heraus wieder zerrissen. Als nämlich der Herzog von Berry am 13. Februar 1820 Abends aus der Oper kam, wurde er von einem gewissen Louvel, einem Sattler des k. Marstalls, mit einem großen Messer todtgestochen. Der Mörder gestand, diese That auf eigene Verantwortung, ohne Mitschuldige, einzig im Gefühl und zum Zeichen des allgemeinen Nationalhasses gegen die Bourbons begangen zu haben, und mit der Absicht, im jüngsten

---

sie noch auf den französischen Thron gelangen, gehören diesem Zeitpunkt an. Der Vater selbst und nicht etwa bloß der Sohn, Prinz von Oranien, war dabei betheiligt.

Prinzen, von dem allein Nachkommenschaft zu erwarten war, die ganze Dynastie zu treffen.

Da sah die fürchterliche Wahrheit dem täuschenden Schein ins Gesicht. Chateaubriand sagte von Decazes, der das wohlgemeinte, aber trügliche Vertrauen genährt hatte, sein Fuß sey im Blut ausgeglitten, er müsse fallen. Alle Warnungen der Ultras kamen jetzt schnell wieder zur Geltung. Der König war unendlich betrübt und weinte bitterlich, denn er hatte alle Hoffnung auf den jungen Berry gesetzt. Der Gemordete hinterließ nur eine Tochter, aber seine Gemahlin noch in guter Hoffnung. Außer dem Schmerz um Berry quälte den König auch der um Decazes, denn diesem Minister wurde nun allein die Schuld aufgebürdet, er allein habe die revolutionäre Gesinnung in Frankreich wieder groß gezogen, ja ein Kammermitglied nannte ihn geradezu den Mörder Berrys. Alle verlangten seine Absetzung. Der König wollte lange nicht darein willigen. Erst als sich Richelieu bereit zeigte, die schwierige Regierung wieder zu übernehmen, und der Graf von Artois demselben sein Wort als Edelmann gab, gegen das neue Ministerium keine Opposition zu machen, entschloß sich der König, seinen Liebling Decazes zu entlassen, den er mit Gunstbezeugungen überhäufte, zum Herzog erhob und mit einer fürstlichen Ausstattung als Gesandten nach England schickte.

Richelieu, durch das Wort von Artois sicher gemacht, nahm Villèle aus der Partei der Ultras mit ins Ministerium und traf die nach der schrecklichen Mordthat unvermeidlich gewordenen Maßregeln, durch welche überall da, wo Decazes zu weit links gegangen war, wieder nach rechts eingelenkt werden sollte. Aber die Regierung verlor damit alles Vertrauen; jeder, auch der kleinste Rückschritt wurde ihr ausgelegt, als sey sie ganz ins Lager der Ultras übergegangen, und also regiere eigentlich nicht mehr der König, sondern Artois. Der König verlor den Nimbus der Freisinnigkeit und erschien als ein Heuchler oder Schwächling. Nicht minder büßte der ehrliche Richelieu die hohe Achtung ein, die ihm bisher alle Parteien gezollt hatten. Er schien nur noch

Werkzeug eines Hasses, den er nicht theilte. Die von ihm und noch mehr von Decazes so liebevoll gepflegte Vereinbarung der Krone mit der bürgerlichen Mittelpartei war für immer zerrissen. Die letztere aber war unter ihm und Decazes erstarkt und schickte sich an, die Macht, die sie einmal errungen, jetzt gegen ihn zu gebrauchen. Die Opposition bedurfte des ministeriellen Schildes nicht mehr, sie focht von nun an unter der eigenen Verantwortung und auf eigene Rechnung. Die große Mehrheit des Volkes aber stand hinter ihr, denn die neue Reaction beleidigte es tief. Im April wurde die Censur wieder eingeführt, reclamirte die Regierung auch wieder das Recht, jeden Verdächtigen ohne Umstände zu verhaften, und schränkte durch ein neues Wahlgesetz wieder die Wahlrechte der Mittelklasse ein. Das gab nun den bürgerlichen Deputirten in der zweiten Kammer die erste langersehnte Gelegenheit, ihre Redefreiheit energisch zu brauchen, im Namen der Nation sich in begeisterten Worten hören zu lassen und die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Die neuen Maßregeln der Regierung überhoben die Redner der bisherigen Discretion. Der Abmarsch der fremden Truppen aus Frankreich trug auch nicht wenig bei, den Muth aufzufrischen. So schlug denn in der Deputirtenkammer zuerst General Foy den Ton mächtiger Gegenrede an, welcher immer mehr zum Donner anwachsen und in ganz Frankreich widerhallen sollte. Er wagte es, die Ultras eine „Handvoll Elender" zu nennen, denen die ganze Nation gegenüberstehe. Nicht mit Unrecht frug er, warum man diese ganze Nation wegen des Frevels eines einzigen Menschen strafe? und welches Spiel man mit einer Verfassung treibe, die vom Volk als Grundgesetz und Palladium verehrt werden solle und die man heute gelten lasse, morgen wieder nicht? Den Accent den er auf die Verfassung (Charte) legte, verstand das Volk. Ueberall tönte damals dem König und dem Minister auf den Straßen der Ruf entgegen: vive la charte! Benjamin Constant aber verkündete damals schon den Sturz der Bourbons, indem er ausrief: „die Republik fiel durch die rothen, das Königthum wird durch die weißen Jacobiner fallen!" Ein ungerechtes Wort. Die alte Dynastie wäre unter

den Liebkosungen der Volksmänner eben so gewiß erstickt worden, als sie dem Haß derselben erliegen mußte. Die Ultras konnten nichts dazu noch davon thun und waren wenigstens ehrlich, indem sie mit notorischen Feinden nicht capitulirten, sondern sich wehrten.

Die Revolutionen, die im Lauf des Jahres 1820 in Spanien und Italien ausbrachen, und die gegen die daselbst regierenden bourbonischen Dynastien gerichtet waren, und eine Verschwörung, die das Schloß von Vincennes bei Paris in die Hände der Aufrührer liefern sollte, rechtfertigten noch mehr das Mißtrauen und die bisherige Haltung der Ultras und nöthigten den Herzog von Richelieu zu größerer Nachgiebigkeit gegen die letzteren. Die ganze Strenge des Jahres 1816 kehrte zurück, und unter diesen Eindrücken kam nach dem neuen Wahlgesetz wieder eine reactionäre Kammer zu Stande, die den Forderungen der Ultras zustimmte und Richelieu (trotz des ihm vom Grafen von Artois gegebenen Versprechens) am Ende zum Rücktritt nöthigte. Im Dezember 1822 war Villèle an der Spitze der Ultras erster Minister.

Mittlerweile hatte die Herzogin von Berry am 29. September 1820 einen jungen Prinzen geboren, Heinrich, der zum Herzog von Bordeaux ernannt wurde. Der entzückte Adel schenkte dem neugeborenen Knaben das Schloß Chambord. Kaum hatte die altfranzösische Lilie diese neue Knospe getrieben, so erfuhr man den Tod Napoleons in seiner Verbannung auf der Insel St. Helena am 5. Mai 1821. Das ungesunde Klima der Insel und die täglichen Quälereien, die dem großen und weltberühmten Kaiser durch seinen Kerkerwärter, den englischen Gouverneur Sir Hudson Lowe, angethan wurden, rafften ihn vor der Zeit dahin. Die französischen Gefährten Napoleons auf St. Helena haben in ihren Berichten von diesen Quälereien vieles übertrieben und es überhaupt darauf angelegt, Aufsehen in Europa zu machen, den Enthusiasmus für Napoleon zu erneuern und selbst seine Feinde zu mitleidiger Theilnahme zu nöthigen. In gleicher Absicht war es Napoleon selbst, der durch sein beleidigendes Benehmen gegen den Gouverneur dessen Härte herausforderte. In den Augen Europas sollte nicht nur den

Gouverneur, sondern auch die, in deren Auftrag er die Hut des sterbenden Löwen übernommen, der Fluch der Gemeinheit treffen. Eine zeitgemäße Berechnung. Auch anderwärts, ja in England selbst, fing in der consequenten Durchführung der Pentarchie etwas gar zu Nüchternes und Gemeines die genialeren Naturen zu langweilen an. Ein feuriger junger Dichter, Lord Byron, erklärte dieser Gemeinheit offen den Krieg. Der Sinn der Anklage war: alle Poesie der Weltgeschichte ist mit Napoleon und der Revolution begraben. Nichts waltet jetzt, als die ordinärste Prosa, Mittelmäßigkeit an den Höfen, bloße Routine in der Diplomatie und unerträgliche Pedanterie in der Bureaukratie. Etwas ganz Andres verlange der Adel, der Geist, das tiefe Gemüth der Völker, die gleich schönen und hochgebildeten Sklavinnen in den Ketten barbarischer und stumpfsinniger Gebieter seufzen. Eine süße poetische Wehklage ertönte von Byrons Saiten durch die Welt, sich mischend mit der Klage um den großen Todten von St. Helena. Alle Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, alle offne Erhebungen der Völker gegen die im Jahr 1815 getroffene Ordnung der Dinge war seitdem mit Poesie umkleidet, und nicht weniger das Grab Napoleons. Der ungeheure Haß, der noch vor wenigen Jahren ganz Europa gegen ihn waffnete, war erloschen. Man anerkannte wieder seine Größe, der Griffel der Geschichtschreiber zeichnete emsig seine Thaten auf, und alle Welt las sie mit Begierde und versenkte sich von neuem in die begeisterte Theilnahme, die sie einst dem General der Republik und dem ersten Consul geschenkt hatte. Darum fand auch sein Testament warme Sympathien. „Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, mitten unter dem französischen Volke, das ich so sehr geliebt habe," so lautete das Abschiedswort des sterbenden Kaisers und traf viele tausend französische Herzen. Die Freude in den Tuilerien über seinen Tod kam zu früh. An seinem Grabe reichte eine große Erinnerung großen Hoffnungen die Hand, indeß an der Wiege des Herzogs von Bordeaux unsichtbar die bleiche Sorge saß.

Zweites Buch.

Die Reaction in Deutschland.

Napoleon hatte das von Karl dem Großen gegründete römische Reich deutscher Nation zerstört. Der letzte deutsche Kaiser hatte sich Kaiser von Oesterreich genannt und begnügte sich damit auch nach dem Sturze Napoleons, weil er nicht einmal über die souveränen Mittelstaaten, geschweige über das mächtige Preußen eine kaiserliche Oberhoheit herzustellen vermocht hätte. Das begriffen auch die feurigsten Patrioten jener Zeit, weshalb sie nicht sowohl auf eine Wiederherstellung der Reichsverfassung und des deutschen Kaisers, als auf eine Stärkung und Erweiterung des deutschen Bundes drangen. Es schien ihnen über alle Begriffe ungerecht, daß die im Kampf gegen Napoleon vereinigt gewesenen Deutschen als Sieger nicht einmal das wiedererlangen sollten, was ihnen früher gehört hatte, die Niederlande, das Elsaß, Lothringen. Gleichviel, welchen Herren in Deutschland es zufiel, wenn es nur wieder dem deutschen Bunde einverleibt wurde. Vor allem war das Bedürfniß, die deutsche Westgrenze gegen Frankreich besser als bisher zu schützen,

so augenfällig, daß in der That die Nichtbefriedigung dieses Bedürfnisses als eine schwere Verschuldung am deutschen Volke angesehen werden mußte.

Aber es ließ sich nicht ändern. Oesterreich und Preußen waren nicht einig und konnten mithin auch den übrigen Großmächten gegenüber für das deutsche Gesammtinteresse nichts ausrichten. Noch weniger die Mittelstaaten, wie eifrig auch damals der Kronprinz von Württemberg sich der Grenzfrage annahm. Das Volk selbst verhielt sich passiv, indem es nach Staaten, Stämmen und Confessionen getheilt, den überschauenden Standpunkt nicht zu gewinnen vermochte, von wo aus es seine eigene nationale Größe, seine Gesammtinteressen und seine Zukunft hätte ins Auge fassen können. Nur ein sehr kleiner Theil der Gebildeten hatte diesen Standpunkt gewonnen und Muth genug, die Wahrheit zu verfechten. Aber auf diese wenigen kam es bei der Entscheidung nicht an.

Die Centralbehörde des deutschen Bundes, der **Bundestag** zu Frankfurt a. M., hielt seine Eröffnungssitzung erst am 5. Nov. 1816. Der präsidirende österreichische Gesandte, Graf Buol-Schauenstein, hielt eine kalte, formelle Rede, die längst vergessen ist und auf die schon die Zeitgenossen nicht hörten, denn der Bund war von seinem ersten Entstehen an unpopulär und niemand schenkte ihm Vertrauen. Auch seine Thätigkeit war nicht geeignet, eine bessere Meinung von ihm zu erwecken. Er that nämlich nichts oder negirte nur. Die mediatisirten kleinen Fürsten und Grafen, der Johanniterorden 2c. überschwemmten ihn mit Reclamationen, die alle zu spät kamen. Die kurhessischen Domainenkäufer, denen der Kurfürst die unter Jerome Napoleon von ihnen erkauften Domainen ohne Entschädigung wieder abnahm, klagten über dieses schreiende Unrecht, wurden aber gleichfalls vom Bundestag abgewiesen. Im folgenden Jahr kam die wichtige Frage einer am Oberrhein zu gründenden Bundesfestung zur Sprache, das aus der französischen Contributionssumme dafür bestimmte Geld war vorhanden und beim Juden Rothschild deponirt, wurde aber nicht angewandt. Man konnte sich über die Wahl des Platzes nicht vereinigen. Der Jude

zahlte nur 2—2½ Procent gegen dreißig Jahre lang, so daß die Differenz des Zinses, den er gab, und des Zinses, den er aus dem Kapital zog, den Betrag der Depositen überstieg.

In Oesterreich erlitt das alte Regime durch die großen Erschütterungen der Napoleonischen Zeit keine Aenderung. Kaiser Franz I. hatte seinen Völkern nichts versprochen, brauchte also auch keine Aenderungen vorzunehmen. Da seine Völker nicht aufgeregt waren, bedurfte es auch keiner Reaction. Alles blieb im alten Geleise. Die Regierung war allmächtig und, trotz mancherlei Corruption in der Beamtenwelt, populär. Der Adel war im Reichthum erschlafft, in die Sphäre des Hofes gezogen und fern von Opposition. Die Kirche lag im Schlaf, die Bischöfe waren ergebene Diener der Krone, keinerlei Geist regte sich im niedern Klerus. Die Wiener waren durch Wohlleben, Theater und Spaß aller Art befriedigt; die Provinzen, wenn auch zum Theil verarmt und hart gehalten, doch an stummes Gehorchen längst gewöhnt. Wenn man dem Kaiser Franz I. schwerfälliges Phlegma und seinem ersten Minister, dem Fürsten Metternich, sanguinischen Leichtsinn im bequemen Genuß vorgeworfen hat, so ist doch die Passivität in Oesterreich nicht blos aus diesen persönlichen Charakterzügen der Regierenden zu erklären, sondern sie lag schon lange im Volke selbst und machte den Regierenden ihr Verhalten leicht. Metternich, von Jugend auf ein aimable roué, mit Weibern tändelnd und das Geld an sie verschwendend, stand ganz auf dem Niveau der Wiener.

Obgleich nun hier, was geschah, zunächst ganz natürlich schien, so mußte doch die schlechte Wirthschaft früher oder später zum Verderben führen. Oesterreich, so unerschöpflich reich an Naturschätzen, sank mitten im Frieden immer tiefer in Schulden*). Man war

*) In dem 1857 gedruckten Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller tauschten beide öfters ihre Befürchtungen gegen einander aus. Nicht ohne Entsetzen schrieb Gentz 1818, „die Ueberspannung des Rentensystems gehe schon so weit, daß man den Grundsatz aufstelle, bei jeder neuen Anleihe müssen die Renten steigen.“ Im Jahre 1820 schrieb ihm Adam Müller: „In dem Augenblicke, in welchem Metternich im Namen des alten Oesterreichs

zu faul und frivol, um die natürlichen Hülfsquellen zu öffnen. Man sperrte sich nicht nur durch ein kostspieliges peinlich strenges Mauthsystem vom übrigen Deutschland, sondern auch im Innern des österreichischen Kaiserstaates selbst eine Provinz von der andern ab. Man ließ die Donauschifffahrt im Argen, und Russen durften sich an den Niederungen des herrlichen Stromes festsetzen. Man ließ den Hafen von Venedig versanden, und Engländer durften mit ihren Dampfschiffen die Verbindung zwischen diesem Hafen und dem von Triest usurpiren. Dagegen borgte das jüdische Haus Rothschild *) in Frankfurt a. M. dem österreichischen Staate nach einander ungeheure Summen, durch die es das Danaidenfaß in Wien doch niemals ausfüllte, die den Borger immer ärmer, den Verleiher immer reicher machten. Mit diesem Borgen steigerte sich zugleich der Schwindel des Börsenspiels. Es gab aber kluge Politiker, die in der ökonomischen Verschuldung Oesterreichs eine Bürgschaft für den europäischen Frieden und für den Sieg des con=

---

die Sprache der Ehre rede und eine würdige Politik der Religion und des Rechts verkünde, würdige sich dasselbe Oesterreich zur Gemeinschaft mit den schlechtesten Staatsadministrationen des Jahrhunderts herab und beschwöre die künftige Revolution herauf."

*) Gegründet von Mayer Amschel, der von seinem Hause in Frankfurt „zum rothen Schild" benannt wurde. Nach seinem Tode 1812 vertheilten sich seine fünf Söhne in fünf große Häuser zu Frankfurt, Wien, Paris, London und Neapel und mehrten ihren Reichthum ins Fabelhafte, sofern sie fast allen Staaten zu hohen Procenten Geld liehen, dann die Obligationen zu höherem Curs verkauften, den Curs plötzlich sinken ließen, die werthlosen Papiere dann wieder kauften, wieder steigen ließen und verkauften. Sie brauchten, um eine Steigung und Nachfrage nach den Papieren zu bewirken, nur durch ihre Agenten eine kleine Parthie Papiere zu kaufen, so wollte alle Welt kaufen, und umgekehrt, wenn sie verkauften, wollte alles verkaufen. Zudem hatten sie überall ihre Agenten, erfuhren alle Staatsgeheimnisse zuerst und erhielten die Nachricht davon früher durch Taubenposten, später durch Telegraphen, eher, als jeder Andere, so daß sie, wenn die Staatspapiere fallen mußten, zuvor noch rasch verkaufen konnten, oder aber kaufen, wenn ein Steigen der Papiere bevorstand. Vergl. den Artikel Rothschild in J. Meyers Conversationslexikon, Supplementband V.

servativen Princips sahen, denn dem allmächtigen Juden müsse daran liegen, daß sein Schuldner in Frieden und in geordneten Zuständen bleibe, um zahlen zu können. Dem natürlichen Sinne mußte sich jedoch das Schuldenmachen bei Rothschild als eine kolossale Unnatur, als das systematische Aussaugen eines kranken Baumes durch einen überwuchernden Parasiten darstellen, und die Herrschaft eines Juden über die christlichen Kaiser und Könige als ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit und ihrer Verkehrtheit. Man pflegt heute noch das Schuldenmachen der Staaten beim Hause Rothschild als etwas anzusehen, was sich von selbst verstehe, aber die Folgezeit wird lehren, in welchem ungeheuren Irrthum man befangen ist. Wenn in einer langen Friedenszeit aller Segen Gottes im Ackerbau, Viehzucht, Bergwerk ꝛc. alle unermeßliche Arbeit der christlichen Bevölkerung zu nichts anderem führt, als daß die Staatsschulden immer kolossaler anschwellen, die Völker immer ärmer werden und der Bankier allein alles Geld zusammenhäuft, so ist das eine Unnatur, über welche man auf die Dauer niemand mehr wird täuschen können. Wenn die europäische Pentarchie in irgend etwas gefehlt und sich versündigt hat, so ist es in ihrer Protection des Börsenspiels.

Unter dem Schutze der reichen jüdischen Bankiers, die, von den Höfen mit Orden, Adelstiteln, Einladungen ꝛc. überhäuft, sich in die höchste Gesellschaft eindrängten und in den Antichambres der Minister immer die Bevorzugten waren, tauchte das für die letzten vier Jahrzehnte so charakteristisch gewordene jüdische Literatenthum auf. Die Jugend Israels begann sich auf die schöne Literatur, auf die Redaction von Zeitungen, auf Theater und bildende Kunst zu werfen und durch alle dem jüdischen Stamm eigene Mittel und Wege, durch Geldmittel, durch Zusammenhalten, Lobassekuranz, unaufhörliches Selbstanpreisen und Unverschämtheit jeder Art sich emporzuschrauben. Diesem Treiben lag aber tiefer Haß gegen die christliche Religion und die deutsche Nationalität zu Grunde.

Die nächste Gefahr für Oesterreich lag in der allmälig beginnenden Reaction der böhmischen, ungarischen und italienischen

Nationalitäten gegen die deutsche. Unbestritten hatten bisher die Deutschen vorgeherrscht. Die erbärmliche Erschlaffung und Frivolität des deutschen Charakters aber, wie er sich in Wien kund gab und von da aus verbreitete, konnte das Erwachen des bessern Bewußtseyns bei den andern, Oesterreich unterworfenen Nationen um so weniger verhindern, als sich Oesterreich gegen das übrige Deutschland so schroff verschlossen, die Stärkung des deutsch-österreichischen Elementes von Preußen, Sachsen und dem deutschen Westen her erschwert und verpönt hatte. Zuerst fingen die Böhmen, später die Ungarn an, ihre Sprache und Alterthümer mit einem Eifer zu studiren, der erst nur eine gelehrte und unschuldige Spielerei schien, bald aber einen politischen Charakter annahm.

Nichts war lächerlicher, als daß man im übrigen Deutschland von Oesterreich immer kirchliche Reactionen, jesuitische Umtriebe und dergleichen besorgte. Sowohl der Kaiser als Metternich waren josephinisch gesinnt und haßten nichts so sehr, als Geist und Aufschwung in der Kirche *). Zu klug, um den Klerus zu verfolgen, hielten sie denselben nur in herkömmlicher Abhängigkeit, gesättigt mit Fleisch unter der Bedingung, keinen Geist zu haben. Der Kaiser betrachtete sich als einen großmüthigen Beschützer des Papstes, von dem er keine Befehle anzunehmen habe, der sich vielmehr nach ihm richten müsse. Als Papst Pius VII. sein Ansehen einigermaßen wieder geltend machen wollte und gegen das Investiturrecht des Kaisers Protest einlegte, ließ Oesterreich ihn den Druck seiner Macht fühlen, und er mußte sich bequemen, die vom Kaiser ernannten italienischen Bischöfe zu bestätigen, 1816. Die Jesuiten wurden erst 1820 und ausschließlich nur in der Lombardei und in Galizien geduldet, wo

*) Daher der giftige Haß, den Gentz gegen Görres hegte, und die geheime Verfolgung, unter der Jarke litt, während die Einfalt deutscher Philister ihn für ein hierarchisches Werkzeug Metternichs hielt. Jarke sagt in seinen Principienfragen: „der Staat haßte die Kirche und fürchtete die Revolution, welche letztere er aber selbst provocirte, indem er keinen Geist und sittlichen Ernst weder in der Schule noch Presse aufkommen ließ und das Volk allen Einflüssen der schlechten Presse Preis gab.“

sie eine ganz unbedeutende Rolle spielten. In Galizien durch die Jesuiten den Russen entgegenzuwirken, die im benachbarten Polen für die griechische Kirche Propaganda machten und den Katholicismus möglichst drückten, scheint der Gedanke gewesen zu seyn, der ihre Berufung erklärt, aber was konnten sie ausrichten, wenn andrerseits Oesterreichs auswärtige Politik eine entschieden russische Färbung trug?

Kaiser Franz mochte glauben, mit Rußland im Bunde am sichersten den europäischen Frieden erhalten und die Revolution niederdrücken zu können, vor deren Wiederaufkommen er sich immer noch fürchtete. Er hatte einen auffallenden Haß gegen das Verfassungswesen und äußerte ihn mehr als einmal bei öffentlichen Gelegenheiten. Sein guter Instinkt täuschte ihn deshalb weniger als andere Monarchen der Zeit. Aber es machte ihn mißtrauisch und bestärkte ihn in seiner Vorliebe für die geheime Polizei, deren Fäden überall gleichsam unter dem Boden gezogen wurden, und mit deren Funden er sich angelegentlich beschäftigte. Dieses vorsichtige Lauern war nur Sache des Kaisers, nicht die Metternichs. Der Letztere scheint sich in seiner auswärtigen Politik nur deshalb so eng an die russische angeschlossen zu haben, weil ihm Rußland am meisten schmeichelte. In St. Petersburg war die Sage verbreitet, Kaiser Alexander habe ihm während des Waffenstillstandes im Jahr 1813 die Theilnahme an der Allianz durch das Versprechen, künftig mit ihm im persönlichen Briefwechsel zu bleiben, und mit ihm vereint Europa zu regieren, und durch einen jährlichen Gehalt von großem Belange abgekauft. Ein Beweis liegt nirgends vor, und die Sage hat nur insofern Werth, als man daraus ersieht, wessen man den verschwenderischen und stets geldbedürftigen Lebemann in Wien für fähig hielt. Gewiß ist, daß er der russischen Politik nicht mit der Umsicht und Energie entgegentrat, die das österreichische Interesse erfordert hätte.

Preußen blieb noch Jahre lang durch den Krieg lebhaft erregt. Von hier war die Begeisterung, die Energie ausgegangen. Hier waren große Hoffnungen gehegt und gepflegt, hier waren

Versprechungen gemacht worden. Je mehr Oesterreich sich allen patriotischen Hoffnungen in Deutschland versperrte, und den letzten großen Nationalkrieg nur als einen gewöhnlichen Cabinetskrieg, der die Nation nichts angehe, betrachtet wissen wollte, um so mehr war Preußen aufgefordert, im eigenen Interesse alle Herzen zu gewinnen, die sich von Oesterreich abwandten. Ein neues freies Deutschland unter Preußen war der geheime Gedanke, wenigstens das dunkle Gefühl seit den Versprechungen von Kalisch und seit dem Wiederauftreten Steins. Jede Aussicht auf eine bessere Gestaltung und Erweiterung des deutschen Reichs war verschwunden, desto mehr Werth legte man auf die Entwicklung im Innern mittelst einer neuen Verfassung Preußens. Am 22. Mai 1815 hatte König Friedrich Wilhelm III. vom Wiener Congreß aus ein Decret erlassen, worin „eine Repräsentation des Volks“ zugesagt wurde. Allein die dafür thätige Partei am preußischen Hofe wurde mehr und mehr durch russischen und österreichischen Einfluß zurückgedrängt. Schon während des Krieges war der Rheinische Merkur, in welchem Görres zu Coblenz am feurigsten für Vaterland und Freiheit, und zwar in preußischem Interesse unter den Auspicien des provisorischen Gouverneurs für die Rheinprovinz, Justus Gruner, geredet, im Boten aus Tirol von Gentz, Metternichs berühmter Feder, heftig angegriffen und als revolutionär verdächtigt worden. Auch aus den ehemaligen Rheinbundstaaten erhoben sich bittere Klagen über den Merkur. Denn an einer Erhebung Preußens durch die Begeisterung der deutschen Nation war den ehemaligen Rheinbundstaaten eben so wenig gelegen als Oesterreich. Diesem gemeinschaftlichen Angriffe erlag nun Görres; die preußische Regierung ließ ihn fallen, stellte den Merkur im Juli 1815 unter Censur und unterdrückte ihn kurz darauf gänzlich, weil Görres sich nicht fügen wollte. Görres wurde sogar vor Gericht gezogen und mußte sich vor den Assisen von Trier vertheidigen. Er selbst bemerkte damals, es sey doch seltsam, daß ein deutscher und preußischer Patriot, der unversöhnlichste Feind Frankreichs, zu französischen Gerichten seine Zuflucht nehmen müsse,

um sich vor denen zu schützen, für die er alles gethan und geopfert.

Unmittelbar darauf, im Spätjahr 1815 schrieb ein preußischer Beamter in Berlin, Schmalz, eine berüchtigte Schmäh- und Anklageschrift gegen den Tugendbund, behauptend, dieser Verein bestehe noch fort und sey durchaus revolutionär. Zwar erließen viele der hochgestelltesten Ehrenmänner der Monarchie, wie der Geschichtschreiber Niebuhr, der Theologe Schleiermacher rc. Gegenschriften voll edler Entrüstung, und unter der patriotischen Jugend wurde „Schmalzgesell" das ärgste Schimpfwort. Aber der König entschädigte Schmalz mit einem Orden, schlug den ganzen Handel nieder, verbot jedes weitere Schreiben darüber. Schmalz erhielt auch von anderwärts Zustimmung und Orden.

Man muß erwägen, daß der König von Natur ein gemäßigter, zurückhaltender, ordnungsliebender Herr war, den sein trübes Schicksal nur zu oft und lange schon in die stürmischen Wogen der Zeit hinausgeführt hatte, und der sich nun Ruhe gönnen wollte, dem daher das Zureden der beiden Alliirten, Rußland und Oesterreich, in jeder Weise besser zusagen mußte, als die ungestümen und überdies unklaren Forderungen der preußischen und deutschen Bewegungspartei, die von ihm einen großartigen Aufschwung, eine neue Begeisterung, und am Ende Kampf für das, was sie die gute Sache nannte, verlangte. Dabei war er wieder zu ehrlich und gewissenhaft, um die Getreuen von sich zu stoßen, die ihm in der Noth so große Dienste geleistet hatten. Er behielt also Wilhelm v. Humboldt und Boien unter seinen vertrauten Dienern, und entzog den mürrischen Generalen, die nach Blüchers Beispiel mehr Gewinn für das Vaterland von ihren Heldenthaten gehofft hatten, seine Gunst keineswegs, nahm aber keinen Rath mehr von ihnen an. Fürst Hardenberg würde mit derselben vornehmen Leichtigkeit, mit der er sich früher in eine Nachahmung der patriotischen und liberalen Politik Steins gefunden hatte, auch jetzt mit den Patrioten gegangen seyn, wenn das der König geduldet hätte. Da es dem Könige nicht gefiel, neigte sich Hardenberg alsbald auf die andere

Seite. Daß in Preußen „nur der König Politik macht,“ wie man in neuester Zeit so oft verkündet hat, war damals schon ganz richtig.

Die Begeisterung, die auf diese Weise von oben her gehemmt wurde, glühte nun in den untersten Kreisen fort, denen es an jeder Autorität und Erfahrung gebrach, und nahm hier erst den revolutionären Schein an, dessen sich sofort die Feinde Preußens geschickt bedienten, um im Könige vollends den letzten Gedanken an eine Erhöhung Preußens auf Grund der Begeisterung von 1813 auszutilgen. Die von Professor Jahn in Berlin während der französischen Herrschaft eingeführte Turnkunst hatte nach dem großen Siege über Napoleon eine sehr natürliche Verbreitung gefunden. Eine körperlich tüchtige und kriegerische Generation herzustellen und zu erhalten, lag einem Volke, das eben ungeheure Kriegsanstrengungen gemacht hatte, des Sieges froh war und das Errungene wahren wollte, sehr nahe. Aber die jungen Männer begnügten sich nicht mit bloßen Körperübungen, sondern bildeten eine Verbrüderung von Stadt zu Stadt und fingen in Prosa und Versen zu politisiren an. In ihrem guten Willen, in ihrer edlen Begeisterung allein sahen sie die Berechtigung zur Kritik des Bestehenden, und in jugendlicher Hitze und Selbstüberschätzung mischten sie Drohungen eines künftigen Umsturzes ein. Minder knabenhaft, ernst und würdig faßten damals die Studenten ihre Stellung und Mission auf. Mit allen verjährten Corruptionen, die Deutschland in Unglück und Fremdherrschaft gestürzt, war die Lüderlichkeit der Corps und Landsmannschaften auf den Universitäten Hand in Hand gegangen. Die Jünglinge, die jetzt aus dem heiligen Kriege zu ihren Studien zurückkehrten, die dem Tod in's Angesicht gesehen hatten, duldeten die akademische Bestialität nicht mehr, sondern stifteten die s. g. Burschenschaft, eine allgemeine Verbrüderung „christlich-deutscher“ Jünglinge. Als nun im Jahr 1817 das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation bevorstand, lud die Burschenschaft von Jena alle andern zu einer großen Feier auf die Wartburg bei Eisenach ein, auf welcher

Luther lange verborgen gelebt und die Bibel übersetzt hatte, als eine Warte der Freiheit und des Lichts. Man erkennt aus dieser Wahl, wie die Begeisterung von 1813 bereits von der großdeutschen Ausdehnung auf die kleindeutsche eingeschränkt wurde und einen einseitig norddeutsch-protestantischen Charakter annahm. Das Wartburgfest fand bei schönem Wetter am 18. Oktober mit Gottesdienst in aller Ordnung und in Anwesenheit der Ortsbehörden statt. Einige Professoren von Jena, der Naturforscher Oken, der Philosoph Fries, der Arzt Kieser, mischten sich unter die Studenten. Alles hatte einen feierlichen und ganz gesetzlichen Charakter. Erst am Schluß, als ein großes „Oktoberfeuer" zu Ehren des Schlachttages von Leipzig auf der Berghöhe angezündet wurde, überraschte Maßmann, Student aus Berlin, den versammelten Kreis durch Herbeiholung von Büchern, die er hier verbrannte, wie Luther einst die päpstliche Bulle verbrannt hatte. Es waren zum Theil Bücher, die allerdings des Verbrennens werth waren, wie Kotzebue's deutsche Geschichte, die Schrift von Schmalz; andere, die übel gewählt waren, wie Haller's Restauration der Staatswissenschaft, Kamptz Coder der Gensdarmerie, endlich ganz bedeutungslose. Am meisten Spaß machte, daß Maßmann zuletzt noch einen Corporalstock, Zopf und Schnürleib verbrannte, als Sinnbilder einer verhaßten Vergangenheit.

Welchen Werth die herrschende Politik nicht etwa auf diesen an sich ganz unwichtigen Vorgang, sondern auf dessen erst künstliche Wichtigmachung und Ausbeutung legte, geht daraus hervor, daß Fürst Hardenberg selbst mit dem österreichischen Gesandten, Grafen Zichy, nach Jena und Weimar reiste, scheinbar, um dem Großherzog von Weimar Vorstellungen wegen des Studentenunfugs zu machen, in der That aber, um das größtmöglichste Aufsehen zu erregen und die Sache vor dem Ausland als hochwichtig erscheinen zu lassen. Der Großherzog Karl August konnte inzwischen keinen ernstlichen Grund zu Einschreitungen gegen die studirende Jugend finden. Erst ein neuer Vorgang führte zu Maßregeln gegen die Presse. Der weltbekannte Theaterdichter und russische

Staatsrath August v. Kotzebue hatte sich in Weimar niedergelassen, redigirte ein Wochenblatt im russischen Sinne und schickte dem Kaiser Alexander regelmäßig Bulletins über die deutschen Zustände zu, worin er jede patriotische und freisinnige Regung verdächtigte und die würdigsten Männer verhöhnte. Man entwandte aus der Druckerei ein solches Bulletin, und Professor Luden ließ es in seiner „Nemesis“ abdrucken. Die öffentliche Meinung entrüstete sich um so mehr über Kotzebue, als man wußte, er sey in der That nicht ohne Einfluß, und was er dem Kaiser Alexander glauben mache, daß wisse dieser auch am preußischen Hofe wieder geltend zu machen. In diesem Handel trat viel mehr Spitze hervor, als beim Wartburgfest. Deshalb wurde auch ernstlich eingeschritten, und die Preßfreiheit im Großherzogthum Weimar unterdrückt, 1818.

Der Berliner Hof nahm für Rußland Partei. Im Jahr 1817 hatte der König von Preußen seine Tochter, Prinzessin Charlotte, dem Großfürsten Nicolaus, Bruder des Kaiser Alexander, vermählt, und durch dieses Familienband war die Allianz mit Rußland noch weit intimer geworden. In Berlin selbst übte Fürst Wittgenstein, mit dem der König täglich umging, einen außerordentlichen Einfluß und soll, wie Stein erfuhr, den König insbesondere gegen das Verfassungswesen eingenommen haben. Daraus erklärt sich zum Theil das dreiste Vorgehen der Russen. Um die öffentliche Meinung Deutschlands ins Gesicht zu schlagen, übergab noch in demselben Jahr der wallachische Bojar und russische Staatsrath Stourza dem Aachner Congreß eine Denkschrift, in welcher er den Geist der deutschen Universitäten als revolutionär bezeichnete und strenge Unterdrückung desselben empfahl. Was hatte sich der Russe um deutsche Universitäten zu bekümmern, da niemand in Deutschland nach den russischen frug? Die Burschenschaft von Jena schickte ihm eine Herausforderung zu. Ein hier Theologie studirender frommer Jüngling aber, Sand aus Wunsiedel, wurde von patriotischer Entrüstung über

die Macht, die der durch und durch frivole Kotzebue*) in Deutschland noch immer üben durfte, so übernommen, daß er ihm, der nach Mannheim übergesiedelt war, von Jena aus nachreiste, ihn in seiner Wohnung aufsuchte und mit einem einzigen Dolchstoß tödtete, am 23. März 1819. Ein unritterlicher Meuchelmord, an dem Wehrlosen begangen, und doch mit dem Charakter eines gerechten Gottesgerichts, enthüllte diese schauervolle That die ganze Unnatur der Zeit. Deutschlands edle Jugend, die ihr Heldenblut eben erst auf den Schlachtfeldern verspritzt hatte, schändete sich jetzt mit hinterlistigem Morde, und doch war der elende Kotzebue nicht einmal eines so noblen Mörders werth. Die öffentliche Meinung widmete dem letzteren das tiefste Mitleid.**) Sand, im sittlichen Gefühl seines unsittlichen Handelns, stach unmittelbar nach der That sich selbst den Dolch in die Brust und stieg, als er, nur schwer verwundet, doch nicht starb, im folgenden Jahre mit demselben Gefühl, Blut müsse Blut sühnen, mit festem Muth auf das Schaffot.

Nichts kam der Reaction gelegener als dieser Mord. Das ungeheure Aufsehen, was derselbe machte, und die Fiction, mit der man gleich bei der Hand war, Sand habe im Auftrag einer heimlichen Veme gehandelt, und es bestände eine weit verbreitete Verschwörung zu Mord und Umsturz, reichten hin, um die patriotische und freisinnige Partei am preußischen Hofe vollends zu discreditiren und dem russisch-österreichischen Einfluß daselbst die letzte Thüre zu öffnen. Schon im Frühjahr 1819 wurden in

*) Man darf nicht vergessen, daß Kotzebue schon früher, und ganz abgesehen von seinem russischen Amte durch die ungeheure Gemeinheit seiner Gesinnung, durch das Lächerlichmachen alles Ehrwürdigen und Heiligen, und durch die Beschönigung jeder Frivolität und Unsittlichkeit von den Bühnen aus das große Publikum der Halbgebildeten auf eine Weise bestochen und verführt hatte, die heute noch nachwirkt, und die jedes edlere Gemüth gegen ihn empören mußte.

**) Damit contrastirte die Todtenfeier Kotzebue's im Berliner Theater, eine befohlene Comödie, bei der eine Theaternymphe als „Germania“ weinen mußte.

Preußen alle Turnplätze geschlossen, Jahn und die Haupttheilnehmer am Wartburgfeste verhaftet, und weitläufige Untersuchungen eingeleitet. Zwei gar nicht damit zusammenhängende Prozesse, der mißlungene Mordanfall eines Apothekers auf den nassauischen Präsidenten v. Ibell, und ein Auflauf in Würzburg gegen die Juden,*) mußten doch auch dazu dienen, eine unruhige Stimmung in Deutschland zu constatiren und Maßregeln dagegen zu rechtfertigen.

Am Ende des Juli 1819 versammelten sich die deutschen Minister zu einem Congreß in Karlsbad in Böhmen, die Fürsten Metternich und Hardenberg, Graf Rechberg von Bayern, Einsiedel von Sachsen, Winzingerode von Würtemberg ꝛc., und verabredeten hier die Maßregeln, die der Bundestag am 20. September vortrug und zum Gesetz erhob. Das sind die berühmten Karlsbader Beschlüsse: 1) Die Censur wurde verschärft, die Presse auf's strengste überwacht, 2) die Selbständigkeit der Universitäten hörte auf, die Leitung ging vom Senat auf einen Regierungscommissär mit unumschränkter Vollmacht über, der sofort die Burschenschaft auflöste, 3) eine Centraluntersuchungscommission wurde zu Mainz niedergesetzt, um die eigentliche Verschwörung zu entdecken und alle Betheiligten zur Strafe zu ziehen. Bei diesem Anlaß hätte Metternich gerne auch die Verfassungen der Mittelstaaten beseitigt, und machte desfalls zu Karlsbad Anträge, aber die Regenten der Mittelstaaten hatten von Anfang an die Verfassungen als ein Mittel, bei ihren Völkern und in der öffentlichen Meinung populär zu bleiben, und als eine Schutzwehr gegen Oesterreich und Preußen angesehen, waren daher nicht gemeint, sie aufzugeben. Winzingerode übernahm das Gehässige der Gegenreden, die andern hatten den Vortheil davon. Metternich drang in dieser Frage nicht durch. Um aber seine Leute in Athem zu erhalten, berief er im November eine neue Ministerconferenz nach Wien.

*) Das Volk schrie hep hep! das Feldgeschrei bei der mittelalterlichen Judenverfolgung, warf aber nur einigen Juden die Fenster ein. Aehnliche muthwillige Demonstrationen gegen die verhaßten Juden wiederholten sich damals in vielen deutschen Städten, ohne Excesse.

Gleichzeitig begannen die Wirkungen der Karlsbader Beschlüsse. Die Mainzer Commission verfügte viele Verhaftungen und häufte Berge von Acten an, konnte aber die große Verschwörung nicht entdecken, weil es keine gab. Aeußerungen der Unzufriedenheit in Briefen, Reden, Gedichten bei vielen unmündigen jungen Leuten war alles, was sich auftreiben ließ. Die verdächtigen Professoren wurden entsetzt oder wenigstens außer Activität gesetzt. So der alte Patriot Arndt in Bonn, Fries in Jena. Oken sollte seine Zeitschrift Isis unterdrücken, wollte aber nicht und wanderte mit ihr nach der Schweiz aus. Görres war schon 1817 dem Fürsten Hardenberg mit einer Adresse der Stadt Coblenz, worin die Einführung der versprochenen preußischen Verfassung gefordert wurde, beschwerlich gefallen und hatte im Sommer von 1819 eine flammende Flugschrift „Deutschland und die Revolution" herausgegeben, worin er die deutschen Machthaber warnte, nicht so zu verfahren, daß am Ende die wirkliche Revolution hereinbräche. Diese Prophetenstimme, deren Worte erst dreißig Jahre später in Erfüllung gingen, wurde, eben weil die Gefahr noch nicht nahe war, verlacht. Gentz soll damals gesagt haben „uns hälts aus," und Metternich: après nous le déluge. Dem gegen ihn erlassenen Verhaftbefehl aber kam Görres zuvor, indem er nach Straßburg, später nach der Schweiz flüchtete. Noch mehrere jüngere Männer, Ludwig Follen, Redacteur einer Elberfelder Zeitung, damals berühmt als Dichter kühner Freiheitslieder, und viele Studenten wurden verhaftet oder flohen nach der Schweiz oder Amerika. Die freisinnigen Zeitschriften gingen ein. Auf den Universitäten wurde zum Theil durch die Regierungscommissäre selbst die alte Lüderlichkeit der Landsmannschaften wieder hergestellt. Wer den von Jahn für die Turner erfundenen „deutschen Rock" trug, war verdächtig.

Die patriotische Partei im preußischen Ministerium raffte sich noch einmal zusammen, um die Politik des Königs umzulenken, überzeugt, das Preußen sich Oesterreich und Rußland gegenüber auf die Sympathie aller Deutschen stützen müsse und als ein constitutioneller Staat, neben England und Frankreich, erst seine wahre Macht

und Bedeutung erlangen werde. Aber ihre Opposition war bisher nur geduldet worden, um sie allmälich abzunützen. Hardenberg war längst mit Metternich und Nesselrode (dem russischen Minister) einverstanden. Schon auf dem Aachner Congreß soll er dieselben völlig beruhigt haben*). Als nun die Minister Wilhelm von Humboldt und Boien und der Großkanzler Beyme die Karlsbader Beschlüsse, als hinter ihrem Rücken und ohne ihre Zustimmung vom preußischen Ministerium unterzeichnet, verwarfen, hörte auch die Duldung gegen sie auf. Sie hatten nur mitreden, aber nicht mithandeln dürfen. Auch auf den alten Feldmarschall Blücher brauchte man jetzt keine Rücksicht mehr zu nehmen, weil er im Laufe des Jahres gestorben war. Am Ende des Jahres 1819 wurden also Humboldt, Boien, Beyme und General Grolmann, die Seele des Kriegsministeriums, entlassen. Der frühere Minister Stein war längst beseitigt und privatisirte auf seinem Landgute. Die einflußreichsten Männer bei Hofe waren seitdem der in hohem Grad absolutistische Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz (Bruder der verstorbenen Königin Louise), der schon genannte Fürst Wittgenstein, der im Zorn gegen die Jugend verbissene Kamptz, der doctrinäre Absolutist Ancillon &c., denen Hardenberg als Staatskanzler und nomineller Lenker des Staatsschiffs nicht entgegentrat. Und doch war er es, der die Bestürzung bei der Nachricht vom Ausbruch der spanischen Revolution rasch und geschickt benutzte, um sich vom König eine Erklärung unterschreiben zu lassen, wonach Preußen keine Staatsschulden mehr contrahiren sollte ohne Garantie der künftigen Reichsstände (17. Januar 1820). Im Uebrigen trug die musterhafte Verwaltung der preußischen Finanzen nicht wenig dazu bei, die Mehrheit der Gebildeten zu beruhigen, während die liberale

*) In den „Geheimnissen eines Mediatisirten, Hamburg 1836“ liest man eine Erklärung, die Hardenberg damals an Metternich und Nesselrode abgegeben haben soll, wonach er „sich nur den Anschein gegeben, als unterstütze er das Volksverlangen;“ das „in den Stürmen der Zeit gegebene Verfassungsversprechen werde dergestalt modificirt werden, daß daraus die Möglichkeit hervorgehe, es rückgängig zu machen.“

Minderheit immer noch eine ferne Aussicht auf die Möglichkeit einer Verfassung hatte.

Im Allgemeinen ging die Tendenz in Preußen fortan dahin, den patriotischen und kriegerischen Geist als unnöthig, ja sogar gefährlich geworden, zu verdrängen durch eine neue Begeisterung für Wissenschaft, durch den Glanz der Universitäten und Schulen. Dieses löbliche Streben führte aber, gerade weil es zunächst nur als politisches Reactionsmittel diente, zu großer Einseitigkeit und Uebertreibung. Die natürliche Neigung der Nation wurde künstlich abgelenkt durch Sophisten. Schon im Jahr 1818 war der Philosoph Hegel (ein Württemberger) nach Berlin berufen worden, an die Stelle des verstorbenen Fichte, und empfahl sich der damaligen Hofpartei ausnehmend durch die geschickte Art und Weise, mit welcher er der studirenden Jugend ihre „christlich-deutsche“ Begeisterung ausredete. Kaum hat je in der altrömischen Kaiserzeit ein Hofsophist so gut seinen Platz auszufüllen und den Schein philosophischer Unabhängigkeit und Geistesfreiheit mit einer hohen Polizeiaufgabe zu vereinigen gewußt. Hegel brachte den Eingeweihten unter seinen Schülern die Hoffahrt der Selbstvergötterung bei, indem er lehrte, Gott existire nur im Ich des Menschen. In dieser Hoffahrt wandte sich der dafür gewonnene Theil der Jugend mit vornehmer Geringschätzung von den Patrioten und frommgläubigen Seelen ab. Den profanen Haufen aber lehrte Hegel: „alles Wirkliche ist vernünftig“ und wandte das auf die bestehende Staatsgewalt an, womit er der Bureaukratie unendlich schmeichelte und die jugendlichen Schwärmer für deutsche Einheit, für eine glorreiche Vergangenheit und Zukunft als thörichte Phantasten lächerlich machte. Der Hochmuth der Anhänger Hegels war an sich nicht schlimmer, als er bei all den schwachen und schülerhaften Geistern zu seyn pflegt, die sich in ein philosophisches System verrannt haben, er wurde nur insofern gesteigert, als er zugleich auf hohe Gunst von oben und Beförderung im Staate pochen durfte. Neben Hegel wirkte Professor Lachmann in Berlin als Philologe in demselben Geiste einer allein privilegirten Schulpartei. Wie Hegel der christlich-deutschen Jugend-

begeisterung das Christenthum eskamotirte, so Lachmann die Deutschheit. Indem er allein die altdeutsche Sprache und Literatur zu verstehen prätendirte und das Studium derselben mit der ängstlichsten philologischen Pedanterei wie einen Gamaschendienst trieb, wußte er damit die bei einem großen Theil der Jugend herrschende Liebe zur altdeutschen Vorzeit, zum Heldenalter der Nation abzukühlen und namentlich in Bezug auf das damals hochgefeierte Nibelungenlied eine dasselbe herabwürdigende Ansicht zur Geltung zu bringen, indem er es für die von einem Bänkelsänger veranstaltete geistlose Zusammenstoppelung älterer Volkslieder erklärte. Der einflußreichste unter den Gelehrten Berlins, jenen andern allen überlegen, war Alexander von Humboldt, dessen Ruhm als Reisender und Naturforscher sich über den ganzen Umfang der Erde erstreckte, der Liebling des Königs und das eigentliche Haupt der Berliner Akademie, aber auch Mitglied des französischen Instituts und sofern er selbst lieber französisch als deutsch schrieb, im eminentesten Sinn des Wortes Weltbürger. Sein Ruhm war es vorzugsweise, der Berlin fortan zur „Metropole der Intelligenz“ erhob, in welcher der Glanz und die Ruhmredigkeit des Wissens mehr gelten sollte als die alte Einfachheit und Tugend des martialischen Preußenthums. Diese Tendenz erstreckte sich sogar auf die tapfre Armee. Es wurde in Berlin Mode, selbst noch alte Generale mit Mappen unter dem Arme in die Vorlesungen von Professoren laufen zu sehen, die bei Hofe beliebt waren, und Blücher sagte noch kurz vor seinem Ende in Betreff der neueingeführten Prüfungen: ich danke Gott, daß ich Feldmarschall bin, denn das Lieutenants-Examen könnte ich nicht mehr bestehen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man in den Schriften der Berliner Akademie wiederholt lesen muß, wie die gelehrten Herren am Gedächtnißtage Friedrichs des Großen über nichts Besseres Reden zu halten wußten, als über den „Fötus des Affen“ oder über „eine neuentdeckte Art Springhaasen“ und andere dergleichen Minutiositäten. Dazu gesellte sich ferner in Berlin ein wahrhaft entnervender Götheсultus, einer kriegerischen Nation wenig würdig, widrige ästhetische Wollüstelei,

und fingen damals auch die Literaturjuden an, in Berlin Posto zu fassen und sich durch die s. g. Rahel und Varnhagen von Ense an die vornehme Modewelt Berlins anzulehnen. In diesem Kreise wurde zuerst der kleine Jude Heine gefeiert.

Während die Philosophie, Philologie und Naturwissenschaft als gleichsam neue Dreieinigkeit in ihrer vollen Glorie strahlten, wurde das Fundament der norddeutschen Kirche untergraben. Von den Schullehrerseminarien aus unter der Leitung der damals hochgefeierten Dinter und Diesterweg drang die Freigeisterei in die Volksschulen selbst ein und suchte den Katechismus durch Kritik der Vernunft und Naturkunde zu ersetzen. Aus Anlaß der dritten Jubelfeier der Reformation forderte der König von Preußen am 29. September 1817 die Lutheraner und Reformirten dringend auf, ihren alten Streit zu vergessen und sich zu vereinigen. Der König selbst reiste, obgleich Calvinist, nach Wittenberg, um hier ein Denkmal Luthers einzuweihen. Die Aufforderung weckte, wenn sie auch nur mit Kälte aufgenommen wurde, doch keinen Widerstand. Die Mehrheit der Geistlichkeit war im Rationalismus befangen und gegen die Grundlehre beider Kirchen gleichgültig geworden. Die Union, welchen guten Zweck auch der König damit verband, hatte für die protestantische Welt doch nur die Bedeutung einer Auflösung alles noch feststehenden Glaubens in den Unglauben.

Während die kleine, aber begeisterte Partei der Patrioten, die noch vom Feuer des Jahres 1813 glühten und von dem großen Siege der deutschen Nation auch einen dauernden Gewinn für dieselbe gehofft hatten, zum Schweigen gebracht, zum Kerker oder zur Auswanderung verurtheilt, und zugleich die Erwartung, Preußen werde sich eine Verfassung geben und die erste Stelle unter den constitutionellen Staaten Deutschlands übernehmen, vereitelt worden war, bildete sich das Verfassungswesen in den deutschen Mittelstaaten aus. Der oben schon bezeichnete Zweck dieser neuen Constitutionen wurde insofern erreicht, als alle patriotischen und freisinnigen Männer, die bisher Feinde der Rheinbundsouverainetäten und warme Freunde Preußens gewesen waren, jetzt sich an

die erstern anschlossen und Preußen den Rücken kehrten. Die von Preußen abgelehnte und zurückgestoßene Popularität neigte sich jetzt denjenigen Fürsten des vormaligen Rheinbundes zu, die für das Verfassungswesen den meisten und aufrichtigsten Eifer zeigten. Diese Wendung in der öffentlichen Meinung ist beachtenswerth. Die große Opposition, die bisher eine echt deutsche, nationale gewesen war, wurde eine constitutionelle und nahm, weil das Verfassungswesen der deutschen Mittelstaaten nur mit dem französischen vorschreiten konnte oder zurückschreiten mußte, eine sehr französische Färbung an. Wenige Jahre nach dem großen Sieg über das damals allgemein gehaßte Frankreich wurde alles was in Frankreich geschah schon wieder Vorbild für die öffentliche Meinung in Deutschland. Die Magnetnadel der deutschen Sympathie war auf Jahrzehnte hinaus von Berlin abgelenkt nach Paris. Von den vielen Unnatürlichkeiten, welche die Zeit mit sich brachte, eine der größten.

Unter den deutschen Mittelstaaten war es das Königreich Württemberg, dessen neues Verfassungswesen aller Augen auf sich zog und ein reiches Leben entwickelte. Auf diesem neuen Kampfplatze, der sich den Deutschen eröffnete, trug wieder der schwäbische Volksstamm die Sturmfahne voran. König Friedrich von Württemberg faßte nach dem Sturz Napoleons die neue Lage der Dinge mit schnellem Blicke auf, wußte recht gut, wie unpopulär er sich durch seinen Despotismus gemacht hatte, und glaubte durch eine Verfassung nach dem Muster der französischen nicht nur allen Klagen im Lande den Mund zu stopfen, sondern auch nach außen hin eine neue Basis seiner alten Politik gewinnen zu können. Wenigstens war er es, der zuerst begriff, daß sich die von den Rheinbundfürsten bisher genossenen Vortheile nicht besser erhalten ließen, als durch das constitutionelle System, durch gleiches Schritthalten mit Frankreich. Er ließ also Vertreter des mediatisirten Adels wie der Gemeinen (nur nicht der Kirche) nach Ludwigsburg einberufen und machte ihnen die einseitig von seinen Räthen ausgearbeitete Verfassung zum Geschenk, am 15. März 1815. Aber die Versammlung rührte, nachdem der König sich entfernt hatte, die von ihm

hinterlassene, in rothem Saffian gebundene Verfassung nicht an, ließ sie liegen und erklärte, sie nehme keine geschenkte und einseitig vom König octroyirte Verfassung an, vielmehr bestehe die altwürttembergische Verfassung, die der König im Jahre 1806 eben so einseitig aufgehoben habe, noch immer zu Recht. Der Abgeordnete Zahn entwarf eine Uebersicht aller Landesbeschwerden und hielt dem bisherigen Despotismus einen ihn selbst erschreckenden Spiegel entgegen, denn schlimmer war auf ein geduldiges Volk nirgends hineingehaust worden, wie in Württemberg. Nicht nur der gesammte Adel schloß sich den bürgerlichen Abgeordneten an, sondern auch die Agnaten des regierenden Hauses selbst empfahlen sich dem Schutze derselben. Zunächst suchte man die Vermittlung zwischen dem alten Recht des Landes, dem der Adel ganz gefehlt hatte, und den Rechten und Ansprüchen des erst in der Napoleonischen Zeit mediatisirten und Württemberg unterworfenen Adels, der unter der bisherigen Despotie rechtlos gewesen war. Alle Betheiligten aber waren in merkwürdiger Einigkeit fest entschlossen, auf dem „alten Recht" so lange zu bestehen, bis sich der König bequemen würde, ein neues mit ihnen zu berathen, ein Recht, das nur auf Uebereinkunft beruhen und vom König ebenso wie von den Ständen beschworen werden sollte. Im ganzen Lande wurde dieser Entschluß gut geheißen, der König mit seinen bisherigen Günstlingen war vollkommen isolirt. Sein eigener Bruder machte Partei gegen ihn.

Da gab der König nach und ernannte Commissäre, die mit einem ständischen Ausschuß die Verfassungsfrage berathen sollten. Aber man kam nicht überein, sey es daß die Stände ihre Macht überschätzten, sey es daß der König Zeit gewinnen und die erste Hitze der Opposition verfliegen lassen wollte. Die im October versammelten Stände wurden wieder heimgeschickt. Im Dezember trat eine neue Commission zusammen, aber auch dem vom König dazu ausgewählten freisinnigen Minister von Wangenheim war es nicht möglich, den „Eigensinn des alten Rechts" zu brechen. Die Zögerung schadete den Bürgerlichen. Der Adel machte Umtriebe auf eigene Hand. Graf Waldeck betrieb eine Vereinigung des schwäbi-

schen und fränkischen Adels, die aber durch schnelles Dreinfahren der Regierungen vereitelt wurde. Dabei compromittirte sich auch der alte Schwätzer, Oberst Massenbach, als Adjutant des Fürsten zu Hohenlohe bei Jena und Prenzlow in üblem Andenken, wurde in Frankfurt am Main verhaftet und starb auf einer preußischen Festung. Die Verfassungsunterhandlungen schwebten noch, als König Friedrich in Folge einer Erkältung starb, 30. Oct. 1816.

Sein Nachfolger, Wilhelm I., hatte sich als Feldherr im letzten Kriege gegen Frankreich Ruhm erworben, war durch seinen Eifer für eine Deutschland günstigere Abrundung unserer Westgrenze beim zweiten Pariser Frieden in ganz Deutschland, und durch seine constitutionelle Gesinnung in Württemberg insbesondere ungemein beliebt. Daß er mit seinem königlichen Vater lange Zeit in Zwist gelebt, kam ihm um so mehr in der öffentlichen Meinung zu Gute, als er im Jahre 1807 von Paris aus, wohin er dem strengen Vater entflohen war, gegen die Aufhebung der Verfassung ausdrücklich protestirt und die Geheimräthe des Königs dafür verantwortlich gemacht hatte. Gleich ihm war auch die Gemahlin, die er eben erst heimgeführt hatte, die Großfürstin Katharina, Schwester des Kaiser Alexander und Wittwe des Herzogs von Oldenburg, in hohem Grade beim Volke beliebt. Denn sie war eine Dame von klarem Verstand und liebenswürdiger Güte. Sie nahm sich in den Theurungsjahren 1816 und 1817 des Volkes mit eben so viel Thatkraft als administrativem Genie an, centralisirte die Wohlthätigkeitsanstalten des ganzen Landes, förderte auch sonst gemeinnützige Anstalten aller Art, übernahm gern selbst den Vorsitz und leitete die Dinge mit seltenem Geiste. Das Andenken dieser Fürstin, die, vom Auslande kommend, doch ganz nur eine deutsche Landesmutter war, ist heute noch im Volke gesegnet. Diesem königlichen Paare nun schlugen alle Herzen entgegen. Aber dem Zustandekommen der Verfassung traten dennoch Hindernisse in den Weg. Der König, an rasches Thun gewöhnt, wollte die bisher vergeblich gepflogene Unterhandlung abschneiden und octroyirte eine Verfassung, deren Freisinnigkeit dem Volke genügen sollte. Wie sehr man aber

ständischerseits seine gute Absicht erkannte, so wollte man doch auf der Form bestehen und keine geschenkte Freiheit haben. Die Stände wiesen also auch diese zweite Constitution ab, am 4. Juni 1817. Der König mußte sich um so mehr verletzt fühlen, als auch die freisinnigsten Männer in der Kammer, die seine Absicht vertheidigten, Minister von Wangenheim, der berühmte Buchhändler Cotta und Advocat Griesinger, kleinen Insulten ausgesetzt wurden. Allein der König übte Geduld, gab von seinem Wohlwollen den sprechendsten Beweis dadurch, daß er, bis eine Vereinbarung mit den Ständen erfolgt seyn würde, einstweilen eine Menge alter Mißbräuche abschaffte, und gestattete die Wiederaufnahme commissarischer Unterhandlungen über die Verfassung. Nur eine damalige Verheißung des Königs: „er wolle das Schreibereiwesen, als Hauptübel des Landes, mit der Wurzel ausrotten," ging nicht in Erfüllung. Sein Antrag beim Bundestage, wenigstens während der Theurung und für die Früchte die Zollschranken zwischen den deutschen Staaten fallen zu lassen, wurde anfangs anerkannt, bald aber durch Oesterreich beseitigt. Nicht einmal der Hungertod sollte die Deutschen einig machen können.

Die Unterhandlungen schleppten sich zwei Jahre lang hin Am 9. Januar 1819 starb ganz unerwartet schnell die edle Königin. Im Lauf des Sommers wurde endlich die neue Verfassung fertig und am 22. September von den Ständen zu Ludwigsburg angenommen. Sie war unter der Leitung des Präsidenten, Advocat Weishaar, ein Compromiß zwischen dem mediatisirten Adel und den Bürgerlichen. Dem erstern wurden, um sich seines Beistandes gegen die Krone zu versichern, von den letztern viel mehr Concessionen gemacht, als unter andern Umständen geschehen wäre. Nach der neuen Verfassung behaupteten nicht nur die (meist katholischen, Oesterreich zugeneigten und dem regierenden Hause in Württemberg abgeneigten) vormals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen die Mehrheit gegenüber den königlichen Prinzen und wenigen vom König ernannten Pairs, sondern aristokratische Elemente (13 Abgeordnete der vormaligen Reichsritterschaft, der katholische Landes-

bischof und 2 katholische Geistliche höhern Ranges, 6 evangelische Prälaten) bildeten wenigstens eine starke Minderheit auch in der zweiten Kammer. Der König ließ sich die Theilung der Stimmen zwischen Adel und Bürgern gefallen, denn sie mußte früher oder später der Krone zum Vortheil gereichen. Da in jener Zeit kaum etwas Ernstes und Edles vorkam, dem nicht etwas Lächerliches anhing, so konnte diesem Schicksal auch die württembergische Verfassung nicht entgehen. Sie wurde von den Ständen gerade während des Karlsbader Congresses endgültig berathen. Jeden Augenblick mußte man von dorther hemmende Befehle erwarten, man eilte also zum Schluß und hetzte die Paragraphen wie geängstigte Hasen. Die Verfassung wurde nun glücklich fertig, und da sie wegen ihrer Freisinnigkeit und hauptsächlich wegen der Art ihres Zustandekommens dem Karlsbader Congreß unmöglich gefallen konnte, reiste der König unmittelbar nach Verabschiedung derselben nach Warschau zum Kaiser Alexander, seinem Schwager, um ihn zu Gunsten der Verfassung und überhaupt Württembergs gegen Metternich zu stimmen. Oesterreich hatte, indem es nicht Rastadt, sondern nur Ulm befestigen und daselbst eine starke Besatzung halten wollte, einen Einfluß auf das südwestliche Deutschland angesprochen, der Rußland nicht lieb war. Rußland fand es ungleich mehr seiner Politik angemessen, sich der Mittelstaaten gegen Oesterreich zu bedienen, mußte sie daher protegiren. Ein russisches Circulair an die Gesandtschaften bei den deutschen Mittelstaaten versicherte die letztern damals des russischen Schutzes gegen jede Anmaßung Oesterreichs.

In den andern Mittelstaaten wurden die neuen Verfassungen leichter gegeben, leichter genommen. Alle nach der Schablone der französischen Charte, mit einer Pairs- und einer Deputirtenkammer, mit vorwiegend monarchischem Schwerpunkt und, falls je die Opposition bedrohlich erschien, mit anticonstitutionellen Bundesmaßregeln im Hintergrunde. Eine seltsame Zwitterschöpfung, aber den Fürsten genügend, um Oesterreich und Preußen gegenüber freisinnig zu erscheinen und doch von der Opposition wenig fürchten zu müssen, und andrerseits auch dem Volke genügend, weil die Stände doch

alle billigen Wünsche zur Sprache bringen und mit der Zeit die Volksrechte erweitert werden konnten.

Bayern ließ die in Preußen vorherrschende Begeisterung für deutsche Einheit und Verfassung durch Aretin und andere Federn aufs gehässigste bekämpfen. Erst als König Max Joseph die Gewißheit erlangt hatte, Preußen schreite nicht mehr vor, sondern zurück und werde gar keine Verfassung geben, erst 1818 warf er sich mit einer Art von Ostentation in die constitutionelle Bahn und entließ seinen geliebten Montgelas, dem Wrede und der Kronprinz lange schon opponirt hatten. Aber die bayrische Verfassung war in dem Sinne, in dem sie gegeben wurde, nur Spiegelfechterei, ein schadenfroher Triumph in der öffentlichen Meinung über Preußen. Dem monarchischen Princip in Bayern sollte sie nicht Abbruch thun. Der König war nicht gesonnen, seinen alten Gewohnheiten zu entsagen, und ließ die gräulichsten Verschleuderungen im Hof- und Staatshaushalte fortdauern. Als Prof. Behr von Würzburg in der zweiten Kammer den ersten Widerspruch erhob, wurden die Stände gleich wieder heimgeschickt. Das Königreich Hannover erhielt vom König von England durch den regierenden Minister Graf Münster eine Verfassung, die dem Adel und den Beamten ihre Allmacht sicherten; die ständischen Sitzungen waren überdies geheim. Das Königreich Sachsen behielt unter Friedrich August seine alten, nur zu einem Ganzen verschmolzenen Provinzialstände. Hier heilte man an schweren Wunden und dachte nicht an Neuerungen. Auch in den Großherzogthümern Mecklenburg behielt der Adel sein altes Uebergewicht, obgleich die Leibeigenschaft hier 1820 gesetzlich aufgehoben wurde. Der Großherzog von Oldenburg versagte die Verfassung. Der alte Kurfürst Wilhelm I. von Kurhessen wollte von allem, was seit seiner Verbannung im Jahr 1806 geschehen war, nichts wissen, stellte in seinem Lande alles Alte wieder her, führte bei seinen Truppen sogar den Zopf wieder ein und degradirte die Offiziere wieder zu dem Range, den sie 1806 eingenommen hatten. Niemand, der nicht ein Beamter war, durfte sich ferner Herr

nennen lassen. Dabei schändete den Kurfürsten der schmutzigste Geiz. Er zog das Geld für 20,000 Mann Soldaten ein und hielt nur 2000, er erhöhte die Steuern selbst noch im Hungerjahr 1816. Er bürdete dem Lande die Schulden seines Sohnes auf. Er riß die unter Jerome verkauften Domänen wieder an sich, ohne den Käufern einen Heller zu geben, reducirte die Staatsobligationen, schmälerte die Gehalte auf ein Minimum und bot den Ständen eine Verfassung für gutes Geld an, erst für 4 Millionen Thaler, dann für die Hälfte und eine zehnjährige Tranksteuer. Die Stände aber lehnten den Judashandel ab. Im Großherzogthum Hessen-Darmstadt beschäftigte sich Ludwig I. vorzugsweise mit der Oper, indem er selbst den Capellmeister machte. Als ihn endlich die Agitation der Advocaten im Odenwalde an die Verfassung erinnerte, gab er sie 1820.

Das Großherzogthum Baden war im Herbst 1813 nur unter der Bedingung in die Allianz aufgenommen worden, daß es sich den Abtretungen fügen werde, die ihm etwa könnten zugemuthet werden. Dieser Bedingung lag aber der zwischen Oesterreich und Bayern kurz vorher abgeschlossene Rieder Vertrag zu Grunde, in welchem Bayern Vergrößerungen (eine Entschädigung für Tirol) und ein ununterbrochener Zusammenhang seines Gebietes zugesichert worden waren. Wenn der badische Großherzog Karl und sein unvermählter Oheim Ludwig keine direkten Nachkommen hinterließen, so mußte, sofern sein jüngerer Oheim Leopold, Graf von Hochberg, aus einer unebenbürtigen späten Ehe seines Großvaters Karl Friedrich abstammend, zur Thronfolge nicht berechtigt war, der vormals pfälzische Theil von Baden an Bayern, der vormals vorderösterreichische an Oesterreich fallen. Ueberraschenderweise starben nun die Söhne des mit der Prinzessin Stephanie vermählten Großherzog Karl jeder schnell nach seiner Geburt. Das Mißtrauen aber, welches Bayern damals seinen Nachbarn einflößte, und die Mißgunst, indem ihm Niemand eine Machtvermehrung gönnte, vereitelte den Plan. Oesterreich hatte nie im Ernst eine Vergrößerung Bayrens wünschen können, Preußen

war aber erst von Bayern beleidigt worden. Frankreich konnte dem Elsaß gegenüber keine starke deutsche Macht, wie es Bayern geworden wäre, wünschen, und Württemberg, das alsdann ganz von Bayern umstrickt worden wäre, stützte sich auf Rußland. Der badische Großherzog proklamirte die Untheilbarkeit Badens und die Erbfähigkeit der Grafen von Hochberg und rüstete seine Armee, 1817. Bayern sah sich von allen Seiten verlassen und ließ sich endlich durch ein Paar Aemter (Geroldseck und Steinfeld) und eine Rente von 100,000 Gulden abfinden, 1818. Am Ende desselben Jahres starb der Großherzog, von dem man sagen kann, durch sein Haus sey ein finstrer Geist gegangen. Ihm folgte sein alter Oheim, Ludwig, der in sehr bequemer und etwas frivoler Weise regierte, noch in seinem Alter Maitressen ergeben. Den Adel gewann er durch ein neues Adelsedict, und obgleich er die Verfassung gab, so schickte er die Stände alsbald wieder fort, als in der zweiten Kammer Buchhändler Winter von Heidelberg das Adelsedikt als unverfassungsmäßig nicht anerkennen wollte, 1819. — Auch Braunschweig, Nassau, die sächsischen Herzogthümer in Thüringen, Lippe, und sogar das kleine Lichtenstein erhielten Verfassungen in Duodez.

Richteten sich nun auch die Mittel- und Kleinstaaten mit ihren Constitutionen auf einen gemeinschaftlichen Fuß ein, so schlossen sie doch keine engere Einigung unter sich, sondern jeder suchte seine besondere Stütze bei dem oder jenem Großstaat, und jeder sperrte sich vom andern durch Mauthen ab. Die freie Rheinschiffahrt stand in der Bundesakte, wurde aber nie verwirklicht, weil die undankbaren Holländer, die allein durch deutsche Kraft vom Joche Frankreichs frei geworden waren, jetzt die Worte der Bundesacte, wonach der Rhein jusqu' à la mer frei seyn sollte, nur bis „ans," nicht bis „ins" Meer übersetzten. Im Jahr 1817 wurden in der Nordsee nahe an der deutschen Küste von tunesischen Corsaren vier deutsche (hamburgische, lübische und oldenburgische) Schiffe weggenommen und nur durch die Großmuth der Engländer wieder befreit. Dem sah der Bundestag geduldig zu. Zur Ostermesse

1819 vereinigten sich die Kaufleute in Frankfurt a. M. zu einer Eingabe an den Bundestag, worin sie über die Hemmungen des deutschen Handels bitter klagten, aber sie wurden abgewiesen. Sie stifteten nun einen Handelsverein, dessen Seele Friedrich List von Reutlingen war, damals Professor in Tübingen. Aber die Wiener Ministerconferenz, an die sich der Verein im Winter bittend wandte, wies denselben als eine „ungesetzliche Verbindung“ ab und nicht minder das Gesuch der Hansestädte um eine deutsche Flagge und um Schutz derselben. List übernahm sich bald darauf in der württembergischen Kammer als Agitator, verfehlte sich in der Form, indem er Beschwerdeschriften drucken ließ und wurde zur Festungsstrafe verurtheilt, der er sich durch die Flucht nach der Schweiz entzog, 1821.

Sehr merkwürdig sind die Bestrebungen, die in Bezug auf die Kirche von einem kleinen Winkel Deutschlands ausgingen. Der weiland Fürst Primas von Dalberg hatte zum Verweser des Bisthums Constanz den Freiherrn von Wessenberg (einen Bruder des österreichischen Gesandten in London) gemacht, der die freie Auffassung der kirchlichen Dinge, wie sie unter Napoleon allgemein gewesen war, mit einem sittlich edeln Charakter und patriotischen Streben verband und in die erste Begeisterung der Freiheitskriege den kühnen Gedanken eines deutschen Concordates warf, eines organisch unter sich zusammenhängenden deutschen Episcopats unter einem Primas, und einer Stellung der katholischen Gesammtkirche Deutschlands zu Rom gleich der gallicanischen. Er verfocht diesen Gedanken persönlich nicht nur in Wien 1814, sondern später auch in Rom. Allein er hatte vergessen, daß auch in dieser Beziehung, wie in so vielen andern, eine Einheit unter den deutschen Regierungen unmöglich zu erzielen war und daß sein Streben, wie patriotisch wohlgemeint, doch dem Wesen der katholischen Kirche zuwiderlief, welches gerade darin besteht, daß sie Kirche der Menschheit und nicht einer Nation ist. In Frankreich, wo die reformirte Opposition gleich Null ist, konnte die gallicanische Kirche Erfolg haben, wenn auch nur in einer Zeit allgemeiner religiöser

Erschlaffung. Aber in Deutschland wo die katholische Kirche sich der Ueberlegenheit protestantischer Bildung zu erwehren hatte, konnte sie den Rückhalt in Rom nicht entbehren. Zudem schlummerte in den ungebildeten Bevölkerungen des katholischen Deutschland ein Geist, den die protestantische oder vielmehr gegen alle Religion gleichgültige oder feindselige Bildung der Zeit für abgestorben hielt, ein Geist von ungleich höherem Adel und ewigerer Geltung, als der in den Gebildeten waltete. Es war dieser flachen und hoffärtigen Bildung unmöglich, die tiefe Grundfeste der katholischen Kirche im Volke zu erschüttern. — Als Dalberg 1817 starb, wurde Wessenberg vom Constanzer Domcapitel zum Bischof gewählt und vom badischen Großherzog bestätigt, aber Papst Pius VII. verwarf ihn.

Hauptsächlich aus diesem Anlaß vereinigten sich die Regierungen des südwestlichen Deutschland zu einer Conferenz zu Frankfurt a. M., um gemeinschaftlich ihre Stellung zu Rom ins Reine zu bringen, 1818. Hier trat nun der Commissär Württembergs, Herr von Wangenheim, sehr barsch und zuversichtlich gegen Rom auf, und nach langen Unterhandlungen bequemte sich der von Oesterreich nicht unterstützte Papst im Jahre 1822 zu großer Nachgiebigkeit. Jeder Staat erhielt ein eigenes Landesbisthum, aber der Erzbischof von Freiburg in Baden, der Bischof von Rottenburg in Württemberg wurden unter den ganz von der weltlichen Regierung abhängigen Oberkirchenrath gestellt. Die Universität Freiburg am Sitz des oberrheinischen Erzbisthums, war ganz Maschine der protestantischen Regierung und wurde fast ausschließlich mit Professoren besetzt, welche katholische Freigeister oder Protestanten waren. Auch auf der protestantischen Universität Heidelberg pflegte die Regierung den kirchenfeindlichen Geist. Hier durfte Kirchenrath Paulus, in Verbindung mit dem alten Voß, unumschränkt über Kirche und Schule gebieten und das Unkraut des Indifferentismus und Unglaubens systematisch um sich wuchern lassen. Alles das in stetem und einzigem Hinblick auf Rom, dessen Einfluß durch massenhaftes Geschrei aller Gebildeten beseitigt wer-

den sollte. Der Zweck wurde nicht erreicht. Nie bewährte sich der Werth und die Macht der katholischen, durch Rom bedingten Einheit besser, als gegenüber den frivolen Versuchen, ganz Deutschland kirchenlos zu machen und einer seichten Philosophie zu überliefern.

Die Ministerconferenz in Wien sollte, nachdem in Karlsbald die patriotische Bewegung gezügelt worden war, auch die constitutionelle zügeln. In dieser Frage aber hatte es Metternich nicht nur mit Volksparteien, sondern mit den Regierungen der Mittelstaaten selbst zu thun, in deren Interesse es lag, Verfassungen zu geben, und die hierin von der russischen Politik unterstützt waren. Metternich gab endlich nach. Die s. g. Wiener Schlußacte, die am 15. Mai 1820 zu Stande kam, war eigentlich ein Compromiß zwischen Metternich und Württemberg, hinter welchem Rußland stand. In der Schlußacte, die eine Ergänzung der ersten deutschen Bundesacte seyn sollte, wurde gegen Metternichs Wunsch die Unabhängigkeit aller einzelnen Bundesstaaten aufs ängstlichste gewahrt. Den Grundgedanken dieser Politik sprach der Kurländer Lindner, damals im Dienst des Königs von Württemberg, in der Flugschrift „Manuscript aus Süddeutschland" aus.

Drittes Buch.

Die Unruhen in Italien.

Auch Italien wurde restaurirt. Es bekam mit den alten Herren auch die alten Einrichtungen zurück, wie sie vor der napoleonischen Zeit gewesen waren.

Der greise ehrwürdige Papst Pius VII., der so lange in Frankreich gefangen und auf alle Art moralisch mißhandelt worden war, kehrte schon 1814 nach Rom zurück und stellte das geistliche Regiment wieder her, machte aus dem napoleonischen Polizeistaat wieder den Kirchenstaat. Man hat ihm das bitter vorgeworfen als die Wiedereinführung aller alten Mißbräuche. Aber konnte man ihm zumuthen, die gefangen gewesenen Bischöfe, die verbannten und beraubten Pfarrer und Mönche in ihrem Elend zu lassen, und die Treuen alle, die sich für ihn geopfert, die zerstreute Heerde nicht wieder als Hirt um sich zu sammeln? Hätte er etwa seine Person und die Interessen der Kirche den französischen Gensdarmen, den überall im Civil angestellten alten Republikanern und Freimaurern anvertrauen sollen? Der Papst hatte die besten Absichten, er theilte

das Kirchengebiet in 16 Legationen und verfügte die Revision unpassender alter Gesetze, wobei es freilich nicht möglich war, überall dem Vorurtheil und Schlendrian zu steuern. Der Engländer Wright sagte sehr wahr: „Die Erfahrung scheint bewiesen zu haben, daß kein Papst die Schwierigkeiten überwinden kann, die er als weltlicher Herrscher auf seinem Pfade findet." Daß die abgesetzten Beamten und Kirchenplünderer schrieen, daß freche Gesellen die Schwäche der neuen Regierung benützten, um Räubereien zu begehen, gereicht dem h. Vater nicht zum Vorwurf.

Die schwächste Seite der römischen Verwaltung war die finanzielle. Cardinal Consalvi konnte nicht umhin, den Römern einen Gewinn durch die reichen fremden Gäste zuzuwenden, die in Menge nach Rom strömten und viel Geld dahin brachten, aber im Gegensatz gegen die armen Pilger nicht Trost für ihren Glauben, sondern vielmehr für ihren Unglauben suchten, Schwärmer für das Heidnische, für die großen Sammlungen antiker Kunstwerke im Vatican und in den Palästen und Villen der römischen Großen, meist Protestanten, englische Lords, deutsche Künstler und Gelehrte. Dazu kranke fürstliche Personen und Reiche, die der gesundern italienischen Luft nachzogen, reiselustige Damen, die dem Strom der Mode folgten, daher auch vornehme Russen 2c. Rom wurde so überfüllt mit dieser Gattung von angesehenen Fremden nichtrömischer Confession, die insbesondere bei den hohen Festen sich in die Nähe des Papstes drängten, daß man sich oft staunend fragen mußte, ob das noch Rom, noch der Mittelpunkt der katholischen Welt sey?*)

Das Wichtigste für den Papst war, die vielfach zerrissenen Bande der katholischen Staaten mit dem h. Stuhle wieder anzuknüpfen. Oesterreich war der einzige katholische Großstaat in der

*) Die Römer hatten zu viel Vortheil von den reichen Fremden, um intolerant zu seyn. Sie faßten die Sache scherzhaft auf. Mercutio frug den Pasquino: warum hast du dich heute so geputzt? P. antwortete: weil ich in die sixtinische Capelle gehen will, in welcher der h. Vater Messe liest. M. rief: o Thor, dahin darfst du ja nicht. O ja, antwortete P., seit heute darf ich, denn ich bin ein Ketzer geworden.

Allianz gegen Napoleon gewesen und übte nach dem Siege den größten Einfluß auf Rom. Der österreichische Gesandte, der den venetianischen Palast in Rom bezog, wurde der erste Rathgeber, aber auch Wächter des wiederhergestellten Papstthums. Der h. Vater, lange Zeit gefangen und von Rom entfernt, war im Fall, von Oesterreich mehr Gnade zu empfangen, als ihm gewähren zu können. Die Staatsgewalt in Oesterreich hatte sich längst, schon in der Zeit der Ferdinande nach dem Muster der spanischen von der Kirchengewalt emancipirt, dieselbe nur noch als Mittel zu ihren Zwecken gebraucht. Die kirchenfeindlichen Acte Josephs II. wurden von der späteren Regierung nicht durchaus annullirt, das Wesentliche davon blieb, und der s. g. josephinische Geist war in ganz Oesterreich vorherrschend. Die Wahl der Bischöfe hing ganz vom Kaiser ab, der Klerus wurde im Gehorsam und Interesse des Staats herangebildet. In Frankreich war schon vor der Revolution die Kirche als s. g. gallicanische gegen den Einfluß Roms gänzlich abgesperrt und ausschließlich unter die Gewalt des Königs gestellt worden. In der Revolution wurde die Kirche förmlich ausgerottet und durch Napoleon nur insoweit und in den Formen wiederhergestellt, wie es seiner Politik zusagte. In Spanien hatte die Staatsgewalt schon seit Philipp II. die Kirche unterjocht, wenn gleich in der Form der bigottesten Anhänglichkeit an die Kirche. Durch die letzten großen Kriege aber war die spanische Kirche schrecklich zerrüttet und verarmt. In Portugal herrschte englischer Einfluß, in Bayern das kirchenfeindliche System Montgelas. Die katholischen Niederlande waren an Holland, die alten rheinischen Erzbisthümer an Preußen gekommen, und somit protestantischen Herren unterthänig geworden. In England waren die Katholiken als solche aller Rechte baar und seufzte insbesondere das katholische Irland unter einem entsetzlichen Druck. In Schweden wurde gar kein Katholik geduldet. In Rußland wurden die katholischen Unterthanen vernachlässigt, bald sollte es ihnen noch schlimmer ergehen.

Die katholische Kirche war in der That von der Höhe des Mittelalters in tiefe Erniedrigung und Schmach herabgesunken,

zerklüftet, unterwühlt, in fremde Gewalt gegeben. Fast überall hatte der Staat sich wie das Gut, so auch das Recht der Kirche zugeeignet. Nur noch in einigen katholischen Ländern, und auch hier nicht unbestritten, besaß die Kirche noch ihren Grund und Boden. In den meisten Ländern waren die Kirchengüter säcularisirt und zu Staatsdomainen verwandelt oder verkauft worden, und erhielten die Geistlichen, selbst die Bischöfe und Erzbischöfe, nur noch Besoldungen aus der Staatskasse. Um aber den ganzen Umfang von Macht, die der Staat auf Kosten der Kirche an sich gerissen hatte, zu überblicken, wollen wir die s. g. jura circa sacra, welche der Staat übte und größtentheils noch übt, näher betrachten. Hierher gehört: 1) Das jus advocatiae, wonach der weltliche Regent Beschützer der Kirche seyn soll, was aber nach und nach so verstanden worden ist, daß er Vormund, Aufseher und eigentlicher Herr der Kirche wurde. 2) Das jus cavendi oder das Recht der Staatsgewalt, jedem auch nur entfernt gefürchteten Uebergriff der Kirchengewalt schon vorbeugend zu begegnen; ein Recht, welches die tiefste Herabwürdigung und Demüthigung der Kirche in sich schließt, weil es dieselbe gleichsam wie einen aus der Strafanstalt Entlassenen unter polizeiliche Aufsicht stellt und mit argwöhnischen Augen überwachen läßt. 3) Das jus supremae inspectionis oder das Recht, auch die inneren Angelegenheiten und die Verwaltung der Kirche weltlicherseits zu überwachen und sich in alles, was sie angeht, einmischen zu dürfen. 4) Das jus placeti regii oder das Recht, die Gültigkeit aller päpstlichen Erlasse von der Zustimmung der Staatsgewalt (dem placet oder placetum) abhängig zu machen, womit auch das Verbot eines unmittelbaren Verkehrs zwischen dem Bischof und dem Papst verbunden wurde. 5) Die apellatio ab abusu oder das Recht der Unterthanen, gegen Beschlüsse der kirchlichen Amtsgewalt an die weltliche Gewalt zu appelliren. 6) Das jus reformandi oder das Recht der Staatsgewalt, der Kirche Bedingungen zu stellen, unter denen sie allein geduldet werden soll. 7) Das Eigenthumsrecht über das gesammte Kirchengut. 8) Das Recht des Staats, die jungen Geistlichen zuerst in Staatsschulen

zu erziehen, und sodann auch noch die höheren Priesterseminarien zu überwachen, damit etwa nichts darin gelehrt werde, was dem Staatsinteresse nachtheilig wäre. Daraus folgt 9) das Recht des Staats, die Lehrer an solchen Anstalten zu ernennen. 10) Das Recht der Ernennung zu den geistlichen Aemtern selbst. Die höchsten Aemter, die des Bischofs und Erzbischofs, blieben zwar von der Bestätigung des Papstes abhängig, allein nur in den seltensten Fällen übte er Einfluß genug, um eine persona ingrata beseitigen zu können.

Man sieht hieraus, wie die alte Kirche ringsum von der Staatsgewalt umstrickt und gefesselt war, und es ist nothwendig, sich das klar zu machen, wenn man ein richtiges Verständniß der Vorgänge gewinnen will, durch welche später nach und nach jene herben Bande sich löſten und die Kirche mehr und mehr frei wurde.

Schon bei der Restauration des Papstes im Jahr 1814 kam der Kirche vieles zu Statten, zunächst ihr langes Unglück, ihre tiefe Erniedrigung selbst. Die einst Gefürchtete war ein Gegenstand des Mitleids und der Rührung geworden. Den Papst nach Rom zurückgeführt zu haben, freuten sich alle Alliirten, der schismatische Russe, wie der ketzerische Engländer und Preuße. Ueberall gab sich damals Wohlwollen für den h. Vater kund. Der Ernst der letzten Zeit hatte die Gemüther frommer gestimmt, viele Herzen der Religion wieder gewonnen. Von größtem Werth aber mußte dem Papst die Sympathie der restaurirten alten Dynastien seyn, die in der Zeit der vorangegangenen Revolution die Solidarität zwischen Thron und Altar zur Genüge kennen gelernt hatten und sich daher beeiferten, einen durch den andern wieder zu befestigen. So in Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien.

Die Rechte der Kirche wurden in mehreren Staaten durch besondere Concordate festgestellt und umgrenzt. Schon 1816 wurde ein Concordat abgeschlossen, wonach Frankreich in jedem seiner Departements einen Bischofsitz haben sollte. Da sich aber gegründete Einsprüche gegen so viele Bisthümer erhoben und Graf Portalis nach Rom geschickt wurde, um dem Papste Vorstellungen

zu machen, änderte derselbe bereitwillig das Concordat dahin ab, daß Frankreich nur 66 Bischöfe und 14 Erzbischöfe haben sollte, dagegen wurden die niederen Kirchenstellen besser bedacht und 500 neue Hülfskirchen und Caplaneien gegründet, 1821. Spanien zeigte nach der Restauration Ferdinands VII. dieselbe Hingebung an den Papst, der sich dann auch gegen dieses Reich in jeder Weise nachgiebig bewies und nachdem der Kirche die geraubten Güter zurückgegeben waren, der weltlichen Staatsgewalt die Besteurung des Klerus erlaubte. Bayern schloß nach Montgelas Sturz 1817 mit Rom ein Concordat, welches die neuen Bisthümer festsetzte, dem Könige das Ernennungs-, dem Papst das Bestätigungsrecht der Bischöfe, der Kirche das Eigenthumsrecht und die ausschließliche Erziehung der Geistlichen sicherte. So viel wollten die Nachbarn nicht nachgeben und schon deswegen konnte das von Wessenberg beantragte allgemeine deutsche Concordat nicht zu Stande kommen. Preußen hatte so viele katholische Länder erworben, daß ihm ein Concordat noth that. Es hätte die erste Zeit der allgemeinen Freude und Dankbarkeit wegen des Friedens dazu benutzen sollen, aber der berühmte Geschichtforscher Niebuhr als preußischer Gesandter in Rom blieb ohne Instruction und war in gelehrte Streitigkeiten vertieft. Erst als Hardenberg einmal nach Rom kam, wurde 1821 ein Uebereinkommen getroffen, das aber alle wichtigen Fragen unentschieden ließ.

Um die katholische Welt, die sich peripherisch nach den Staaten und Gruppen vertheilte, wieder mehr zum Centrum nach Rom hinzuziehen, eilte der Papst schon 1814 die Wiederherstellung des Jesuitenordens in allen katholischen Landen, wo dieselben zugelassen würden, zu erlauben. Dem gleichen Zweck diente das collegium de propaganda fide in Rom, und zur Erziehung deutscher Priester insbesondere das collegium germanicum. Da so viel alter Haß auf den Jesuiten lastete, scheuten sich die meisten Staaten, sie öffentlich zuzulassen. Ein neuer Orden mit neuem Charakter und neuem unbescholtenem Namen würde dem apostolischen Zwecke besser zugesagt haben. Die Kirche des 19. Jahr-

hunderts bewies nach so langen Leiden in ihrer Schwäche noch eine gewisse Unproductivität, indem sie nicht vermochte, wie die früheren Jahrhunderte, für neue Situationen neue Mittel zu finden.

Im Königreich beider Sicilien wurde der unfähige alte König Ferdinand IV. restaurirt, kam aber erst 1815 aus Sicilien nach Neapel herüber, und genoß noch den Schutz österreichischer Truppen, mußte sich jedoch auch die österreichische Vormundschaft gefallen lassen, die ihm keine unvernünftigen Nachemaßregeln gestattete. Als aber die Oesterreicher endlich abzogen, begannen die verborgenen Parteien ihr Spiel. Schon vorlängst waren die beiden Bestandtheile der Monarchie einander feind, die Sicilianer haßten die Neapolitaner und trachteten nach Unabhängigkeit. Während der ganzen napoleonischen Periode war die Trennung factisch eingetreten, in Neapel hatte Murat, in Sicilien der dahin geflüchtete König Ferdinand unter der Vormundschaft des englischen Gouverneurs, Lord Bentink, regiert. Der letztere hatte den Sicilianern eine freie Verfassung und ein Parlament gegeben, in dem die Carbonari ihre Theorien ausgekramt hatten, wie die spanischen Cortes, französischer und englischer Lectüre entnommen, dem Volke fremd, für das Volk nicht passend. Aber auch im Neapolitanischen, wie in Spanien, hatten die geheimen Gesellschaften nicht blos auf die gebildeten Classen, sondern auch auf einen Theil des Heeres Einfluß gewonnen, weil sie ihre Sache geschickt mit der Landesopposition verbanden, zuerst gegen die Franzosen und Murat, bald aber wieder für sie und gegen die Restauration. Der König verweigerte zwar dem Papste den weißen Zelter (den früher die Könige dem Papst als ihrem Lehnsherrn geschickt hatten), schloß aber ein neues Concordat mit ihm, wodurch die Geistlichkeit ihren ganzen alten Einfluß wieder gewann, und Murats weltliche Universität und Schule den ihrigen verlor. Um den heimlichen Carbonari entgegenzuwirken, bildete sich, wie früher schon in Sicilien, so jetzt auch in Neapel, ein loyaler Geheimbund der Calderari (Keßler) aus, deren Name bedeuten sollte, sie wollten die Carbonari einfangen, wie der Kessel die Kohlen.

Sobald die Oesterreicher 1817 fort waren, fanden sich zahlreiche Räuberbanden ein. Ein englischer Abenteurer, General Church, den der König vorzog, übernahm den Krieg gegen sie und ließ ihrer 1—200 hinrichten. Sein Werk vollendete Wilhelm Pepe, der früher schon unter Joseph Napoleon die Räuber gebändigt hatte. Aber dieser General war ein Carbonaro und organisirte in seinem Heere selbst die geheimen Gesellschaften.

Im Beginn des Jahres 1820 brach in Spanien eine große Militärrevolution los. Der König wurde von den Generalen gezwungen, die Verfassung von 1812 herzustellen und die Cortes einzuberufen. Dieses Beispiel electrisirte die neapolitanischen Truppen; in der Nacht des 1. Juni rief Lieutenant Morelli zu Nola, unfern von Neapel, an der Spitze einer Reiterschwadron die „Constitution“ aus und eilte nach Avellino, wo die Militär- und Civilbehörden, längst eingeweihte Carbonari, sich ihm anschlossen. Eben dahin führte Wilhelm Pepe aus Neapel selbst ein Regiment, und General Carascosa, den der König mit 5000 Mann hinausschickte, den Aufruhr zu dämpfen, blieb unschlüssig stehen. Unterdeß kam aber Neapel selbst in große Aufregung, und ohne Schwertschlag fügte sich der König in alles, entließ seine Minister, ersetzte sie durch Freiheitsmänner, proklamirte die spanische Constitution von 1812, stellte sich aber für seine Person krank und übergab die Regierung einstweilen seinem Sohne Franz, Herzog von Calabrien. Carascosa kehrte nach Neapel zurück, bald darauf auch Pepe, und wie die Armee und das Volk, so nahm auch der Hof und der Kronprinz selbst die drei Farben der Carbonari an (schwarz, rosa und himmelblau). Die Freudenfeste, die man sofort feierte, wurden nur durch einen blutigen Kampf zwischen zwei Regimentern gestört, von denen das eine, zu Carascosa's Truppen gehörig, sich nicht wollte nach Gaëta schicken lassen, aber von dem andern, das zu Pepe's Truppen gehörte, überfallen wurde. Indem Pepe seine zuerst abgefallenen Truppen belohnte und die Truppen Carascosa's, die nicht gleich hatten abfallen wollen, zurücksetzte, vermehrte er die innere Zwietracht im Heere. Die ganze Revolution

war ein muthwilliges und frevelhaftes Soldatenspiel, die Ausrufung der spanischen Verfassung, die das Volk kaum dem Namen nach kannte, eine Unnatur. Für das unwissende, bigotte, genügsame, im warmen Klima bedürfnißlose, an lokale Urzustände gewöhnte Landvolk und für die armen Lazaroni in der Hauptstadt paßte überhaupt das moderne Verfassungswesen gar nicht, und die außerordentlich kleine Minderheit von Gebildeten, die durch die milde Restauration diesmal nicht einmal gedrückt war, hätte um so weniger die Revolution machen sollen, als sie wissen konnte, daß Oesterreich und Frankreich sie nicht dulden würden. Wright macht eine artige Beschreibung von einem damaligen Festaufzug der Carbonari in Neapel. Man sah da 7000 derselben in der buntesten Mischung, Edelleute, Bürger, Pöbel, Banditen, und mitten darunter auch viele Priester und Mönche, voran den Abbate Menechini in geistlicher Tracht, aber bewaffnet und mit den drei Farben prangend. Eine Fastnachtsbande und kein constitutionelles Volk.

Was in Neapel nur Posse war, wurde in Palermo gefährlicher Ernst. Man hatte an Sicilien gar nicht gedacht, die Sicilianer gar nicht gefragt, und jetzt sollten sie sich der neapolitanischen Revolution anschließen. Als der Vicekönig, General Naselli, die drei Farben aufsteckte, nahm das Volk von Palermo die gelbe Farbe Siciliens an, und am 15. Juli, dem Fest der h. Rosalie, dem größten Volksfeste der Palermitaner, an dem eine ungeheure Menschenmenge durch die Straßen wogte, verlangte alles die Unabhängigkeitserklärung der Insel unter einem Prinzen des Hauses. Church, der als Militärgouverneur hier befehligte, wollte einschreiten, wurde aber vom wüthenden Volk überwältigt und rettete mit Noth sein Leben durch die Flucht. Naselli gab aus Ohnmacht nach, setzte eine provisorische Junta ein und floh ebenfalls. Die Junta genoß aber kein Ansehen, der Pöbel wurde Meister der Stadt, schlug die Truppen nach blutigem Kampf und plünderte zwei Tage (am 17. und 18. Juli), wobei es auch an Schlächtereien der Rache und Rohheit nicht fehlte. Die Principi

Cattolica und d'Aci wurden grausam ermordet und ihre Köpfe auf Stangen durch die Stadt getragen ꝛc. Endlich entstand eine neue Junta, an deren Spitze der Prinz von Villa Franca trat, und ein Mönch, Vaglica di Monreale, übernahm den Oberbefehl über die Volkswehr.

So spaltete sich die Revolution beider Sicilien schon in ihrem Beginn. Die revolutionäre Regierung in Neapel war zu stolz, um ihrer Nebenbuhlerin in Palermo nachzugeben, und schickte Florestan Pepe (Wilhelms Bruder) mit 5000 Mann zu Schiffe nach Messina ab, von wo sie zu Lande gegen Palermo zogen. Villa Franca wollte unterhandeln, da plünderte der Pöbel seinen Palast und setzte den Prinzen von Paterno an seine Stelle. Unter diesem vertheidigte sich die Stadt am 25. September gegen Pepe, wurde aber durch ein heftiges Bombardement dahin gebracht, am 5. October zu capituliren.

Am 1. October wurde das Carbonariparlament in Neapel mit großer Feierlichkeit durch den König selbst eröffnet. Der Präsident Galdi hielt eine pomphafte Rede voll Anspielungen auf das classische Alterthum und seine politische und legislatorische Größe, eine wahre Satire auf das damalige Neapel.

Die Pentarchie säumte nicht, ihre Augen nach dem Süden zu richten. Spanien, hinter den Pyrenäen abgeschlossen, konnte man einstweilen auf sich beruhen lassen. Die Revolution in Neapel aber, die möglicherweise das übrige Italien in Brand stecken konnte, gefährdete zunächst Oesterreich. Metternich setzte daher die ganze europäische Diplomatie in Bewegung. Im October kamen Kaiser Alexander, Kaiser Franz, der Kronprinz von Preußen und die Minister Metternich, Hardenberg, Nesselrode, Capodistrias, von Paris Caraman und Laferronays, von London Charles Stuart auf einen Congreß zu Troppau in Oberschlesien zusammen und berathschlagten über Neapel. Allein England widersetzte sich einer bewaffneten Einmischung daselbst, und auch Frankreich mahnte zur Milde. Selbst Rußland war geneigt, Neapel zu schonen, um Oesterreich nicht zu mächtig in Italien werden zu lassen. Aber

Fürst Metternich brachte den Kaiser Alexander auf andere Gedanken, indem er ihm in einer Verschwörung russischer Gardeoffiziere in St. Petersburg selbst das Schreckbild der Revolution in seinem eigenen Reiche vorhielt. Rußland, Oesterreich und Preußen schlossen sich nun eng an einander, Frankreich gab ebenfalls nach, und England konnte nur noch einen Protest einlegen, ohne daß es eine offene Unterstützung der Neapolitaner gewagt oder gewollt hätte. Um Italien näher zu seyn, brachen die Monarchen den Congreß ab und erneuerten ihn im Januar 1821 in Laibach. Der neapolitanische Gesandte, Herzog v. Gallo, wurde nicht zugelassen und der Einmarsch eines österreichischen Heeres in's Neapolitanische beschlossen.

Als Gallo die schlimme Botschaft nach Neapel brachte, erbot sich der alte König Ferdinand, selbst nach Laibach zu gehen, um die Großmächte mit der neapolitanischen Verfassung auszusöhnen. Man wußte wohl, es sey ihm nur darum zu thun, mit heiler Haut davon zu kommen; aber man ließ ihn ziehen, um die Großmächte nicht noch mehr zu reizen. Dagegen wurden die Befehle des Congresses, die Verfassung zu annulliren, nicht respectirt, und mit großer Prahlerei kühner Widerstand beschlossen. Am 5. Februar überschritten 60,000 Oesterreicher unter General Frimont die lombardische Grenze; die Neapolitaner theilten ihre Armee, und Wilhelm Pepe übernahm die Vertheidigung der Gebirgspässe in den Abruzzen, während Carascosa in der Ebene in einem Lager bei San Germano den Feind, wenn er dennoch durch die Gebirge dränge, empfangen sollte. Pepe marschirte am 7. März von Civita Ducale aus, und seine Vorposten erfochten bei Rieti einen kleinen Vortheil über die der Oesterreicher; da die letzteren aber in großen Massen nachrückten, wollte sich Pepe nach Civita Ducale in eine sehr feste Stellung wieder zurückziehen, als seine Truppen bei dieser retirirenden Bewegung schon alles verloren glaubten und in wilder Flucht auseinanderliefen. Carascosa mußte sich nun in eine starke Stellung bei Mignano zurückziehen, wo er die Oesterreicher noch lange hätte aufhalten können, aber auch in seinem Lager

brach Meuterei aus, seine eignen Soldaten schossen auf ihn und er mußte sich flüchten. Die Festung Capua ergab sich den Oesterreichern ohne einen Schuß zu thun am 20sten, und schon am 24sten hielt Frimont seinen Einzug in Neapel selbst, von wo die compromittirtesten Carbonari entwichen waren. Auf eine so lächerliche Weise endete der große Spektakel, den man hier gemacht hatte.

Jetzt erst holte der alte König Ferdinand die Rache nach, die er bei seiner ersten Wiedereinsetzung in Neapel gespart hatte. Das ganze Volk wurde entwaffnet, jeder Verdächtige verhaftet, und Hinrichtungen und Güterconfiscationen richteten grausame Verheerungen in den wohlhabenden und gebildeten Classen an. Frimont selbst war unwillig über diese ausschweifende Reaction, ohne sie hindern zu dürfen. Einige tausend Oesterreicher unter Wallmoden wurden noch hinüber nach Sicilien geschickt, um auch dort die alte Ordnung zu befestigen. Der Umstand, daß die Polizei im Neapolitanischen überall öffentliche Verbrennung der Werke von Rousseau, Voltaire und andern Vätern der Revolution und des Unglaubens vornahm, beweist, wie sehr diese Werke auch in Italien (wie in Spanien) verbreitet waren. Ueberall in den romanischen Landen bis tief ins spanische Südamerika hinein war diese Gattung von Büchern verbreitet, ein Haupthebel aller romanischen Umwälzungen. Wohlfeile Ausgaben davon wurden in ungeheurer Menge zu Paris fabricirt und meist von Bordeaux aus in andere Länder spedirt. Der gründliche Zorn des katholischen Klerus gegen diese literarische Propaganda war nur zu sehr gerechtfertigt. Mangelte dem romanischen Süden noch viel von der Bildung des Nordens, so hätte ihm dieselbe doch durch edlere Geisteswerke vermittelt werden sollen.

In denselben Tagen, in denen die Revolution in Neapel unterdrückt wurde, brach sie in Piemont aus, im Rücken der Oesterreicher. Der König von Sardinien, Victor Emanuel, hatte sich in der napoleonischen Zeit nach der Insel Sardinien zurückgezogen, erhielt aber 1815 nicht nur seine früheren Länder Piemont und Savoyen zurück, sondern auch das schöne Uferland

von Genua dazu. Sein Reich sollte als Grenzmacht gegen Frankreich verstärkt werden. Der alte König gehörte aber den Greisen des vorigen Jahrhunderts an und war so beschränkt an Geist, daß er, gleich dem Kurfürsten von Hessen, in seinem Lande alles wieder auf den Fuß wie vor dem ersten Einfalle der Franzosen im Jahre 1796 setzte. Alle modernen Beamten und Universitätslehrer wurden entlassen, sogar alle im Lande wohnenden Franzosen vertrieben. Die schöne Straße Napoleons über den Mont Cenis mußte verlassen und eine alte schlechte wieder befahren werden. Alle neuen Gesetze wurden abgeschafft und die alten, wie auch was vom alten Personal noch lebte, wiederhergestellt. Auch die Kirche erhielt ihre Macht zurück. Der König aber war alt und hatte nur eine Tochter, Beatrix, Gemahlin des Herzogs Franz von Modena. Dieser letztere war ein Sohn des österreichischen Erzherzog Ferdinand (eines Oheims des regierenden Kaiser Franz) und der Beatrix, Tochter des letzten Herzog Hercules von Modena aus dem Hause Este. Oesterreich hegte nun den Wunsch, dem Herzog Franz die Erbfolge in Sardinien zu verschaffen. In diesem Königreich aber galt das salische Gesetz, welches die weibliche Nachfolge ausschließt, und der rechtmäßige Erbe war ein entfernter Verwandter, Karl Albert, Prinz von Carignan. Diese Erbangelegenheit muß man im Auge behalten, um die feineren Motive in den folgenden Begebenheiten zu verstehen.

Die Carbonari waren auch in Piemont thätig und unterhielten von hier aus Verbindungen wie mit Neapel, so mit den Unzufriedenen in Frankreich. Sie fühlten sich indeß zu schwach, um die neapolitanische Revolution unterstützen zu können. Daß sie dennoch, und erst, als es zu spät war, losbrachen, hatte eine zufällige Ursache. Drei ihrer Häupter, der Principe della Cisterna, Marchese Priero und Ritter Perronne wurden durch revolutionäre Schriften, die sie verbreiteten, verrathen und verhaftet. Durch diese Entdeckung sahen sich auch die meisten andern Verschwörer compromittirt und beschlossen lieber einen offenen Kampf zu wagen, als sich wehrlos gefangen nehmen zu lassen. Sie theilten ihre Absicht dem

Prinzen von Carignan mit und schmeichelten ihm damals schon mit der Aussicht, König von ganz Italien zu werden, sobald die Revolution siege. Der Prinz war unentschlossen, denn er fürchtete die Oesterreicher und wollte doch auch die nicht von sich stoßen, die sich ihm als wärmste Anhänger aufdrängten. Endlich gab er seine Zusage und Oberst Arsaldi rief die spanische Constitution am 9. März in der Festung Alessandria aus. Die ganze Armee war hier wie im Neapolitanischen schon vorbereitet. Der alte König hielt Rath, aber in Turin selbst empörten sich die Truppen und pflanzten die dreifarbige Fahne auf. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Sturm auszuweichen, wie Ferdinand in Neapel, und die Regierung einstweilen dem Prinzen von Carignan zu übergeben. Den Thron selbst trat er seinem Bruder Karl Felix ab, der in Modena lebte. Karl Albert wurde nun als Regent genöthigt, mit der dreifarbigen Fahne auf den Balkon des Schlosses zu treten und die spanische Verfassung zu proclamiren, wobei er jedoch diejenigen Abänderungen vorbehielt, die das einzuberufende Parlament und der König treffen würden. Der alte König hatte sich zurückgezogen. Zu dem neuen aber nach Modena begab sich eine große Deputation, um ihn zu bewegen, die Verfassung anzuerkennen, was er begreiflich abschlug. Die Deputation hatte aber noch einen heimlichen Auftrag, nämlich den König zu versichern, daß sowohl der Prinz von Carignan, als die höheren Classen die Revolution mißbilligten und demgemäß handeln würden. Die Carbonari in Turin waren rathlos. Der Pöbel zwang den österreichischen Gesandten von Binder, die Stadt zu verlassen, aber einen raschen Einfall in die Lombardei wagte man nicht, sondern wartete die Oesterreicher ab. Der Prinz von Carignan floh über Nacht nach Nizza. Nur der Kriegsminister Santa Rosa hielt den Muth der Carbonari noch aufrecht, aber nicht durch Handlungen, sondern durch Reden und diplomatische Vorspiegelungen. Der russische Gesandte nämlich, Graf Macenigo, überredete ihn, die Oesterreicher würden keinen Angriff auf Piemont wagen, wenn er die Vermittelung des Kaiser Alexander annehme, von dem er übrigens keinen Auftrag hatte. So blieb Santa Rosa

unthätig und ließ sich sogar durch einen Angriff des General della Torre, der bei Novara ein dem König treues Truppencorps zusammengebracht hatte, überraschen. Della Torre brach am 4. April gegen Turin auf, Santa Rosa schickte ihm den Oberst Regis mit überlegenen Streitkräften entgegen, aber Regis, statt zu schlagen, unterhandelte. Unterdeß rückte auch ein österreichisches Heer unter dem Grafen Bubna heran, dessen Ankunft Regis so wenig ahnte, daß er ihm gerade in die Hände lief, während auch della Torre aus Novara hervorbrach und ihm in den Rücken kam, am 8. April. Regis erlitt großen Verlust und seine fliehenden Soldaten steckten mit ihrer Angst auch die hinter ihnen stehende piemontesische Armee an. Die Soldaten liefen in Vercelli auseinander, wie die Neapolitaner in Mignano. Alle Compromittirten suchten ihr Heil in der Flucht, und schon am 10. zog della Torre in Turin ein. Dem neuen König, dem schon alten, schwachen und kinderlosen Bruder Karl Felix, hatte der Prinz von Carignan dessen Rechte reservirt und durch seine Flucht seine loyale Gesinnung gerechtfertigt. Man strafte ihn daher nur mit Mißbilligung und entfernte ihn zwei Jahre lang vom Hofe. Ihm zu liebe wurde auch manche Untersuchung und Bestrafung anderer Hochgestellter unterdrückt. Karl Felix dachte gut sardinisch genug, um Oesterreich nicht zu viele Vorwände zum weitern Einschreiten zu bieten, und hielt daher auch die Erbfolge des Prinzen von Carignan gegen die modenesisch-österreichische aufrecht. Ohne Zweifel unter Mitwirkung von Frankreich und England, die eine Vergrößerung Oesterreichs durch das Königreich Sardinien nicht würden geduldet haben, und aus Abneigung gegen die österreichische Besatzung, die bis 1823 im Lande stehen blieb. Im Uebrigen war die Reaction hauptsächlich gegen die Presse und gegen die Schule gerichtet. Alle Schulanstalten im Lande wurden der Obhut der Jesuiten anvertraut. Auch hier sollte der Einfluß Voltaires und Rousseaus um jeden Preis abgesperrt werden.

Sowohl in Turin als Neapel wirkte die Abneigung gegen die österreichischen Hülfstruppen und das Mißtrauen gegen die eigenen

Truppen zu dem Entschluß zusammen, Schweizerregimenter anzuwerben, welche die Ruhe im Lande erhielten.

Die Lombardei war trotz der Nähe der piemontesischen Revolution nicht aufgeregt worden, obgleich der in Mailand residirende Erzherzog Rainer im ersten Schrecken mit seiner ganzen Familie entflohen war. Nur heimliche Gesellschaften versuchten auch hier den Boden zu unterwühlen, aber sie wurden von einem Polizeisystem überwacht, das in geheimer Controle und Gegencontrole seines Gleichen suchte. Mehr aber als diese kleinlichen Polizeikünste wirkte die große Furcht vor der Macht Oesterreichs. Die Polizei entdeckte noch spät im Jahre 1821 eine geheime Verbindung in Mailand, deren meiste Mitglieder noch Zeit fanden sich zu retten. Nur einige wurden zur Haft gebracht, worunter Confalonieri und Silvio Pellico das größte Aufsehen erregt haben. Der erstere wurde auf alle Arten gedrängt, Geheimnisse zu offenbaren, durch welche man den Prinzen von Carignan zu compromittiren und von der Erbfolge auszuschließen hoffte, aber er bekannte nichts, obgleich Fürst Metternich ihn persönlich ins Verhör nahm. Der andere, Silvio Pellico, ein sanfter frommer Dichter, unfähig zur That, hatte höchstens poetisch für Italien geschwärmt und mußte das jammervollste Schicksal mit seinen Mitgefangenen theilen. Zum Tode verurtheilt, auf dem Schaffot begnadigt, unter den berüchtigten Bleidächern von Venedig, dann auf dem Spielberg in den engsten und härtesten Kerkern schmachtend, in den rauhesten Gefängnißkleidern, mit der rohesten Gefängnißkost kümmerlich genährt, zum Wollstricken verdammt, in Krankheit ohne Pflege blieb der edle Pellico doch immer gleich sanft und geduldig. Aber seine Leiden, von ihm selbst beschrieben und nach seiner Befreiung (1830 in Folge der Julirevolution) bekannt gemacht, weckten in ganz Europa das tiefste Mitgefühl und haben mehr als alles Andere den europäischen Haß gegen Metternich geschürt, obgleich diese Angelegenheit nicht Metternich, sondern der Kaiser selbst in die Hand genommen hatte, der sich beständig über die Gefangenen auf dem Spielberg Bericht erstatten ließ und die Behandlung derselben bis zur geringsten Kleinig-

keit vorschrieb. Der Zweck, Italien vor Revolutionen zu hüten, wäre durch eine minder grausame Behandlung der Gefangenen weniger verfehlt worden.

Nachdem die italienischen Revolutionen besiegt waren, erwartete man, die europäische Pentarchie werde nun auch bald die spanische unterdrücken. Das lag in ihrem Prinzip, sie durfte die revolutionären Elemente nirgends aufkommen lassen. Indessen hatte sich England schon sehr unzufrieden über das Verfahren der übrigen Großmächte in Italien geäußert und war eben so unzufrieden mit jeder Einmischung in Spanien. Die englischen Minister, wie reactionär und absolutistisch sie auch damals waren, wollten doch der alten englischen Politik gemäß die Freiheit auf dem Continent nicht ganz unterdrücken lassen und mußten auch die Verantwortung vor dem englischen Parlament und Volke scheuen. Daher ihr Widerstand in Troppau und Laibach, der übrigens ohne Nachdruck war, denn einen Krieg wollte England gegen die andern vier Großmächte um eine Handvoll Carbonari und Cortes doch nicht wagen. Die Initiative in Bezug auf Spanien wurde, wie eben erst in Bezug auf Italien wieder von den drei s. g. nordischen Mächten, Oesterreich, Preußen und Rußland ergriffen. Metternich war damals die Seele der Pentarchie, Rußland und Preußen folgten seinem Impulse. „Erhaltung des anerkannten Besitzstandes, Schutz der legitimen Dynastien und der absoluten Regierungen gegen jede revolutionäre Erhebung, wie gegen die parlamentarischen Oppositionen" war das Loosungswort. Dem konnte die Dynastie der Bourbons überall nur zustimmen. Auch schmeichelte es ihr und diente ihrem besondern Interesse, daß die drei nordischen Mächte sich Mühe gaben, Frankreich zu einer Pacification Spaniens zu bewegen. Frankreich bekam dadurch Gelegenheit, wieder Waffenruhm zu ernten; es stellte vor ganz Europa seine Macht zur Schau; es consolidirte, indem es nach Wiederherstellung der bourbonischen Allgewalt in Neapel auch die spanischen Bourbons wiederherstellte, zugleich die der Bourbons in Frankreich selbst; es vereinte die Interessen sämmtlicher Bourbons und übte eine Art von Hegemonie

über dieselben. Alle diese Vortheile leuchteten ein. Aber es gab noch Bedenken genug und Villèle wollte sich keineswegs übereilen. Durch einen Feldzug, im Interesse der heil. Allianz unternommen, verfeindete sich die Dynastie unversöhnlich mit dem liberalen Bürgerthum, dem sich der König doch bisher so sehr zugeneigt hatte, und stieß auch England von sich ab. Zudem war der Ausgang des Feldzugs ungewiß. Wenn der große Napoleon mit seiner ungeheuren Macht die tapfern Spanier nicht hatte bezwingen können, wie sollten es die Bourbons vermögen? Aus diesem Gesichtspunkt warnte auch die Opposition vor dem Kriege, von dem sie in jeder Beziehung nur Schande für Frankreich voraussagte, weil er gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker geführt werde und weil nur Niederlagen zu erwarten seyen.

Die geheimen Gesellschaften in Frankreich blieben auch nicht unthätig, sondern dachten auf einen Versuch, der Expedition gegen Spanien, die seit der Aufstellung des Gesundheitcordons an den Pyrenäen immer näher drohte, ehe sie noch ausgeführt würde, eine Diversion im Rücken zu machen. Das Beispiel der Spanier, Neapolitaner und Piemontesen wirkte zurück auf die Offiziere des französischen Heeres. Hauptsächlich unter ihnen und zum Theil selbst unter den gemeinen Soldaten wurde complottirt. Fast in allen Regimentern bestanden geheime Logen, die sich mit dem Großvater des Liberalismus, General Lafayette, und dessen Anhang in den geheimen Gesellschaften der Bürger in Verbindung setzten. Ein Soldatenaufstand an verschiedenen Punkten zugleich sollte ausbrechen. Wenn man Herrn von Lamartine's poetischer Darstellung glauben darf, so war Lafayette selbst das Hinderniß des glücklichen Gelingens, weil er seine Abreise nach Béfort, wo der Hauptschlag geschehen sollte, unerwartet um einen Tag verschob, aus Pietät gegen seine verstorbene Frau, deren Sterbetag er in stiller Feier beging. Die Verschworenen wurden durch die Abbestellung des verabredeten Tages irre; der Commandant der Festung Béfort, de Toustain, merkte ein Zusammenstecken der Köpfe, ging den Verschworenen keck zu Leibe und ließ sich auch durch einen Prellschuß,

der ihn niederwarf, nicht abschrecken, sammelte seine Truppen und stillte den Aufruhr, ehe er noch recht beginnen konnte. Lafayette, der endlich abgereist war, befand sich nur noch wenige Stunden von Béfort, als er vom Mißlingen des Unternehmens Nachricht erhielt und eiligst eine andere Richtung nahm, als hätte er blos eine Erholungsreise zu Freunden in der Provinz unternommen. Auch Köchlin, der angesehenste Deputirte des Elsaßes, der in der Nähe war, blieb unentdeckt, und nur namenlose Personen, die das ganze Geheimniß nicht kannten, kamen in Verhaft. Gleichzeitig brach ein Soldatenaufstand unter Oberstlieutenant Caron in Colmar aus, wo Napoleon II. ausgerufen wurde, ein Beweis, wie tief Napoleon den Soldaten noch im Herzen saß. Aber Caron gerieth unter eine Schwadron, die andern Sinnes war und ihn gefangen nahm. Er wurde kriegsrechtlich erschossen. Denselben Tod fand General Breton, der in Saumure die Soldaten hatte empören wollen. Kleinere Verschwörungen wurden zu Marseille, Toulon, Angers, Tours entdeckt und mit der Hinrichtung einiger Soldaten bestraft. In Paris selbst wurden vier Unteroffiziere aus gleichem Anlaß erschossen. Alles in den ersten Wochen des Jahres 1822.

Die Vereitelung dieser Aufstände gab dem Ministerium Villèle mehr Festigkeit. Es setzte im Februar ein neues strenges Preßgesetz durch, was die Opposition noch mehr erbitterte. Bald darauf kamen die Missionäre nach Paris und predigten in der Kirche des petits pères. Da drang der Pöbel ein, verhöhnte sie, ließ Schwärmer in der heiligen Stätte los und erfüllte sie mit höllischem Schwefeldampf. Aber die frommen Brüder ließen sich nicht irre machen und predigten fort, während Gensdarmen die Ruhestörer hinaustrieben. Der Haß gegen die Kirche stieg bei der Opposition so hoch, daß auch die Arzneischüler den Abbé Nicolle, der unter ihre Lehrer aufgenommen worden war, beschimpften, weshalb die Schule aufgelöst werden mußte.

Inzwischen hatte die Diplomatie insgeheim vorgearbeitet, und im October 1822 versammelten sich die Monarchen abermals auf einem Congreß in Verona, um wegen Spanien einen endgül-

tigen Beschluß zu fassen. Metternich stand fester als je, da Kaiser Alexander damals schon alle seine Pläne auf den Orient zum Opfer brachte und die in der Türkei aufgestandenen Griechen im Stiche ließ, um thatsächlich die Revolution auch da zu mißbilligen, wo sie ihm nützlich war. Preußen schloß sich wieder eng an Rußland und Oesterreich an. Die Hauptsache war für diese drei Mächte, das immer noch schwankende Frankreich zum Kriege gegen Spanien zu treiben und desfalls den englischen Widerspruch zu bekämpfen. Der französische Congreßgesandte, Marquis von Montmorenci, schwärmte für den Krieg und ging viel weiter, als Villèle's Instructionen erlaubten, und ohne den ihm als Collegen beigegebenen gemäßigteren Chateaubriand zu fragen. Im Vertrauen nun, daß Frankreich die Execution in Spanien im Namen der nordischen Mächte übernehmen werde, beschlossen diese (trotz Englands Widerspruch), eine Note an Spanien zu richten, in welcher sie die Wiederherstellung des absoluten Königthums verlangten. Würde Spanien sich weigern, so sollte eine französische Armee einrücken. Preußen versprach Frankreich in diesem Falle seine moralische, Rußland auch seine materielle Unterstützung. Oesterreich, aus Rücksicht auf England, wollte dagegen, falls Spanien ablehnend antworten würde, die Modalitäten der wirklichen Execution noch einmal von einem Congreß berathen lassen. Die Beschlüsse wurden am 17. November gefaßt. Zehn Tage später starb Fürst Hardenberg, der schon körperlich leidend den Congreß verlassen hatte und sich in der Luft des Südens erholen wollte, zu Genua.

Als Montmorenci nach Paris zurückkam, fand sich, daß er nicht im Sinne Villèle's unterhandelt habe, er wurde desavouirt und entlassen. Wellington, der in Verona die englische Stimme geführt hatte, reiste über Paris zurück und warnte den König dringend vor dem spanischen Kriege. Der König war ohnehin dem Kriege abgeneigt und hätte ihn gern vermieden. Wellington schickte den Lord Fitzroy-Somerset nach Madrid, um die Cortes zu so viel Nachgiebigkeit zu bewegen, daß Frankreich mit Anstand den Krieg unterlassen konnte, und der französische Gesandte in

Madrid, Lagarde, erhielt von Villèle Instructionen im gleichen Sinne, während die drei nordischen Mächte allein am 14. December ihre gemeinschaftlich drohende Note an Spanien abgehen ließen.

Die englisch-französischen Bemühungen in Madrid scheiterten vollständig. Von den Spaniern fordern, sie sollen aus bloßer Furcht etwas thun, hieß ihren Charakter wenig verstehen, und selbst wenn sie Klugheit genug gehabt hätten, um mäßig zu seyn, würden sie es nicht gewesen seyn, blos weil man sie schrecken wollte, ihnen Furcht zutraute. Als die stolzen, ja höhnischen Antworten der spanischen Regierung bekannt geworden waren, befand sich Villèle in nicht geringer Verlegenheit. Chateaubriand aber, der unterdeß Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, ging rasch zur Kriegspartei über und half jetzt die Ansicht vertheidigen, die er noch in Verona bekämpft hatte. Die Sachlage war allerdings eine andere geworden, seitdem Spanien selbst den guten Rath Frankreichs zurückgewiesen hatte. Die nordischen Mächte, von Spanien schwer beleidigt, drängten; England blieb in seiner Halbheit, indem es für Spanien nur redete, aber nicht handelte. Villèle glaubte daher dem König den Krieg anrathen und dieser selbst nachgeben zu müssen. Lagarde wurde von Madrid zurückberufen.

Im Januar 1823 eröffnete der König die Kammer mit einer kriegerischen Rede und kündigte an, daß er Geld für die Ausrüstung einer Armee von 100,000 Mann verlangen werde. Vermöge des neuen Wahlgesetzes hatte Villèle eine große und sichere Mehrheit in der Kammer. Die kleine liberale Minderheit wehrte sich aber verzweifelt und suchte durch die Kühnheit ihrer Redner zu ersetzen, was ihr an wahrer Macht gebrach, oder benutzte wenigstens den Anlaß, um den geheimen Haß der Nation gegen die Bourbons immer mehr zu vergiften. Denn was war der bevorstehende Krieg anders als ein Familienarrangement der Bourbons diesseits und jenseits der Pyrenäen, um die Völker hier wie dort zu knechten? Unter den Rednern der Opposition glänzte Royer-Collard, unter denen des Ministeriums Chateaubriand; in beiden kreuzten sich die Spitzen der entgegengesetzten Doctrinen. Ein andrer Redner der

Opposition, Manuel, veranlaßte ziemlich unschuldiger Weise einen ungeheuern Lärm. Indem er sagte: „soll ich an die Gefahren der königlichen Familie in Frankreich erinnern, die sich nur deshalb so häuften, weil fremde Heere in unser Gebiet einfielen und Frankreich zwangen, sich durch neue Kräfte und eine neue Energie zu vertheidigen," — unterbrach ihn das Geschrei der Ultras, die darin eine Anspielung auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. sahen. Manuel durfte nicht weiter reden und wurde zur Ordnung gerufen. Nur in einer gedruckten Erklärung konnte er mittheilen, was er weiter hatte sagen wollen, daß nämlich das französische Volk damals zu „furchtbaren Excessen und zu einer beweinenswerthen Katastrophe" getrieben worden sey, die man vermieden hätte, wenn die Preußen nicht in die Champagne eingerückt wären, welcher Fall allerdings auf Spanien angewendet werden durfte, da Ferdinand VII. in Gefahr kam, wenn die Franzosen einrückten. Diese einfache Erklärung versöhnte aber die Ultras nicht. Manuel wurde durch einen Mehrheitsbeschluß auf ein Jahr aus der Kammer ausgeschlossen. Er kehrte sich nicht daran, sondern kam in die Sitzung. Der Präsident und alle Ultras verließen die Kammer und die Nationalgarde, wurde befehligt, Manuel mit Gewalt zu entfernen. Der Sergeant Mercier, der das Commando hatte, und seine ganze Mannschaft weigerte sich. Man mußte Gensdarmen rufen, die den Befehl vollzogen und von denen Manuel sich hinauszerren ließ, begleitet von allen Deputirten seiner Partei, an der Seite Lafayette's und Duponts de l'Eure. Eine Scene, die in Frankreich keineswegs als eine Niederlage der Opposition betrachtet wurde und zu welcher veranlaßt zu haben ein grober Mißgriff von Seiten der Ultras war.

Die Geldsumme wurde bewilligt und der Krieg gegen Spanien begann.

Viertes Buch.

Die spanische Revolution.

Das schöne Spanien, seit 1808 auf's furchtbarste zerrüttet und verheert, sollte auch nach der Wiederherstellung Ferdinands VII. keine Ruhe und Erholung finden. Denn der König kam nicht als Versöhner, nicht als liebreicher Vater seiner Unterthanen, sondern benützte die ihm wiedergeschenkte Macht nur wie ein böser Knabe, um Rache zu üben, um seine Lust an Strafen und Peinigungen zu sättigen. Abschreckend häßlich, ungesund, der Sohn eines blöden, völlig einfältigen Vaters und einer ehebrecherischen, niedrig gemeinen und an Geist kindischen Mutter, von früher Jugend an bald geschmeichelt und verführt, bald erschreckt und bis zur Todesangst eingeschüchtert, herzlos von den Eltern verrathen und wieder ihr Verräther, war er auch in seiner langen Haft in Frankreich nie zur Besinnung über sich selbst gekommen, hatte nie einen großherzigen Entschluß gefaßt, nie ernste Studien gemacht, sondern unter albernen Beschäftigungen in den Tag hineingelebt, bis ihn ohne sein Zuthun das Glück wieder auf den spanischen Thron führte.

Auch kein Glied seiner Familie übte auf ihn einen besonderen Einfluß. Der spanische Zweig der Bourbons war der welkeste und verfaulteste von allen.

Wenn die liberalen Cortes den Rechten der Krone zu nahe getreten waren und gegen die Kirche und gegen den im spanischen Volk tief eingewurzelten Glauben feindlich gehandelt hatten, so konnte doch weder der Thron noch der Altar wieder gehoben, gekräftigt und geheiligt werden durch ein Rachesystem, wie es Ferdinand VII. übte; die Lust am Bösen, die bei ihm so auffallend hervorblickte, war vielmehr des echten Königs, wie des frommen Sohnes der Kirche gleich unwürdig. Die Schattenseiten des Liberalismus erschienen verzeihlich und wurden gleichsam wieder Lichtseiten, wenn man erleben mußte, wie Spanien in die schwärzesten Schattenseiten des Absolutismus und der kirchlichen Verfolgung eintrat, sobald Ferdinand die Zügel der Gewalt ergriffen hatte. Um Ludwig XVIII. zu rechtfertigen, darf man nur sein Verfahren mit dem Ferdinands vergleichen. Dort waltete Verstand und Güte, hier nur Unverstand und Bosheit.

Die Cortes waren gesprengt, das absolute Königthum proklamirt. Durch Dekrete, die der König schon im Mai 1814 erließ, wurden alle Afrancesados oder Josefinos (Anhänger und Diener der früheren französischen Regierung) aus Spanien verbannt und man rechnete deren 10,000, die nach Frankreich entflohen. Ferner wurden alle Liberalen und Freimaurer, alle Anhänger der Cortes und die Beamten, die von denselben angestellt worden waren, theils zur Flucht gezwungen, theils eingekerkert, theils wenigstens abgesetzt, und alle Nationalgüter dem Käufer ohne Entschädigung wieder entrissen, ja dem als wohlhabend bekannten Käufer noch besondere Geldstrafen auferlegt. Alle Klöster wurden wieder hergestellt, desgleichen die berüchtigte Inquisition, deren neuer Chef, der Großinquisitor Mir Campillo, Bischof von Almeria, mit fanatischer Strenge verfuhr. Man rechnete, daß 50,000 blos wegen ihrer Meinung Verfolgte in den spanischen Kerkern schmachteten, in denen sie die übelste Behandlung, selbst grausame Folterung er-

fuhren. Diese Maßregeln waren nur geeignet, die Liberalen zu Martyrern zu machen, und in der That übersah man ihre bisherigen Fehler und widmete ihnen Theilnahme und Mitleid. Da der König auch alle Guerillas auflöste, die tapfern Führer derselben ohne Gehalt entließ und auch die Armee dergestalt neu organisirte, daß wieder nur der Adel zu Offiziersstellen berechtigt wurde, fanden sich viele der tapfersten Herzen Spaniens gekränkt und schlossen sich den Liberalen an. Die Inquisition aber trug ohne Zweifel dazu bei, das Ansehen der Kirche, das sie verbreiten sollte, auch bei denen zu schwächen, die ihr früher eifrig zugethan waren. Nur der Pöbel konnte in den Priestern Henker sehen, ohne zu schaudern.

Das königliche Schreckenssystem entbehrte sogar den Adel des rohen Fanatismus, der selbst des Martyriums fähig ist, indem er andere zu Martyrern macht. Der König war persönlich ohne allen sittlichen Muth, feig und falsch. Seine nächsten Günstlinge, die s. g. camarilla, waren größtentheils aus der Hefe des Bedientenvolks ausgewählt, wie sie dem gemeinen Sinn und Geschmack des Königs zusagten, mit denen er zum unsaubern Witz des niedrigsten Pöbels hinabstieg. Voran sein Hofnarr Chamorro, sein Kuppler Alagon, sein Beichtvater Ben Como, der sich nicht scheute, mit jenen Schurken gemeine Sache zu machen, und andere, die minder hervorstachen. Diese Elenden regierten das Land. In ihrem Kreise gefiel sich Ferdinand, seine Minister, wenn sie nicht der Camarilla gehorchten, zu verlachen und zu verrathen. Indem er die letzteren außerordentlich oft wechselte, machte es ihm Spaß, sie in volle Sicherheit einzuwiegen, sie mit Vertraulichkeiten und Liebkosungen zu überhäufen, und wenn sie zur Thüre hinausgegangen waren, ihnen die schimpfliche Entlassung oder gar einen Verhaftsbefehl nachzuschicken. Dann lachte er sich unter seinen vertrauten Bedienten halb todt, wenn ihm der Streich gut gelungen und der Minister recht einfältig ins Garn gelaufen war. Die Camarilla hatte auch über das Recht und über die Anstellungen zu verfügen. Wer diese Lakeien reichlich bestach, bekam Recht vor Gericht und

wurde befördert; wer nicht, nicht. Indessen waren doch auch die Günstlinge nicht immer vor Ferdinands Laune sicher. Die in Frankreich während seiner Gefangenschaft ihm am liebsten und vertrautesten gewesen, wurden mit Undank und Bosheit von ihm verstoßen; so Escoiquiz, sein Lehrer, dem Recht geschah, weil er seinen Zögling zum abgefeimten Lügner erzogen hatte, Macannaz, den er zum Justizminister gemacht hatte, aber plötzlich vor seinen eigenen Augen verhaften und in den Kerker werfen ließ, und Amezaga, den er bis zum Selbstmord ängstigte.

Die Minister, entweder Creaturen der Camarilla, oder stets in Angst, gleich wieder abgesetzt zu werden, konnten an Reformen oder großartige Maßregeln zur Hebung des Wohlstandes, des inneren Friedens und der äußeren Macht Spaniens gar nicht denken. Außer dem Vielerlei der Reformen der früheren Cortes, die für das spanische Volk nicht ganz getaugt hatten, waren auch die wirklich brauchbaren Reformen eingestellt worden, blos weil sie von den Cortes kamen. Kein vernünftiger Mensch konnte zweifeln, daß die Kirche früher zu überreich an Gütern gewesen war, wie überhaupt, daß es in Spanien nach Maßgabe der Bevölkerung viel zu viel Geistliche gegeben hatte. In der Franzosenzeit war die Kirche geplündert, der Klerus durch grausame Morde gelichtet worden. Eine besonnene Restauration hätte davon Vortheil ziehen sollen, um die Zahl und den Güterreichthum der Geistlichkeit in ein natürliches Maaß zu bringen. Der Klerus hätte in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse die Hand dazu bieten sollen. Aber unter Ferdinand sollte der Kirche alles wieder erstattet, und sie sollte durch ihren Reichthum auch wieder in den Stand gesetzt werden, ihre Zahl zu ergänzen. In der Wirklichkeit wurde freilich wenig geändert, denn ein sehr großer Theil des ursprünglich der Kirche gehörenden Grund und Bodens war in der Franzosenzeit, wenn auch der Kirche abgesprochen, doch nur verheert und verödet, aber nicht veräußert worden, weil sich keine Käufer fanden. Daraus folgte, daß auch der wiedererlangte Besitztitel der Geistlichkeit doch wenig wahren Gewinn brachte. Der Ackerbau war schon seit Jahr=

hunderten in Spanien vernachlässigt, theils durch die s. g. Mesta, eine große Verbindung der Schafweideberechtigten, vornehmlich der Klöster und der adeligen Grundbesitzer, die um der Schafzucht willen auf ihren weiten Landstrecken keinen Ackerbau duldeten, theils durch die Colonien in Mittel- und Südamerika, in welchen sich der ausgewanderte junge Spanier schneller bereicherte, als hinter dem heimischen Pfluge, und wo auch sein romantischer Trieb zu Abenteuern mehr befriedigt wurde. Die Cortes hatten, ohne Zweifel durch englische und französische Belehrung darauf aufmerksam gemacht, die Mesta aufgehoben; allein während des blutigen Krieges gegen Napoleon waren dem Ackerbau die Arme entzogen worden, und es hatte sich niemand gefunden, der eine Theilung des Weidebodens in Aecker hätte vornehmen können. Kaum aber war Ferdinand nach Spanien zurückgekehrt, so stellte er auch die Mesta wieder her.

Der König verrieth seinen Unverstand auch durch sein Verfahren gegen die abgefallenen Colonien in Amerika. Anstatt ihre Unabhängigkeit anzuerkennen und einen für Spanien vortheilhaften Handelsvertrag mit ihnen abzuschließen, erschöpfte er seine ohnehin zerrütteten Finanzen durch eine Expedition, die 1815 unter General Morillo die Colonien wieder erobern sollte, aber mißglückte, und überließ alle Handelsvortheile den Engländern. Ja er brachte Spanien selber in Gefahr, denn die Südamerikaner rüsteten unter Englands geheimer Hülfe Caper, welche die spanischen Handelsschiffe dicht vor dem Hafen von Cadix wegnehmen durften. Rußland arbeitete damals auf eine ungeschickte Weise den Engländern in die Hände, denn der russische Gesandte in Madrid, Tatischef, glaubte von seinem eigenen scythischen Naturell den passendsten diplomatischen Gebrauch zu machen, indem er sich unter die Lakaien der Camarilla einschmuggelte und dadurch großen Einfluß auf den König gewann. Allein er mißbrauchte diesen Einfluß auf doppelte Weise, einmal sofern er durch sein Aufhetzen zum Kriege gegen die Colonien niemand als den Engländern nützte, und zweitens, sofern er veranlaßte, daß König Ferdinand um vieles

Geld 8 russische Kriegsschiffe kaufte, um sie gegen Amerika zu brauchen, 1818. Die Schiffe waren so alt oder schlecht gebaut, daß nur ein einziges benutzt werden konnte, aber auf dem halben Wege wieder umkehren mußte, während Tatischef und Urquart (einer von der Camarilla) die den Kauf besorgt hatten, allein den Nutzen davon zogen.

Spanien hatte früher zum Theil von seinen Colonien gelebt, und nur darum Ackerbau und Industrie im eigenen Lande sinken lassen. Nun war diese Nahrungsquelle verschlossen, und da die politische Verfolgung vorzugsweise die gebildeten Classen, den Handels= und Gewerbestand der Städte traf, sank der Wohlstand Spaniens immer tiefer. Die Staatskassen waren so erschöpft, daß Offizieren und Soldaten nicht einmal der Sold bezahlt werden konnte, und man sie barfuß und mit zerrissenen Kleidern herum=ziehen sah. Diese Geldnoth führte bald zu Soldatenaufständen.

Schon 1814 mußte eine Meuterei im Heere Morillo's zu Cadix, ehe derselbe nach Amerika abfuhr, erstickt werden. Dann 1815 eine Schilderhebung des tapferen Mina, der nach Frankreich flüchten mußte, und des eben so berühmten vormaligen Guerillero Polier, der gefangen und gehenkt wurde, beide im Norden Spa=niens. Eine dritte Erhebung scheiterte 1817 in Catalonien unter General Lacy, der standrechtlich erschossen wurde. Eine vierte 1817 unter Oberst Vidal, der sich gegen die Schreckensherrschaft des General Elio in Valencia empörte, aber verrathen und gehenkt wurde. Seine Gefährten erlitten den Tod durch Erschießen von hinten, und über hundert andere wurden gefoltert, weil man ihnen Enthüllungen über eine weiter verbreitete Militärverschwörung aus=pressen wollte.

Eine solche bestand wirklich und hatte ihren Ausgangspunkt in der Armee, die abermals zu Cadix zusammengezogen worden war, um unter O'Donnel, Grafen von Abisbal, die frühere Expe=dition Morillo's zu ergänzen und nach Amerika überzuführen. Die wenigsten Offiziere hatten Lust, für elende Bezahlung die Henker Ferdinands in der neuen Welt zu werden. O'Donnel selbst ließ

sich in die Verschwörung ein, besann sich aber eines Andern, als er dem Ausgang nicht traute, versammelte das ganze Heer und ließ 5 Oberste und 118 Offiziere als Verschworene verhaften. Der König aber traute ihm selber nicht, nahm ihm das Commando und gab es dem alten General Calleja. Nun kam ein langersehntes Schiff mit Silber aus Amerika und um das so nothwendige Silber zu fassen, achtete man nicht auf Quarantaine. Die Mannschaft des Schiffs schleppte das gelbe Fieber ein, welches sich auch des Lagers bemächtigte. Um so weniger konnte jetzt die Expedition abgehen. Die Untersuchung wurde so geführt, daß viele der Gefangenen, unter andern die Obersten Quiroga und Riego, wieder frei gelassen wurden. Der letztere erhob nun am Neujahrsmorgen 1820 die Fahne der Empörung, ließ in einer Kirche zu Las Cabezas de San Juan die Constitution von 1812 vorlesen und seine Soldaten darauf schwören. Dann zog er an der Spitze seines Bataillons ins Hauptquartier, nahm den alten General Calleja gefangen und überließ den Oberfehl, wie schon verabredet war, an Quiroga, dem die halbe Armee auf der Insel Leon vor Cadix folgte. Aber sie mußte vor der Stadt stehen bleiben, da in dieser selbst die königliche Partei in der andern Hälfte der Armee unter General Freyre die Oberhand behielt. Quiroga hatte Mühe, diesen zu beschäftigen, während ein kleines Corps Riegos, das durchs Land zog, um überall aufzuregen, durch einen Bruder O'Donnels verfolgt und aufgelöst wurde. Aber O'Donnels zweiter Bruder ging bald darauf zu den Empörern über; indem er nämlich den neuen Aufstand des Venegas in Corunna zu stillen versprach, schloß er sich demselben an. Auch Mina kam wieder über die Pyrenäen und proclamirte die Verfassung in Navarra. Eben dazu wurde der alte General Castannos in Barcelona vom Volk gezwungen. Auch in Valencia stand das Volk auf und nahm den berüchtigten Schlächter General Elio gefangen. Saragossa, Murcia, Granada folgten diesem Beispiele. Ueberall wurde die Verfassung ausgerufen, wurden die servilen Behörden vertrieben oder gefangen und dagegen die Kerker der

Inquisition geöffnet. In Madrid selbst gährte es, und als General Ballesteros hier erschien und von Volk und Soldaten mit Jubel begrüßt wurde, war kein Halten mehr. Der General erklärte dem erschrockenen König: nachgeben oder abdanken! Da gab Ferdinand, feig wie immer, nach und verkündete die Verfassung am 8. März. Zwei Tage später verschuldete Freyre in Cadix noch ein Blutbad. Nachdem er nämlich bereits mit Quiroga unterhandelt und die Annahme der Verfassung zugesagt hatte, wurde bei dem großen Verfassungsfest plötzlich von seinen Truppen scharf unter das Volk geschossen, und die betrunkenen Soldaten stürmten die Häuser. Man zählte 400 getödtete, 1000 verwundete Bürger. Freyre aber behauptete, es sey ohne seinen Befehl geschehen.

Am 9. Juli traten die neugewählten Cortes in Madrid zusammen. Das waren wieder die Philosophen und Schönredner, die Rousseaus Abstraction auf das durch und durch concrete Volk der Spanier anwenden wollten, und die Freigeister, welche von Voltaire inspirirt, Kirche und Moral gründlich verachteten. Allerdings befanden sich unter ihnen viele wohlwollende Männer, die das Unglück selbst besonnen gemacht hatte, wie Graf Toreno, den die Inquisitoren auf die Folter gelegt, Martinez de la Rosa und viele andre, die eben erst aus dem Kerker befreit worden waren. Allein die große Mehrheit, als früher gestürzte und mißhandelte, jetzt wieder zur Herrschaft gelangte Partei, brachte alle ihre alten Maximen und eine neue Leidenschaft der Rache mit. Die Eitelkeit der Redner, worin der Spanier den Franzosen fast noch übertraf, scheint an einem gewissen Wetteifer mit der französischen Deputirtenkammer einen neuen Sporn erhalten zu haben. Am poetischen Schwung blieben die Redner der Cortes, vor allen der „göttliche" Arguelles, und an leichter Erregbarkeit die spanischen Zuhörer den Franzosen unstreitig überlegen, aber an praktischem Tact und productiven Ideen standen sie hinter ihnen zurück. Das Unnatürlichste in den Verhandlungen der Cortes war die constitutionelle Fiction, vermöge derer sie den König, wie ungern derselbe auch in die Revolution sich gefügt hatte, doch als einverstanden und

als den Träger der revolutionären Idee anzusehen und zu behandeln sich verabredet hatten. Selbst der neue liberale Justizminister Garcia de la Torre, der eben aus dem Kerker kam und so grausam gefoltert worden war, daß er nur mit zitternder Hand schreiben konnte, theilte diese constitutionelle Hingebung. Ein Deputirter wollte dem König sogar den Beinamen des „Großen" decretiren lassen. War es auch scheinbar klug, die geschlagene servile Partei durch den König selbst noch tiefer zu demüthigen, noch mehr zu schwächen, so konnte doch niemand verkennen, wie heuchlerisch die Loyalität der Liberalen war. Sie gaben dadurch dem König ein Recht, in gleicher Unwahrheit mit ihnen zu wetteifern, und in der Verstellung war er geübter als sie. Der König eröffnete die Cortes mit einer übertrieben liberalen, durch und durch erlogenen Rede, welche die Deputirten anhörten, als ob sie an die Wahrheit glaubten, beide wetteifernd in Unnatur. Der erste Act der Cortes war, alle Klöster mit einemmal wieder aufzuheben und sogar die Weltgeistlichen des Zehnten zu berauben, denn man mußte Geld haben, und das seit 1808 so oft schon geraubte und wiedergeschenkte, schändlich von den Parteien hin- und hergezerrte Kirchengut mußte abermals die Lücke büßen. Auch die Majorate und Fideicommisse des Adels und die Mesta wurden abgeschafft. Es versteht sich von selbst, daß auch die Inquisition aufgehoben, die Preßfreiheit, das Versammlungsrecht (der Clubs) wiederhergestellt, daß eine Menge von Beamten entfernt und durch Liberale ersetzt wurden. Heute mir, morgen dir. Das Platzwechseln war in Spanien schon zur Gewohnheit geworden, die Staats- und Kirchendiener nomadisirende Schaaren, die heute kamen, morgen gingen. Das Neue und Außerordentliche an dieser Revolution aber war, daß sie von der Armee ausging, die keineswegs nach einem politischen Princip, sondern nur im Instinkt der Selbsterhaltung handelte und sich nur zufällig den Constitutionellen anschloß, weil sie, wenn auch nur aus ökonomischen Gründen, die Mißstimmung derselben gegen die damalige Regierung theilte. Man konnte daraus schließen, daß sie ein andermal sich der servilen Opposition gegen eine constitu-

tionelle Regierung aus ähnlichen Motiven anschließen würde. Denn die Armee hat kein politisches Princip, sie hat nur körperliche Bedürfnisse, die unter allen Umständen befriedigt seyn wollen, und einen Ehrgeiz, der in dem Maaße wächst, in welchem sie ihre Macht fühlen und gebrauchen lernt. Die spanischen Generale begannen in den Revolutionskämpfen ihres Vaterlands eine Rolle zu studiren, in der sich in den altitalienischen Ghibellinenkämpfen zuletzt die Condottieri und in den deutschen Religionskämpfen zuletzt die großen Heerführer des dreißigjährigen Kriegs ihren schrecklichen Ruhm erworben hatten.

Riego hatte den Muth gehabt, den Anfang zu machen, und wollte nun auch Lorbeern einernten. Da der König den Versuch wagte, die Armee vor Cadix aufzulösen und Riego nach Gallizien zu versetzen, protestirte der letztere nicht nur, sondern benutzte auch diesen Anlaß, um selbst nach Madrid zu gehen, wo man ihn mit Jubel empfing und im Theater fast vergötterte. Seine Anhänger sangen hier das berühmte wilde Lied: tragolo, perro (schnappe das, Hund!). Die Polizei wollte einschreiten, es kam zum Kampf, und Riego, dem die andern Generale den Vorrang nicht lassen wollten, wurde als ein Unverschämter nach seiner Vaterstadt Orviedo im fernen Asturien verbannt.

Madrid aber wimmelte seitdem von Clubs, die sich begreiflicherweise die Frage aufwarfen, was Europa zur spanischen Revolution sagen werde, und was zu thun sey, um sie glücklich und auf die Dauer durchzuführen? Es bildeten sich drei Parteien aus, die Decamisados (Hemdelosen, den Sansculotten der ersten französischen Revolution nachahmend), die das Heil nur im Terrorismus und in der Republik sahen; die Communeros, die es in der Mäßigung und in einem gewissenhaft durchgeführten constitutionellen System erkannten, und die Annilleros (die als Zeichen einen Ring trugen), die am meisten Voraussicht hatten und sich vorzugsweise bemühten, eine Vermittlung des Neuen mit dem Alten, eine Versöhnung nicht nur der Volkspartei mit der Krone, sondern auch Spaniens überhaupt mit dem übrigen Europa

zu ermöglichen, weil sie wohl begriffen, wenn Spanien der Pentarchie nicht ein wenig entgegenkomme, würde die europäische Execution nicht ausbleiben. Diese constitutionellen Spanier waren fast alle zugleich Freimaurer und trugen maurerische Formen auch auf die politischen Geheimbünde über.

Die oben bezeichnete constitutionelle Illusion, vermöge welcher die siegreiche Partei den König schonte, bedingte auch einen Schutz der Servilen.*) Die Eingekerkerten, Gefolterten erwarben den schönen Ruhm, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Servilen wurden nur aus ihren einflußreichen Stellen gedrängt, sonst aber nicht verfolgt, die Opfer einiger leidenschaftlicher Excesse an einzelnen Orten ausgenommen. Die servile Partei war niedergeschlagen und hatte sich noch nicht wieder gefaßt. Die dem König ergebenen Gardes du Corps, die am 1. März 1821 bei Wiedereröffnung des Cortes dessen Wagen begleiteten und beim Abhalten des Volksgedränges einen Mann verwundeten, konnten nur mit Mühe vor der Volkswuth gerettet werden. Den Domherrn Vinuesa, der eine Contrerevolution eingeleitet hatte, aber vor der Ausführung verhaftet worden war, suchten die wüthenden Decamisados im Kerker auf und brachten ihn auf grausame Weise mit dem Hammer um, mit dem sie seine Thüre erbrochen hatten, ja sie stifteten zu Ehren des Frevels einen „Orden vom Hammer." Diese Greuelthat empörte die bessern Bürger Madrids und der König konnte den aus Amerika zurückgekehrten General Morillo zum Gouverneur der Hauptstadt ernennen. Unter seinem Schutz ernannte er auch ein ihm zusagendes Ministerium, das man aber contrerevolutionärer Absichten verdächtigte und durch eine allgemeine Aufregung wieder zur Abdankung zwang.

Hatten die Soldaten allein die Revolution gemacht, und die Liberalen, die gebildete Classe in den Städten sie ausgebeutet, so

*) Man nannte sie damals „Perser," weil der Marquis von Mata Florida eine servile Denkschrift an den König mit dem Wort „die Perser" angefangen hatte. Dieser Marquis war der einzige Servile, der sich flüchten mußte.

war es natürlich, daß beim Landvolk und im mißhandelten Klerus endlich der Muth zum Widerstand erwachte. Im Lauf des Sommers bildeten sich im Norden und Süden Spaniens neue Guerillas unter größtentheils schon bekannten Führern, welche den König für unterdrückt und gefangen, den Glauben für gefährdet erklärten, die Autorität der liberalen Regierung nicht mehr anerkannten und den Krieg gegen ihre Beamten eröffneten. In Navarra sammelte sich unter Quesada, Santos-Ladron und Juanito ein s. g. Glaubensheer, eine große Schaar unter dem berühmten Merino in Altcastilien, viele große und kleine Banden unter dem Baron d'Eroles, dem Trappisten (Antonio Maranon), und andre in Catalonien, noch andre in Aragonien, Valencia und noch tief im Süden von Granada und Andalusien. In Seo d'Urgel tauchte sogar schon eine „Regentschaft während der Gefangenschaft des Königs" auf, an deren Spitze Mata Florida und d'Eroles traten. Aber diese Bewegungen erstickten zum Theil im gelben Fieber, welches von neuem im Norden ausbrach und in Barcelona allein 20,000 Menschen hinraffte. Diese Pest veranlaßte die französische Regierung, einen bewaffneten Cordon an den Pyrenäen zu ziehen, dem die spanische Regierung sofort aus Mißtrauen ein spanisches Beobachtungsheer entgegenstellte.

Martinez de la Rosa, den der König zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gemacht hatte, war ein Moderado (Gemäßigter) und suchte die Exaltados (die Radikalen) in den Cortes zur Vernunft zu bringen. Aber der König, auf ihn und Morillo zu viel trauend, glaubte, die Zeit zur Contrerevolution sey schon gekommen, es bedürfe nur eines Staatsstreichs in Madrid, und mit Hülfe des Glaubensheeres werde die Revolution besiegt werden, noch ehe die Franzosen kämen, oder aber ein Staatsstreich werde auch im Fall des Mißlingens die Hülfe von außen beschleunigen. Er betrieb also heimlich einen Aufstand seiner Garden, die auf alle Art durch die Damen des Hofes, durch Wein und Geschenke entflammt wurden. Aber die Sache blieb nicht geheim genug. Riego kehrte plötzlich nach Madrid zurück, um die Cortes zu schützen,

die ihn sogleich zu ihrem Präsidenten wählten; auch Morillo wollte die Verfassung nicht verletzen lassen und ebenso Ballesteros. Diesem berühmten Generale folgten die übrigen Truppen, und als die Garden am 7. Juli 1822 dennoch einen Angriff versuchten, wurden sie in einer Straßenschlacht besiegt. Der König beging damals die Infamie, in die Hände zu klatschen, die Sieger zu beglückwünschen und ihnen für ihre „Treue" zu danken, während seine Garden im Blute lagen. Darauf entließ er die Moderados aus dem Ministerium und ersetzte sie durch Exaltados. Auswärtiger Minister wurde San Miguel aus Riegos Generalstab, und Kriegsminister Lopez Bannos, der dem Glaubensheere einige glückliche Gefechte geliefert hatte. Der berühmte Mina, aus Frankreich zurückgekehrt, wurde nach Catalonien geschickt und trieb nun seinerseits den Baron d'Eroles über die französische Grenze. Die neuen Minister übten einen Act grausamer Rache, indem sie den seit dem Beginn der Restauration gefangen gehaltenen General Elio zur Garotte (einem Werkzeug der Erdrosselung) verurtheilen ließen. Dieser General hatte allerdings bei der ersten Restauration des Königs nicht minder leidenschaftlichen Haß gegen die Liberalen bewiesen. In allen Einzelkämpfen bei den Emeuten in den Städten, wie bei den Zügen der Guerillas auf dem Lande kamen von beiden Seiten abscheuliche Morde und Grausamkeiten vor; überall verrieth sich das kochende Blut der Spanier.

Die Centralregierung des Landes selbst war von einem Extrem ins andre übergesprungen und hatte erst die eine, dann die andre Hälfte der Nation aufs erbittertste bekämpft, dadurch alle Kraft des Landes gelähmt und jede fruchtbare Reform unmöglich gemacht. Es war daher begreiflich, daß sich dieselbe Extremität in den einzelnen Landestheilen wiederholte. Jeder Spanier hing zähe an seiner Provinz und machte sie im Kleinen wieder zu einem Centrum, ohne sich um die übrigen zu kümmern. Wie in der Franzosenzeit in jeder Provinz, fast in jeder Stadt eine besondere Junta die Regierung übernommen und auf eigene Faust gehandelt hatte, so geschah das jetzt wieder. Die Regentschaft von Seo d'Urgel

war nicht im Stande, sich die Gleichgesinnten in andern Provinzen unterzuordnen. Die Guerilleros waren von früher her an Selbständigkeit gewöhnt, die empörten Generale der Armee suchten sich eben so frei zu halten, die der Regierung, z. B. Mina, folgten gleichfalls nur ihrem eigenen Willen. Sie alle wurden nämlich unterstützt und getragen vom ritterlichen Geist der Bauern. Sonderlich in den nördlichen Provinzen war fast jeder Bauer altadeligen gothischen Blutes, waffengeübt, waffenstolz und folgte gern dem angeborenen Hang zu kriegerischen Abenteuern, sowie der angeborenen Rachlust. Die Priester und Mönche selbst vergaßen in diesem heißen Lande die Pflicht der Friedensboten, bewaffneten sich, stürzten in den Kampf und waren nicht selten geschickte und berühmte Anführer. In diesen heroischen aber barbarischen Einzelkämpfen rieb sich die Nation auf, ohne daran zu denken, daß es ein fortgesetzter Brudermord sey. Die Menschen hatten keine Geduld, Gegengründe anzuhören, sie schwiegen murrend, oder sie griffen zum Schwert und trachteten den Gegner nicht zu überzeugen, sondern zu vernichten. Aber wie konnte das Volk anders seyn, da seine höchsten legitimen Autoritäten ihm selbst das Beispiel der Unduldsamkeit und rohen Gewaltthätigkeit gaben und es, anstatt sein Wohl zu fördern, nur zu Parteizwecken mißbrauchten.

Durch nichts verrieth sich die Schwäche der Cortes so sehr, als durch die Apathie, mit der sie den italienischen Revolutionen und den drei Congressen zusahen. Die ganze große Bewegung der Pentarchie war für sie nicht vorhanden. Die Neapolitaner oder Piemontesen mit einer Hülfsarmee zu unterstützen, daran dachte niemand, und fehlte dazu auch das Geld. Alles was man that, war die Entsendung Minas mit einer im Ganzen schwachen Armee, um die Pyrenäen vorläufig gegen den französischen Gesundheitscordon zu decken.

Als im Winter auf 1823 der englische und französische Gesandte der liberalen Regierung in Madrid Mäßigung anriethen und die drohende Note der drei nordischen Mächte ankam, änderte sich nichts weder in der Gesinnung noch Haltung der herrschenden

Partei. Mit echt spanischem Stolze wurde der gute Rath wie die Drohung verachtet. Der Minister des Auswärtigen, San Miguel, erklärte den Gesandten der drei nordischen Mächte: „die spanische Constitution sey dieselbe, die im Jahre 1812 vom Kaiser Alexander anerkannt gewesen sey; König Ferdinand übe frei die Gewalt, die ihm gemäß dieser Verfassung zustehe; die Spanier hätten sich in die Angelegenheiten keines andern Staates eingemischt, verbäten sich daher auch jegliche fremde Einmischung in ihre Angelegenheiten; die Uebel, an denen Spanien leide, würden nicht durch die Constitution, sondern durch deren Feinde verschuldet; die spanische Regierung werde handeln, wie ihr die Nationalehre und die Constitution vorschreibe." Hierauf (11. Januar) verlangten die drei Gesandten ihre Pässe, der russische in unverschämten Ausdrücken, die San Miguel mit der Bemerkung erwiderte, „nur seine Ignoranz entschuldigte diesen Mißbrauch des Gesandtenrechts." Alle drei reisten schleunig ab. Die Cortes billigten die Haltung des Ministeriums, und der „göttliche" Arguelles hielt wieder eine seiner schönen Reden voll patriotischer Hochherzigkeit, an deren Schluß ihn sein bisheriger politischer Gegner Galiano umarmte. Beide wurden vom Volk im Triumph durch die Straßen getragen und auf Galianos Antrag ein Manifest erlassen, welches den stolzen Entschluß der Spanier ganz Europa verkündete. In Folge dessen, was in Paris verabredet wurde, mußte nun auch der französische Gesandte seine Pässe nehmen, nur der englische blieb in Madrid zurück, nicht um den Spaniern irgend eine Hülfe zu gewähren, sondern im Gegentheil, um durch seine unablässigen Mäßigkeitsreden die Energie des Widerstandes zu lähmen.

Mit diesem Widerstand war es überhaupt elend beschaffen und die That entsprach den großen Worten nicht. Nach dem Plan des Kriegsminister Lopez Bannos sollte Mina Catalonien behaupten, Ballesteros Aragonien und Navarra, Abisbal aber in Neucastilien in Reserve stehen, um den einen oder andern beim Angriff der Franzosen zu unterstützen. Aber alle diese Generale hatten nur wenig und schlecht disciplinirte und verpflegte Truppen, deren Treue

nicht einmal sicher war, ja die Generale selbst waren nicht alle zuverlässig. Auch regten sich die Glaubensbanden aufs neue. Um den Einmarsch der Franzosen zu erleichtern, bildeten sich im Rücken der spanischen Generale wieder große Guerillas des Pfarrer Merino in Altcastilien, des Franzosen Bessières und des Russen Ullmann im untern Aragonien. Die letztern bemächtigten sich der Festung Meguenenza durch geheimes Einverständniß und drangen, 8000 Mann stark, gegen Madrid vor, Abisbal hielt sie nur mit Mühe auf. König Ferdinand selbst freute sich seiner baldigen Erlösung durch die französische Hülfe und bot einer Intrigue des englischen Gesandten gern die Hand in seinem eigenen, nicht aber im englischen Sinn und Interesse. Der Engländer rieth ihm nämlich, unter dem Eindruck des Schreckens, den der nahe bevorstehende Einmarsch der Franzosen und die Frechheit der Glaubensschaaren erregten, sein allzu liberales Ministerium zu entlassen und ein gefügigeres zu ernennen. Der Engländer hoffte, wenn der König wieder selbständig erscheine, werde Frankreich vor dem Thore stehen bleiben. Ferdinand selber that gern alles, was ihn je eher je lieber von den Liberalen befreite, und entließ die Minister. Die Intrigue scheiterte indeß an der Wuth des Volkes, welches den Palast umringte und die Absetzung des treulosen Königs forderte. Dieser rief nun schnell die bisherigen Minister wieder ins Amt. Dadurch aber gewarnt, beschlossen diese und die Cortes, den König von Madrid zu entfernen. Man konnte nicht wissen, wie das Kriegsglück sich wenden und wie rasch Madrid vom Feinde erreicht werden würde. Um einen neuen Verrath des Königs unmöglich zu machen, erschien es besser, ihn nach Sevilla zu schicken, wohin die Cortes nachfolgen sollten. Der König sträubte sich, stellte sich krank und that alles Mögliche, um die Reise nicht machen zu müssen. Aber man zwang ihn, am 20. März 1823 abzureisen.

Nur fünf Tage früher war der zum Generalissimus der französischen Executionsarmee bestimmte Herzog von Angoulême von Paris abgereist und hatte sich zur Armee begeben, die ursprünglich gegen das gelbe Fieber an den Pyrenäen aufgestellt, unterdeß aber

bis auf 100,000 Mann verstärkt worden war. Der Herzog von Angoulême wurde zum Oberfeldherrn ausersehen, um ihm die Lorbeern dieses Krieges zuzuwenden und ihn wo möglich bei der französischen Armee populär zu machen. Er zeigte den besten Willen, aber seine angeborne Schüchternheit eignete ihn nicht zum Befehlshaber, weshalb ihm General Guilleminot an die Seite gegeben wurde. Die französische Armee war in fünf Armeecorps getheilt, die vom Marschall Oudinot, General Molitor, Prinz von Hohenlohe, Marschall Moncey und General Bourbesoulle commandirt waren. Aus Bayonne erließ der Prinz Generalissimus eine Proclamation an die Spanier, worin er ihnen verkündete, er komme nicht, sie anzufeinden, sondern nur um den gefangenen König zu befreien und Hand in Hand mit den Freunden der Ordnung in Spanien selbst Thron und Altar wieder aufzurichten. Am 7. April ging er über die Bidassoa. Hier stellte sich ihm Oberst Fabvier mit einer dreifarbigen Fahne an der Spitze einer Bande französischer Flüchtlinge entgegen und machte einen Versuch, die französischen Soldaten zu verführen, aber ein paar Kartätschenschüsse verjagten ihn und seine Leute. Indem nun die Franzosen vorrückten, fanden sie nur in Catalonien bei Mina einen hartnäckigen Widerstand und wurden außerdem vor den Festungen San Sebastian und Pampelona aufgehalten, denn Ballesteros war viel zu schwach, um gegen die große französische Armee eine Schlacht zu wagen, und zog sich zurück. Die Franzosen hielten strenge Mannszucht, benahmen sich freundlich gegen die Einwohner und wurden von der großen Mehrheit als Befreier begrüßt und willkommen geheißen. Der Nationalhaß von 1808 war verschwunden vor dem Glaubens- und Parteihaß. Die Berechnung derer, die immer den Krieg gewollt hatten, bestätigte sich vollkommen, und die französischen Liberalen, die immer vor dem Kriege gewarnt und an den furchtbaren Widerstand Saragossas erinnert hatten, sahen sich beschämt. Saragossa ergab sich den Franzosen nicht nur ohne Schwertstreich, sondern als Molitor daselbst einzog, umscholl ihn der lauteste Jubel des Volks. O'Donnel, Graf von Abisbal, der alte Verräther,

spielte auch diesmal wieder seine treulose Rolle, vertheilte seine Truppen, schickte sie dahin, wo sie nichts nützten, unterhandelte mit dem Feinde, unterstützte Ballesteros nicht, vereitelte dadurch die Vertheidigung der Somosierra und öffnete den Franzosen den Weg zur Hauptstadt. Als seine Offiziere sich gegen ihn empörten, war es zu spät. Sie verjagten ihn, aber das Unglück war geschehen. Nun gab auch Ballesteros jede Hoffnung auf eine wirksame Vertheidigung mit den Waffen auf, zog sich noch weiter zurück nach Valencia und hoffte allein noch Heil von Unterhandlungen. Er war immer einer der Gemäßigten gewesen und hatte sich zu den Communeros und zu denen gehalten, die viel von der englischen Vermittlung hofften. Auch General Morillo an der Nordküste Spaniens zog sich vor der Uebermacht des Feindes zurück und benahm sich zweideutig.

Der Herzog von Angoulême war mit dem Gros der französischen Armee unaufhaltsam vorgerückt und befand sich nicht mehr weit von Madrid, als der daselbst commandirende General Zayas, bisher der Untergebene Abisbals, eine Capitulation anbot. Mittlerweile hatte der bisher versteckt gewesene Bessières schon wieder eine s. g. Glaubensbande versammelt und wollte an Madrid Rache üben. Es gelang Zayas, ihn zurückzuschlagen. Die Franzosen, um die Ruhe der Stadt zu erhalten, rückten rasch ein, am 23. Mai, am folgenden Tag der Herzog von Angoulême selbst. Es war ihm jedoch nicht möglich, die gewünschte Ruhe und Mäßigung bei der servilen Partei durchzusetzen. Die neue Regentschaft, die sich unter dem Herzog von Infantado für so lange bildete, als der König noch in den Händen der Liberalen seyn würde, begann auf der Stelle eine maaßlose Reaction. Da der französische Feldherr sich in die inneren Angelegenheiten Spaniens nicht mischen durfte, mußte er die üble Wirthschaft gewähren lassen. Seine Aufgabe war, die militärische Besetzung Spaniens zu vollenden. Da sich nun Mina allein ritterlich wehrte, wurde dem Marschall Moncey noch das Corps von Molitor nach Catalonien nachgeschickt, um Mina vollends zu überwältigen, während Bourdesoulle bereits

südwärts gegen Sevilla vordrang. Hier hatten die Cortes am 23. April ihre Sitzungen wieder eröffnet, als aber die schlimmen Nachrichten aus dem Norden eintrafen und die Franzosen immer näher kamen, beschlossen sie weiter nach Cadix zurückzugehen. Der König wollte wieder nicht, wurde aber für geisteskrank erklärt, interimistisch bis zu seiner glücklichen Ankunft in Cadix abgesetzt und von einer provisorischen Regentschaft begleitet den 12. Juni abgeführt. Bourdesoulle fand auf seinem Marsch nach dem Süden nur an der Brücke bei Talavera de la Reyna einen tapfern Widerstand, weil hier der energische Zayas befehligte, der jedoch der Uebermacht weichen mußte. Als die Franzosen in Sevilla ankamen, waren die Liberalen schon alle von dort fort, und die Servilen hatten schon die Oberhand. Mittlerweile war Mina in Catalonien eingeengt worden, und Molitor konnte sich gegen Ballesteros wenden, den er aus Valencia bis Granada trieb. Zwar vereinigte sich Zayas mit Ballesteros, aber es war dem letztern nicht rechter Ernst, die Truppen waren schon entmuthigt. Erst in einem Reitergefecht, dann in einem größern Kampf in den Gebirgen bei Compillo de Arenas wurden sie von Molitor geschlagen, worauf Ballesteros capitulirte und die Regentschaft in Madrid anerkannte. Fast gleichzeitig capitulirte Morillo in Corunna, und Quiroga, der unter ihm diente und vergebens sich empörte, mußte zur See nach England flüchten, im August.

So hinderte den Generalissimus nichts mehr, mit dem Gros der französischen Armee gegen Cadix aufzubrechen, um auch noch dieses letzte Bollwerk der spanischen Constitution einzunehmen. Er langte am 16. August vor dieser Stadt an, deren Vertheidigungswerke sehr vernachlässigt waren. Nur der s. g. Trocadero, ein Schanzwerk, welches die Landenge von Cadix schützt, war zu erobern, und schon am 31. wurde derselbe trotz der ausdauernden Tapferkeit der Spanier mit Sturm genommen, bei welchem Anlaß man des Prinzen von Carignan mit Auszeichnung gedachte. Derselbe diente in der französischen Armee, um im Kampf gegen die spanische Constitution den Mißgriff, sie zwei Jahre früher selbst

in Turin proclamirt zu haben, wieder gut zu machen. Nach dem Falle des Trocadero war es nicht mehr möglich, Cadix lange zu halten. Die Franzosen hätten rascher vorgehen können, scheinen aber abgewartet zu haben, bis man in der Stadt mürber geworden seyn würde, wenigstens bis der König außer Gefahr war, noch zuletzt der Parteiwuth zum Opfer zu fallen. Auch vertheidigte der spanische Gouverneur Valdez die Stadt mit großem Geschick und hielt einen Aufruhr des servilen Pöbels nieder. Erst am 20. September eroberten die Franzosen das Fort St. Petri, von wo aus sie die Stadt bombardiren konnten.

Wohl wissend, daß Cadix fallen müsse, wenn es nicht entsetzt werde, hatte Lopez Bannos, der Kriegsminister, in Estremadura einige Truppen gesammelt, und Riego, der bisher kein Commando übernommen, eilte zur See nach Malaga, um die wenigen Truppen zu übernehmen, die Zayas noch dahin geführt hatte. Riego hoffte, durch den Zauber seines Namens auch die Truppen zu gewinnen, die Ballesteros befehligte. Aber sein Versuch mißglückte, denn Ballesteros wies alle Zumuthungen Riegos ab, und als dieser ihn verhaftete, befreiten ihn seine Truppen, bei Priego. Nun mußte Riego flüchten, wurde von der französischen Reiterei unter Bonnemaison verfolgt und gehetzt wie ein Wild. Durch seine Roheit gegen den Klerus, den er bei jeder Gelegenheit und noch zuletzt in Malaga mißhandelt und ausgeplündert hatte, durch die Last von Kirchenbeute, die er auf der Flucht nicht mehr fortschleppen konnte, war er dem Volke selbst furchtbar verhaßt worden. Nachdem er fast alle seine Leute verloren hatte, mit nur noch wenig Getreuen durchs Gebirge ans Meer zu gelangen hoffte und einen Einsiedler mit Gewalt nöthigte, ihm den Weg zu weisen, verrieth ihn dieser an die Bauern, die ihn und die Seinen gefangen nahmen und gebunden nach Madrid schickten.

Da kein Entsatz kam, und Cadix schon von St. Petri aus bombardirt zu werden begann, beschlossen die Cortes endlich, sich aufzulösen, ihr Heil in der Flucht über See zu suchen und den König an die Franzosen auszuliefern. Sie nöthigten ihn zwar

noch, eine ihm dictirte Proclamation und Amnestie zu unterzeichnen, aber Jedermann wußte, daß er sich nicht daran binden würde. Am 10. October führte ihn Valdez auf einem Boot ins französische Lager hinüber, stieß aber gleich wieder ab und kehrte um, ohne sich an die Einladung des Königs zu kehren, mit auszusteigen. Der Herzog von Angoulême empfing den König, der ihn umarmte. Auch Ballesteros war gekommen, aber Ferdinand warf ihm einen tödtlichen Blick zu, und er fand gerathen, sich schleunigst in Sicherheit zu bringen, wie Valdez. Als die Capitulation von Cadix bekannt wurde, gab Mina jeden weiteren Widerstand auf und sicherte sich freien Abzug durch eine Capitulation, die den Franzosen die noch von ihm in Catalonien besetzten Festungen übergab, 2. Nov. Auch Lopez Bannos fügte sich. Ganz Spanien war wieder der absoluten Gewalt Ferdinands VII. unterworfen. Die Constitution starb in demselben Cadix, wo sie 1820 wiedergeboren worden war.

Die Art, wie jetzt der König verfuhr, war dieselbe wie 1814. Schon gleich nach seiner Befreiung erließ er eine racheschnaubende Proclamation, worin er alles widerrief, was seit 1820 geschehen war. Nur die Inquisition stellte er nicht wieder her, sey es, daß er hierin den Vorstellungen Frankreichs nachgab, oder aus eigener Vorsicht. Die weltlichen Gerichte ließ er dagegen zahlreiche und grausame Verfolgungen verfügen und hatte nichts dagegen, wenn die Privatrache der Servilen und die Wuth der Glaubensbanden unter den Liberalen ihre Opfer suchte. Der Herzog von Angoulême war empört über die Roheit der Reaction und erließ einen Befehl, niemand zu verhaften ohne Ermächtigung von Seiten des französischen Militärcommandos. Aber die französische Regierung selbst desavouirte ihn, weil sie jeden Schein vermeiden wollte, als maße sie sich eine Regierungsgewalt in Spanien an. Nun kehrte der Herzog mit traurigen Empfindungen heim, seine noch zurückbleibenden Truppen aber sahen oft mit Zähneknirschen den Grausamkeiten zu, die im Namen Ferdinands begangen wurden, ohne daß sie es hindern durften. Am 7. November wurde der

früher allzu hoch gefeierte Riego in Madrid zum Tode verurtheilt, nachdem er unterwegs vom Volk auf alle Art verhöhnt und mißhandelt worden war. In einem weißen Hemde, festgeknebelt, mit einer grünen Spottmütze auf dem Kopfe wurde er in einem alten Korbe voll Staub und Schmutz von einem Esel zu dem überaus hohen Galgen geschleift, den man eigens für ihn hatte machen lassen, und unter dem Wuthgeheule der Menge gehenkt.

Sechs Tage später hielt der König mit der Königin seinen feierlichen Wiedereinzug in Madrid. Sie saßen beide auf einem 20 Fuß hohen antiken Triumphwagen, den hundert (grün und rosa gekleidete) Menschen zogen und Tänzer und Tänzerinnen umschwärmten. Dem Einzug folgte Fest auf Fest, aber auch Schrecken auf Schrecken. Die ganze spanische Armee wurde aufgelöst, und an ihre Stelle traten einstweilen die bewaffneten Glaubensbanden, die sich nach und nach als s. g. „königliche Freiwillige“ zu einer Miliz ausbildeten, welche jedoch gegen alle Constitutionellen wüthete und nach Herzenslust mordete, plünderte, einkerkerte. Die von den Cortes gemachten Anleihen wurden vom König nicht anerkannt. Die französischen Soldaten, die allem zusehen mußten, was sie mißbilligten, wurden vom Volk, die Gesandtschaften von Frankreich und England, die aufs neue Mäßigung predigten, von der Camarilla ausgelacht. Victor Saez, der Beichtvater des Königs, war die Seele dieser Camarilla und der ganzen neuen Regierung. Nur zum Scheine ließ man ein neues Ministerium, an dessen Spitze Ofalia stand, ein gemäßigtes System annehmen. Als dasselbe 1824 wagte, die unbändigsten Führer der Glaubensbanden, wie Bessières, Merino, den Trappisten zu verhaften, wurde es rasch wieder gestürzt, und die Verfolgung begann von neuem. Da wagte Valdez in Andalusien einen neuen Aufstand zu Gunsten der Constitution. Aber die französischen Truppen mußten ihn vertreiben. Die Hälfte dieser Truppen wurde am Ende des Jahres nach Frankreich zurückgezogen. Die Finanznoth und die englisch-französischen Vorstellungen führten abermals zu einiger Mäßigung zurück unter dem neuen Minister Zea-Bermudez; als

derselbe aber Klerus und Adel besteuern wollte, wurde auch er wieder heftig angefeindet.

Auch das benachbarte Königreich Portugal erlebte damals, wie Spanien, revolutionäre Erschütterungen. Wie aber Spanien durch Frankreich bevormundet und gehofmeistert wurde, so Portugal durch England, wobei England sich in dem Maaße kräftiger erwies, um welches Portugal kleiner und zugänglicher war.

König Johann VI. von Portugal war im Jahr 1808, um der napoleonischen Gewaltherrschaft zu entrinnen, nach Brasilien, der großen Colonie Portugals in Südamerika, übergesiedelt und residirte in Rio de Janeiro. Seine Rückkehr verzögerte sich, nicht ohne Zuthun der Engländer, die seit dem großen Krieg festen Fuß in Portugal gefaßt hatten, und deren Agent, Lord Beresford, eigentlich englischer Statthalter in Lissabon war. Er bekleidete nämlich das Amt eines Obergenerals der portugiesischen Landmacht und war Mitglied der in Abwesenheit des Königs von demselben beglaubigten Regentschaft, welcher zwar der alte Patriarch von Lissabon vorsaß, die aber nur Beresford wirklich lenkte und leitete. Lissabon und Oporto wimmelten von Engländern, welche hier fast ausschließlich die großen Handelsgeschäfte trieben. Auch im Heere waren eine Menge, man sagt ein Drittel der Offiziere Engländer. Gegen diese Fremdherrschaft regte sich nun bald eine lebhafte Opposition. Schon im Frühling 1817, als portugiesische Truppen nach Brasilien übergeschifft werden sollten, um die dortigen republikanischen Gelüste zu bekämpfen, verschwor sich General Freyre mit einer Anzahl Offizieren, Beresford und die englischen Offiziere umzubringen. Aber der Anschlag wurde vor der Ausführung entdeckt (am 25. Mai), und Freyre mit noch 11 anderen erst gehenkt, dann geköpft, und zuletzt verbrannt.

Ein so schreckliches Exempel sicherte die Ruhe. In demselben

Jahre wurde die österreichische Erzherzogin Leopoldine nach Brasilien geschickt, um mit Johanns VI. ältestem Sohne, Don Pedro, vermählt zu werden. Aus dieser Ehe entsproßte die nachmals berühmt gewordene Prinzessin Maria da Gloria als Erstgeborene. Mit der Braut gingen auch deutsche Naturforscher ab, welche reiche Naturschätze nach Wien und München mitbrachten (Spix, Martius, Natterer). Bereits im Jahre vorher (1816) waren aus Rio de Janeiro zwei Töchter Johanns VI. in Lissabon angelangt, Donna Maria Isabella, die mit Ferdinand VII. von Spanien, und Donna Maria Franzisca, die mit dessen Bruder, Don Carlos, vermählt wurde.

Als 1820 die spanische Revolution siegte, stieg auch die nationale Opposition in Portugal gegen die Engländer allmälig bis zum Siedepunkt. Lord Beresford befand sich damals in Brasilien. Und doch brach die Empörung erst am 23. August und nicht in der Hauptstadt, sondern in Oporto aus, wo Oberst Sepulveda eine provisorische Regierung niedersetzte und Einberufung der Cortes verlangte. General Amarante, der von Lissabon abgeschickt wurde, den Aufruhr zu dämpfen, wurde von seinen eigenen Soldaten gezwungen, sich der Junta von Oporto anzuschließen, 7. September. Acht Tage später wurde in Lissabon selbst die Constitution ausgerufen und eine Junta im Namen des Königs eingesetzt. Im Anfang October kam zwar Lord Beresford zurück, fand aber keinen Gehorsam mehr und mußte sich mit allen englischen Offizieren und einigen Portugiesen, die ihm anhingen, nach England flüchten. Die englische Regierung unterstützte ihn nicht, sondern fand es gerathener, um sich ihren moralischen Einfluß in Portugal zu sichern, sich jedes eigenen Urtheils über die Vorgänge daselbst zu enthalten und die Entscheidung allein dem König Johann zu überlassen.

Dieser Fürst wurde aber im Jahr 1821 durch eine Revolution in Brasilien selber vertrieben. Sein Sohn Don Pedro blieb dort zurück und wurde am 25. September 1822 zum Kaiser erhoben, weniger um selber zu herrschen, als um den Parteien zum Werk-

zeug zu dienen. Die Verbindung mit dem Mutterlande Portugal wurde bei diesem Anlaß gelöst, das Kaiserthum Brasilien erklärte sich für selbständig und machte in seiner Constitution den demokratischen Elementen, die in den benachbarten neuspanischen Republiken Südamerikas herrschten, Concessionen. Der alte abgesetzte König, Johann VI., schiffte sich mit seiner übrigen Familie ein und kehrte am 3. Juni 1822 nach Lissabon zurück. Ein schwacher Herr und schon an Nachgeben gewöhnt, nahm er die in seiner Abwesenheit beliebte Verfassung an und war mit allem Geschehenen zufrieden. Aber seine leidenschaftliche Gemahlin Carlotta, Schwester Ferdinands VII., mit nichten. Sie weigerte sich, den Eid auf die Verfassung zu leisten, und hoffte auf den Umsturz der Constitution in Spanien. Schon am 26. Februar 1823 empörte sich ihr vornehmster Anhänger, Graf Amarante, zu Villa Real, und mehrere Regimenter traten zu ihm über. Am 27. Mai entfernte sich Don Miguel, jüngerer Sohn des Königs und Liebling seiner Mutter, heimlich aus Lissabon und begab sich in das Lager des ihm vorangegangenen Oberst Sampayo, um sich gegen die bestehende Verfassung zu erklären. Zu ihm ging auch Sepulveda über; der zuerst die Freiheit ausgerufen, verrieth sie jetzt. Der Pöbel von Lissabon folgte dem Impulse der Soldateska. Die Cortes sahen sich verlassen und vertagten sich, die Minister dankten ab, der König gab nach wie immer, und die bisherige Verfassung wurde vernichtet, 5. Juni. Wenn nicht gleichzeitig die Franzosen unter dem Herzog von Angoulême in Spanien gesiegt hätten, würden die Dinge in Portugal nicht so rasch gegangen seyn.

Von diesem Zeitpunkt an trachtete Carlotta, den König, ihren Gemahl, aus dem Wege zu schaffen, zu entthronen und ihren Liebling Don Miguel zum König ausrufen zu lassen. Spanien war im Zuge der Reaction, Portugal sollte ihm nachfolgen. Da der Marquis v. Loulé, Kammerherr und Liebling des Königs, für liberal galt, fand man ihn am 1. März 1824 ermordet daliegen. Der Kriegsminister empfing Briefe, worin ihm der gleiche Tod gedroht wurde. Am 30. April versammelte Don Miguel die

Truppen in Lissabon, forderte sie auf, die Freimaurer (Liberalen) auszurotten, ließ die Minister, Generale und Offiziere, die des Liberalismus verdächtig waren, festnehmen, und den König, seinen Vater, selbst im Schlosse bewachen, und würde denselben ohne Zweifel zur Abdankung gezwungen haben, wenn nicht der französische Gesandte, Hyde de Neuville, das ganze diplomatische Corps versammelt und an der Spitze desselben den Eingang ins Schloß überwacht hätte. Einmal beim König, verließ er denselben nicht eher, bis derselbe die Truppen zum Gehorsam ermahnt und in ihre Casernen zurückgewiesen hatte. Sie leisteten Folge. Aber Carlotta und Don Miguel wurden durch das Mißlingen ihres Plans nur um so gereizter und es gelang ihnen, den König abermals abzusperren. Am 9. Mai jedoch, unter dem Vorwand, in die Messe gehen zu wollen, entwischte er den Schergen seines gottlosen Sohnes und rettete sich auf ein englisches Schiff im Hafen. Dorthin folgten ihm alle fremden Gesandten, und von hier aus erließ er Befehle, die jedermann verboten, fernerhin einen Befehl seines Sohnes anzuerkennen. Da wandte sich ein Theil der Truppen von Don Miguel ab, der in der Angst nichts Besseres zu thun wußte, als zu seinem Vater zu eilen und ihn fußfällig um Verzeihung zu bitten. Der Vater ertheilte sie ihm auch, schickte ihn aber auf Reisen, und Don Miguel nahm seinen Aufenthalt in Wien. Portugal hatte nun Ruhe bis zum Tode des guten schwachen Königs am 10. März 1827.

Als rechtmäßigen Erben des Reichs betrachtete sich sein Erstgeborener, der Kaiser von Brasilien, Don Pedro, welcher aber durch die brasilianische Verfassung verhindert war, den portugiesischen Thron selbst einzunehmen, daher seine minderjährige Tochter Maria da Gloria zur Königin von Portugal ernannte. Dagegen nun that Don Miguel in Wien Einspruch, indem er selbst als der alleinige männliche Nachkomme Johanns VI., der für den Thron in Portugal verfügbar sey, Anspruch auf denselben machte. Beide Prätendenten waren abwesend. In Portugal selbst war die Meinung sehr getheilt. Die Liberalen waren für Maria, die Ser-

vilen für Miguel. Zu den ersteren gehörten die gebildeten Stände, die Kaufleute, ein Theil des Heeres; zu den letzteren der Klerus, das Volk auf dem Lande und gleichfalls ein Theil des Heeres. Eine constitutionelle Verfassung, wie in England und Frankreich, paßte für die Portugiesen so wenig, wie für die Neapolitaner. Allein viele stimmten ihr zu, weil sie sich vor dem unvermeidlichen Despotismus eines so bösartigen Fürsten, wie Don Miguel, fürchteten. An der Spitze der Liberalen stand der Graf v. Villaflor, den Servilen stand der Marquis von Chaves voran. Beide Parteien waren schon handgemein geworden, als 6000 Engländer unter Clinton landeten, um das Recht der Donna Maria da Gloria aufrecht zu erhalten. Minister Canning nämlich hatte sich für die letztere entschieden und wollte um keinen Preis Don Miguel in Portugal regieren lassen, den er mit Recht als den unversöhnlichsten Feind Englands ansah. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich sofort der Servilen; Chaves wagte nicht die Engländer anzugreifen, und ohne Mühe wurde jetzt die Regierung des Kindes anerkannt, eine Cortesversammlung vom 2. Januar 1828 eröffnet und die neue Charte des Don Pedro angenommen. Der letzte Rest bewaffneter Miguelisten mußte nach Spanien flüchten.

Allein die Charte Don Pedros taugte nicht für die Portugiesen. Sie war nur auf den gebildeten Mittelstand berechnet, für ein ungebildetes, armes Volk paßte sie nicht. Der Klerus sah sich durch dieselbe bedroht, dem Volke war sie als etwas Fremdartiges, ganz Unherkömmliches verhaßt. Donna Isabella, Don Pedros und Don Miguels Schwester, wurde an die Spitze der Regentschaft gestellt, welche die Verfassung handhaben sollte, bis Donna Maria da Gloria würde selbst regieren können. Diese schwache Dame nun trat wie zwischen die Brüder, so zwischen die Principe und Parteien in der Nation, ohne sie bemeistern zu können.

Fünftes Buch.

Die griechische Revolution.

Die Revolution pflanzte sich wie ein Lauffeuer an den Süd=spitzen Europas in westöstlicher Richtung fort. Von Cadix war sie nach Neapel übergesprungen, von da nach Morea.

Mehrere Umstände wirkten zusammen, um gerade damals den Aufstand der christlichen Griechen gegen ihre alten muhamedanischen Unterdrücker, die Türken, zu ermöglichen. Auf den griechischen Inseln, hauptsächlich Hydra, Ipsara, Spezzia, Samos und in Smyrna, war nach und nach unter dem handeltreibenden und reich gewordenen Griechenvolk ein neuer Geist erwacht. Junge Männer von dort waren nach Paris geschickt worden, um dort zu studiren, auf den Inseln selbst waren Schulen entstanden, und man las in jeder die altgriechischen Classiker. Die Erinnerung der Vorzeit weckte eine poetische Sehnsucht nach Wiederherstellung der alt=hellenischen Freiheit, Bildung, nationalen Größe. Wie diese Kreise mit Frankreich, zum Theil mit England und Deutschland in Ver=bindung standen, so ein anderer griechischer Theil mit Rußland.

Das waren die Phanarioten (sogenannt von Phanar, dem Stadttheil Constantinopels, in dem sie wohnten), eine Art Patriciat, das sich immer nur aus Dolmetschern, Aerzten, Agenten und schlauen Rathgebern der türkischen Sultane, aus Emporkömmlingen aller Art rekrutirte und bei allbekannter Arglist, Abgefeimtheit und Corruption doch zum Theil durch der Sultane Gunst zur Würde und zu dem Reichthum von Fürsten erhoben worden war. Aus ihnen insbesondere pflegten die Hospodare der Moldau und Wallachei ernannt zu werden, die immer in Berührung kamen mit dem benachbarten Rußland. Mit dieser Macht standen sie auch durch die Rolle, die sie in der Diplomatie Constantinopels spielten, und durch das gemeinschaftliche Interesse der griechischen Kirche längst in der mannigfachsten Beziehung, und nicht selten dienten ihre Söhne in Rußland selbst. Nun strebte aber Rußland schon vorlängst nach dem Besitze Constantinopels. Die Kaiserin Katharina II. hatte ihren Nachfolgern auf dem Throne dieses Ziel gesteckt. Als sie die Krim erobert hatte, ließ sie über die Thore von Cherson schreiben: Weg nach Constantinopel! Ihren zweiten Enkel ließ sie Constantin taufen und dachte ihm schon im Geist das den Türken zu entreißende griechische Reich als russische Secundogenitur zu. Kaiser Alexander selbst hatte schon 1808 die Dardanellen den „Schlüssel seines Hauses“ genannt. Die Phanarioten durften darauf rechnen, daß eine Erhebung der Griechen gegen die Türken wie beim russischen Volke ihres gemeinschaftlichen Glaubens wegen, so beim russischen Herrscherhause seiner Politik wegen warme Sympathien finden würde. Es gab unter den Griechen aber auch noch einen dritten Kreis, der den Kampf um die Nationalunabhängigkeit aufzunehmen noch kecker als die beiden andern war, nämlich jene Gebirgsstämme, die aus ihren sichern Schlupfwinkeln heraus schon seit Jahrhunderten Räubereien zu treiben pflegten, wie die Mainotten auf Morea, die Sulioten auf dem Festlande. Sie brauchten nur eine gute Gelegenheit, um sich zu erheben, wobei es ihnen freilich mehr um Beute als um die Wiederherstellung irgend welcher althellenischen oder byzantinischen Staatsordnung zu thun war.

Die Voraussetzung überhaupt, daß die heutigen Neugriechen noch immer die echten Nachkommen der alten Griechen seyen, war eine poetische Täuschung, die sie zum Theil auch nur um der Sympathien willen pflegten, welche ihnen desfalls aus dem gebildeten Europa entgegen kamen. Die echten alten Griechen waren schon in der macedonischen, noch mehr in der römischen Zeit mit fremden Elementen gemischt worden. Dann zur Zeit der gothischen Wanderungen war ihr Land wiederholt durch barbarische Einfälle und noch mehr durch Seuchen entvölkert worden. In das verödete Land waren slavische Völker eingedrungen und hatten sich dauernd hier niedergelassen und Bergen, Flüssen, Ortschaften slavische Namen gegeben. Morea selbst ist ein slavischer Name, vor dem der des alten Peloponnes verschwand. Die in der neuen Zeit volkreichsten und wohlhabendsten griechischen Inseln, wie Hydra, Ipsara, Spezzia, waren in der althellenischen Zeit gar nicht bewohnt, sondern rauhe Felsen, und es sind kaum hundert Jahre her, seitdem sie von Schiffern und Seeräubern angebaut wurden. Von den übrigen Inseln, die früher mehr bevölkert waren, wissen wir, daß sie durch die zu Schiffe kommenden Gothen und durch eine Pest nach der andern eben so menschenleer geworden waren, wie das Festland. Die heidnischen Slaven, die bis vor die Trümmer Athens und Spartas ihren Pflug trieben, wurden erst nach und nach von Constantinopel aus unterworfen und bekehrt und nahmen nach und nach die griechische Kirchensprache an. Constantinopel selbst aber, das alte Byzanz, war ursprünglich nur eine griechische Colonie unter thrakischen Barbaren gewesen und hatte, seitdem es unter Constantin dem Großen Hauptstadt des oströmischen Reichs und sehr erweitert wurde, mehr römische als griechische Elemente in sich aufgenommen. Das römische Element wurde vom griechischen erst wieder verdrängt oder verschlungen, als der Gegensatz der römischen Kirche gegenüber der griechischen in den Vordergrund trat. Kaiser Justinian verfaßte seine Gesetze noch im fünften Jahrhundert lateinisch. Das griechische Element in Constantinopel wurde noch mehr verstärkt durch die vom Islam vertriebenen Flüchtigen aus

Alexandrien. Aber die Alexandrier, wie alle andern griechisch redenden und schreibenden Unterthanen der aus Alexanders des Großen Reich hervorgegangenen macedonischen Staaten, waren sicher nur zum kleinsten Theil echtgriechischer Abstammung, zum weit überwiegenden Theil waren es nur hellenisirte Barbaren, welche das Griechische zuerst als macedonische Hofsprache, später als Kirchensprache redeten. Aus diesen Thatsachen erhellt, daß die Sprache allein den Anspruch auf hellenische Abstammung bei den Neugriechen des heutigen Morea und der Inseln des Archipels nicht rechtfertigt.

Eben so unbegründet ist der Anspruch der Neugriechen auf das Erbe der gesammten europäischen Türkei. Denn wenn man auch die Türken, die seit vierhundert Jahren als Eroberer darin angesiedelt sind, wieder nach Asien zurückwerfen oder ausrotten wollte, so bliebe doch in dem Reiche, wie sie es heute noch inne haben, eine überwiegende Mehrheit von Völkerschaften zurück, die von den Griechen durchaus verschieden sind und gar nicht einmal griechisch reden.

Indeß wurde der Plan, die Türken aus Europa zu vertreiben, immer mit der Vorstellung in Verbindung gebracht, die Griechen müßten alsdann als herrschendes Volk an die Stelle der Türken treten. Der Plan ging von Frankreich aus, wurde aber in Rußland zur Reife gebracht, dort althellenisch, hier byzantinisch verstanden. Schon unter dem großen Napoleon hatten junge Griechen in Paris einen literarischen Verein gebildet, in dem patriotische Hoffnungen angeregt und die Sympathien Europas in Anspruch genommen wurden durch Verbreitung und Uebersetzung der Lieder von Rhigas, dem ersten griechischen Freiheitssänger, den die rohen Türken lebendig zersägt hatten. Beim Wiener Congreß fanden sich wieder Griechen und Griechenfreunde zusammen, die unter den Auspicien des Grafen Capodistrias den Pariser Verein unter dem Namen eines Bundes der Musenfreunde (ἑταιρεία φιλομούσων) erneuerten. Capodistrias, ein Grieche von Corfu, war Günstling des Kaiser Alexander und ein einflußreicher russischer Diplomat ersten Ranges. Indem er sich für die Emancipation des griechi-

schen Volkes interessirte, mißfiel er seinem Kaiser nicht. In seinem Kopfe verschmolz sich die poetische Sehnsucht der Inselgriechen nach dem alten Hellas mit der Realpolitik des russischen Czaarenthums, das sich längst als natürlichen Erben des alten byzantinischen Thrones ansah. Ganz abgesehen davon, ob in Rußland irgend etwas vorbereitet wurde, die bloße Theilnahme des Grafen Capodistrias gab der Hetärie eine politische Bedeutung. Bekannt wurde, daß ein gewisser Gagis schon 1816 in Morea heimlich für die Hetärie agitirte, daß 1817 der berühmte serbische Held Czerni Georg aus Rußland, wo er in der Verbannung lebte, heimlich entfloh und nach Serbien zurückkehrte, wo ihn aber der regierende Fürst Milosch sogleich ermorden ließ; daß 1819 die Primaten der griechischen Inseln gewonnen wurden, und daß von dort eine Summe von 25,000 Pfund Sterling durch ein Handelshaus in Constantinopel dem in Moskau tagenden Comité der Hetärie zugeschickt wurde. Doch schwebt noch immer Dunkel über den Umtrieben in Moskau. Capodistrias soll damals den Rath ertheilt haben, zu warten, und es ging ein Gerücht, erst im Jahre 1825 solle die Erhebung Statt finden. Es ist wahrscheinlich, daß die spanische und italienische Revolution ein Hemmschuh für die griechische geworden sind, sofern sie die Sympathien des Kaiser Alexander änderten. Allein die Hetärie war schon zu weit gegangen, das Feuer glühte schon heimlich, und das Ausbrennen ließ sich nicht mehr hindern.

Wir müssen, um die griechische Bewegung ganz zu verstehen, noch einen Blick auf das türkische Reich überhaupt werfen. Dasselbe war in sichtbaren Verfall gerathen. Im Serail zu Stambul (Constantinopel) verweichlicht und durch griechische Laster verdorben, waren die Sultane schon lange nur noch Spielball der Janitscharen, einer militairischen Aristokratie, die selbst wieder im alleinigen Genuß großer Privilegien erschlafft war. Sultan Selim hatte den ersten Reformversuch (1807) mit seinem Leben büßen müssen. Sein Neffe, Sultan Mahmud II., war nur durch die Gnade der Janitscharen auf den Thron gekommen und mußte die Ränke ehrgeiziger alttürkischer Familien an seinem Hofe gewähren lassen. Bei der schlechten Wirth=

schaft gerieth die Armee in Verfall. In allen Kriegen erlitt die hohe Pforte Verluste, und oft waren die Heerführer Verräther. Die Paschas (Statthalter) in den Provinzen gehorchten daher auch nicht mehr der höchsten Autorität. Mehemed Ali in Aegypten hatte sich so gut wie unabhängig gemacht. Kein Jahr verging, ohne daß sich nicht hier oder dort ein Pascha empört hätte. Wie hätten sich da nicht auch die unterdrückten Nationalitäten regen sollen! Die Türken selbst haben sich als Eroberer und Herrn des Landes überall zerstreut und leben nur in den Städten in größerer Zahl beisammen, auf dem Lande meist nur vereinzelt als Grundherrn. Sie herrschen aber nicht blos durch die Macht der Gewohnheit oder durch ein immerwährendes Schreckenssystem sondern auch durch Tugenden, worin sie die Unterworfenen übertreffen. Der Türke ist, obgleich ein Barbar und im Kriege grausam, doch der nobelste und ehrlichste Mensch in der Türkei. Die Nation ist besser, als es in der Regel die Paschas und die Vornehmen in Constantinopel sind.

Unter den unterworfenen Völkern nehmen die Neugriechen nur das ehemalige Altgriechenland, d. h. die türkische Provinz Livadien mit der daranhängenden Halbinsel Morea, die Inseln des Archipel und die ionischen Inseln ein. Doch spricht das Landvolk in Morea und Attika heute noch slavisch. Außerdem bilden die Neugriechen noch einen großen Theil der Einwohner von Constantinopel und anderer größerer Seestädte, wie Smyrna; auch gehört ihnen der berühmte Berg Athos mit seinen vielen Klöstern und einige benachbarte macedonische und thessalische Thäler, wo indeß nur die griechische Sprache herrscht, die Abstammung sehr zweideutig ist. Dasselbe gilt von den Armatolen, christlichen Räubern in den Gebirgen von Thessalien und Macedonien, von denen nur ein kleiner Theil Griechen sind.

Neben der griechischen gibt es in der europäischen Türkei drei unterdrückte Nationalitäten, die alle schon früher, als die griechische, Emancipationsversuche gemacht hatten. Die altromanische noch heute eine lateinische Mundart redende Bevölkerung

in der Moldau und Wallachei, den einzigen Provinzen, welche die Türken noch jenseits der Donau besitzen, lebte in tiefer Sclaverei unter slavischen Boyaren (Grundherren) und wurde im Namen der Pforte von meist phanariotischen Hospodaren regiert, von denen der eine für die Wallachei in Bukarest, der andere für die Moldau in Jassy residirte. Durch das russische Vordrängen gegen die Türkei waren diese Hospodare schon mehr von Rußland, als von der Pforte abhängig geworden. Dem griechischen Kirchenglauben gehören die Wallachen und Moldauer wie die Russen an, in der Nationalität aber sind sie sich sehr entgegengesetzt. Die slavische Bevölkerung der europäischen Türkei ist weitaus die größte. Sie umfaßt Bulgarien, Serbien, Bosnien, die Herzegowina und Montenegro, wo überall noch slavisch gesprochen wird, und reicht noch tief nach Süden in die Gebiete hinein, wo griechisch gesprochen wird. Allein diese Slaven waren niemals einig, und die Serbier allein haben sich durch große und oft wiederholte Kämpfe eine Art von Selbständigkeit unter einem einheimischen Fürsten errungen, die Montenegriner die ihrige von uralter Zeit her in ihren unzugänglichen Gebirgen behauptet. Unter den Bulgaren ist eigentlich nur der Adel slavisch, das gemeine Volk war ursprünglich ein den Finnen und Magyaren verwandter Stamm. Unter den Bosniern ist der slavische Adel muhamedanisch geworden und nur der in Sclaverei gehaltene Bauer christlich geblieben. Dieser Adel ist stets rebellisch gegen den Sultan und tyrannisirt die Bauern auf eine Weise, die ungleich mehr das Mitgefühl und die Hülfe des christlichen Europa verdiente, als das angebliche Sclavenjoch, unter dem die Griechen sollen geseufzt haben. Die albanesische oder arnautische Bevölkerung nimmt den Westen der europäischen Türkei ein, das alte Epirus. Sie haben eine eigene Sprache, und es ist noch nicht erwiesen, ob in ihnen mehr altillyrische und macedonische, oder aber vom Kaukasus eingewanderte Bestandtheile vorwalten. Gewiß ist, daß sie ein ganz eigenthümliches, von allen Nachbarn durchaus verschiedenes und allen an Tapferkeit weit überlegenes Volk von nobeln patriarchalischen Sitten sind, aber ihre

Uneinigkeit ist Ursache, daß sie mit Ausnahme der großen, aber kurzen Glanzzeit ihres Skanderbeg, niemals zu der Macht gelangt sind, zu der ihr Heroismus sie befähigt. Sie werden von den Christen Albanesen, von den Türken Arnauten genannt; sie selbst aber nennen sich Stepetaren (Felsenbewohner) und theilen sich in zwei Hauptstämme, Ghegen und Tosken. Die Ghegen sind theils Christen (katholische Mirditen), theils Muhamedaner (wie die Türken von der Sekte der Sunniten). Auch die Tosken sind theils Christen (aber griechischer Confession), theils Muhamedaner (aber von der persischen, den Türken feindseligen Sekte der Schiiten). Diese letztern nennt man vorzugsweise Arnauten. Zu ihnen gehören noch zwei kleinere sunnitische Stämme, die Schamiden und die Lapen. Diese tiefgreifenden Glaubensunterschiede nähren die gegenseitige Feindschaft der Stämme. Im Uebrigen herrschen unter ihnen überall tapfere und begüterte Geschlechter vor, die auf ihren Felsenburgen wie Ritter des Mittelalters hausen. Man kennt die Arnauten an ihrer Fustanella (dem weißen kurzen Hemd), am Handschar (großen Messer) und an der Arnauka (der langen mit 30 Ringen umfaßten Flinte). Sie sind geborene Krieger und als Soldtruppen von den Paschas und den Sultanen selbst überaus gesucht, gleich den Schweizern, wie sie denn auch als Thürhüter im ganzen Orient beliebt sind. Als glückliche Soldaten gelangen sie nicht selten zur Würde der Paschas. Der gewaltige Mehemed Ali von Aegypten war ein Arnaute. Von Epirus ostwärts in den Gebirgen von Macedonien und Thessalien hausen noch griechisch-christliche Albanesen, die oben genannten Armatolen. Sie sind abwechselnd Räuber und Söldner, wie ihre Nachbarn im Osten.

Unter diesen kriegerischen Gebirgsvölkern nun hatte sich, indem er immer einen Stamm gegen den andern in Sold nahm und die Habgier aller zu befriedigen verstand, schon am Ende des vorigen Jahrhunderts Ali Pascha von Jannina eine unabhängige Macht gegründet und fortwährend dem Sultan getrotzt, sich auch eine Zeitlang der besondern Protection des großen Napoleon erfreut. Als nächster Nachbar der ionischen Inseln und der Gebirge

von Suli hatte er sich durch die grausamste Verfolgung der Griechen den schlechtesten Ruf erworben. Als die Engländer nach den großen Kriegen in Besitz der ionischen Inseln kamen, blieb die denselben auf dem Festland gegenüberliegende griechische Stadt Parga vertragsmäßig den Türken, was den Ali, als nächsten türkischen Pascha veranlaßte, die Stadt aufs grausamste auszuplündern und zu entvölkern. Eben so unbarmherzig griff er die Sulioten an und suchte sie förmlich zu vertilgen. Die **Sulioten** reden griechisch, sind aber ursprünglich Flüchtlinge von allerlei Abstammung, die sich in jene fast unzugänglichen Gebirge retteten, die der Acheron durchströmt und die schon von den alten Griechen als Abgründe des Todtenreichs angesehen wurden. Ihren Sitten und ihrer Kriegslust nach sind die Sulioten die nächsten Brüder der christlichen Arnauten, ein ritterliches Räubervolk unter tapfern Häuptlingen. Sie wehrten sich zwölf Jahre lang gegen Ali, bis sie erst im Jahre 1819 seiner Uebermacht unterlagen und ihre bisherigen Sitze verließen. Der Heldenmuth ihrer Frauen, die sich, um Alis Horden zu entrinnen, in die schauerlichsten Abgründe stürzten, ist weltberühmt und öfters besungen worden. Inzwischen blieben sie in der Nähe und fanden eine Zuflucht auf den ionischen Inseln. Als Ali im Frühjahr 1820 in seiner Frechheit so weit ging, einen persönlichen Feind, den Pascha Bey, einen der höchsten Beamten des Sultans, in Constantinopel selbst durch Meuchler erdolchen zu lassen, gerieth der Sultan in Zorn, ließ alle Paschas in der Nachbarschaft Janninas gegen ihn rüsten und eine große Streitmacht unter Pehliwan Pascha vor Jannina rücken. Da fielen die ihm bisher untergebenen Bevölkerungen, die ihn längst wegen seiner Grausamkeit haßten, von ihm ab, und auch die Sulioten verließen die Inseln und dienten 6—800 Mann unter **Marko Bozzaris** dem Sultan gegen Ali, wofür sie das Versprechen erhielten, daß ihnen nach Alis Besiegung ihre Heimathberge zurückgegeben werden sollten. Ali aber war schon als ältester Feind des Sultans von der Hetärie ins Interesse gezogen worden.

Die Häterie hatte ein Centralcomité in Moskau niedergesetzt,

an dessen Spitze der Sohn eines frühern phanariotischen Hospodars der Wallachei stand, Alexander Ypsilanti, jetzt russischer General und Adjutant des Kaisers. Im Beginn des Jahres 1820 hatte derselbe den Sitz des Comités der türkischen Grenze näher nach Kischneff in Bessarabien verlegt und Agenten nach allen Richtungen ausgesendet, um die Griechen zum Aufstande zu reizen. Einer dieser Agenten, Galati, wurde von seinen eigenen Gefährten, weil man ihm nicht traute, umgebracht. Ein zweiter, der in Serbien geheime Verbindungen suchen sollte, fiel dem Pascha von Widdin in die Hände, der ihn hinrichten und seine Papiere nach Constantinopel schicken ließ, wo sie aber viel zu spät ankamen, als der Aufstand schon im Gange war. Ein dritter wurde an Ali Pascha gesendet, aber unterwegs von den Türken aufgefangen und hingerichtet. Andere waren glücklicher und bewogen nicht nur die reichen Griechen der Insel Hydra, ihre Schiffe zum Kampf gegen die Türken zu rüsten, sondern knüpften auch mit Ali Pascha Verbindung an, der schon lange in das ganze Geheimniß des Aufstandes eingeweiht war und der Ueberzeugung lebte, Kaiser Alexander selbst leite die Hetärie und wolle die Türkei erobern. In wie fern die zahlreichen und einflußreichen Griechen in Constantinopel selbst ins Complott gezogen worden sind, ist nicht ermittelt worden. Die Türken behaupteten später, die Beweise in Briefen gefunden zu haben, die aber nicht veröffentlicht worden sind. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Griechen der Hauptstadt nicht die letzten waren, an welche die Hetärie sich wandte; gewiß aber ist nur, daß ein hydriotischer Capitain ein großes Complott zur Zerstörung des Arsenals in Constantinopel angelegt hatte.

Ali versammelte die Häupter der ihm noch untergebenen Christen und ermahnte sie, ihm gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Türken, beizustehen. Sie trauten ihm zwar nicht, aber als die türkischen Heerschaaren, die gegen ihn heranzogen, christliche Dörfer verbrannten und große Greuel begingen, fielen die Armatolen unter Odysseus von dem türkischen Heere ab und traten zu Ali über. Dieser knüpfte sodann auch geheime Unterhandlungen

mit Bozzaris an, weihte ihn in das Geheimniß der Hetärie ein und warb ihn wirklich um eine halbe Million Piaster und augenblickliche Einräumung der Gebirge. Die Sulioten zogen nun jubelnd in ihre Heimath wieder ein und fielen den Türken in den Rücken. Ali war bereits in große Noth gekommen und sah sich in seiner Inselburg bei Jannina von allen Seiten eingeschlossen, aber die Feste war fast uneinnehmbar, die türkischen Befehlshaber waren, ihrer Gewohnheit nach, uneins (einer wurde im Lager vergiftet), und als die Christen sich gegen sie wandten, gerieth das ganze Unternehmen ins Stocken. Bozzaris verstärkte seine anfangs kleine Suliotenschaar auf 3000 Mann.

Nun blieben auch die in die Hetärie eingeweihten Moreoten nicht mehr zurück. Am 18. März 1821 entfernten sich Bischof Germanos und der Primate Longos von Patras, besetzten die kleine Stadt Kalabryta und erhoben hier zum erstenmal die Fahne des Kreuzes. Am 4. April empörte sich das griechische Volk in Patras selbst und die Türken flohen in die Festung. Gleichzeitig war ganz Morea aufgeregt worden, und schon am 9. April traten die Kodschabaschis (Primaten, eine Art von Magistraten) und die Häuptlinge oder Beys der Klephten (Räuber) zu Kalamata in eine Art von Senat zusammen, dessen Vorsitz Pietro Bey, Häuptling der Mainotten, übernahm. Die Mainotten, Bewohner der Maina, des südlichsten Vorgebirges von Morea, waren längst als tapfere Räuber zur See wie zu Lande berüchtigt, ein Völkchen von derselben Sinnesart, wie die Arnauten, Sulioten, Armatolen, nur von etwas noch mehr slavischer Verschmitztheit. Eine empfindsame Schwärmerei, von der sie selbst am weitesten entfernt sind, hat echte Nachkommen der Spartaner aus ihnen machen wollen. Sie wohnen, wie die Arnauten, in unzugänglichen Felsenburgen und sind ganz unabhängig, so daß sie auch nur freiwillig je den reichsten und kühnsten Häuptlingsfamilien sich bei Raubzügen unterordnen. Die mächtigste Familie der Maina war damals die der Mauromichalis, deren Haupt Petros als Räuberhauptmann Pietro Bey genannt wurde, ein übrigens behaglicher und üppiger

Lebemann, der nicht gern das Schwert zog, außer um sichere Beute.*) Kaum hatte Germanos in Patras das Zeichen gegeben, so brachen die Mainotten aus ihren Bergen hervor und verbreiteten sich in die Thäler Moreas, wo sie alle Türken erschlugen, aber auch die Christenhäuser plünderten. Andrerseits sammelte Kolokotronis, ein großer heroischer Mann, die Männer im arkadischen Gebirge und vertrieb die Türken, wo er sie fand. Bald sahen sich alle Türken gezwungen, ihre Zuflucht in den Festungen zu suchen, deren es eine gute Zahl überall an den Küsten gab. Aber Jussuf Pascha, vom großen türkischen Heere von Jannina entsendet, kam nach Patras, von wo Germanos feig entfloh, und ließ die Einwohner, die sich nicht in die Gebirge retten konnten, köpfen oder spießen, die Stadt verbrennen. Germanos war ein Maulheld, verließ sich immer auf andere, brachte seine Person stets frühe genug in Sicherheit und führte einen anstößigen Lebenswandel in Pracht und Ueppigkeit. Eine andere türkische Truppe unter Kichaya-Bey plünderte und verbrannte die Stadt Vostizza, eine dritte unter Achmed Bey die Stadt Argos; allein als sie sich vereinigten und einen Hauptschlag ausführen wollten, wurden sie bei Baltezza von Kolokotronis und dessen tapferm Neffen Nikitas geschlagen und verloren 400 Mann. Achmed Bey wagte noch einen Kampf bei Doliana, unterlag aber nochmals dem kühnen Nikitas, und so mußten sich alle Türken auf Morea wieder in die Festungen zurückziehen. Auch im Norden von Morea machte Diakos, ein Gefährte des Odysseus, mit einer Schaar von Armatolen den Türken Angst und nahm Livadia ein, wo er alle Türken erschlug. Desgleichen erhoben sich die Griechen in Athen und nöthigten die Türken daselbst, sich in die feste Akropolis zurückzuziehen, 6. Mai.

In demselben Monat, in welchem zuerst Bischof Germanos auf Morea die Revolution begann, raffte der wallachische Bojar

*) Er hatte in seinem wohlhäbigen Aeußern wie in seiner Stellung als Häuptling der Berge etwas von Andreas Hofer. Aber er war der gemeinste Spitzbube. Die Vergleichung wirft auf den griechischen Charakter das schlechteste Licht.

Theodor, russischer Oberstlieutenant und wegen des Wladimirordens auf seiner Brust vom Volk Wladimiresco zubenannt, 150 Mann zusammen, verkündigte die Freiheit, fand Anhang und hielt schon am 27. März seinen Einzug in Bukarest. Hier war der letzte Hospodar, Suzzo, eben gestorben, der Divan (Rath der Bojaren) in großer Verwirrung. Man wollte Hülfe beim nächsten türkischen Pascha suchen, aber der russische Generalconsul widersetzte sich dem. Viele Bojaren flohen daher über die österreichische Grenze, nicht ohne vorher von Theodors räuberischen Banden ausgeplündert zu werden. Diese rein wallachische Erhebung schien mit der griechischen Sache keinen Zusammenhang zu haben, als plötzlich Alexander Ypsilanti von Kischneff aufbrach und über den Pruth ging, um in Jassy, der Hauptstadt der Moldau, dieselbe Scene zu wiederholen, die Theodor in Bukarest aufführte. Alles war längst vorbereitet, 200 Reiter zogen Ypsilanti entgegen, der schon die Miene eines künftigen Herrschers annahm und wirklich behauptete, von den alten byzantinischen Kaisern abzustammen, deren Erbe er ansprach. Sein hochmüthiges Benehmen paßte wenig zu der Geringfügigkeit seiner Mittel und stieß selbst viele Freunde der Revolution zurück. Auch machte es einen schlimmen Eindruck, daß die wenigen Türken in Jassy (50) und Galacz (30) gleich von seinen Anhängern grausam ermordet wurden. Da nun am 9. April der russische Generalconsul in Jassy öffentlich erklärte, Kaiser Alexander mißbillige das Vorgehen Ypsilantis, sank sein Credit plötzlich. Wirklich hatte Kaiser Alexander in Laibach sich gegen Ypsilanti erklärt und denselben aus der russischen Armeeliste ausgestrichen. Nicht einmal Theoder wollte Ypsilantis Autorität anerkennen, da sie aber beide in der gleichen Gefahr schwebten, verglichen sie sich. Ypsilanti kam nach Bukarest, wo ihn Briefe von Capodistrias einholten, in denen ihm dringend gerathen wurde, nicht weiter zu gehen, sondern sich gegen die Gebirge zurückziehen und zu unterhandeln. Im Unterhandeln aber kam ihm Theodor zuvor, der den Türken versprach, um den Preis der Hospodarswürde Ypsilanti zu verrathen. Der letztere fing seine Briefe auf und ließ ihn, da seine eigenen Soldaten

schwierig wurden, mit Säbeln niederhauen. Ypsilantis Heer verstärkte sich auf 5000 Mann, worunter eine kleine s. g. heilige Schaar von Hetäristen, Söhnen guter griechischer Familien, der Rest Wallachen und Arnauten. Als aber von Silistria und Widdin her Türken in Masse anrückten, fiel zuerst nach tapferer Vertheidigung die Stadt Galacz, wo die Türken alles ermordeten, und wurde Ypsilantis Heer trotz seiner Ueberlegenheit, indem die feigen Wallachen flohen, im ersten Gefecht von nur 800 Türken geschlagen, bei Dragatschan, wo 78 Jünglinge von der h. Schaar, die allein rühmlich fochten, ihr Leben ließen. Nun floh Ypsilanti über die österreichische Grenze, wurde hier verhaftet und in der Festung Muncacz gefangen gehalten. Er ist sechs Jahre später gestorben. In der Moldau hielt sich noch einer seiner Anhänger, Kantakuzenos, bis die Türken unter Jussuf Pascha daher kamen, dann floh er über den Pruth nach Rußland. Seine Leute unter dem Griechen Giorgaki und dem Serbier Mladen bestanden dagegen noch ein rühmliches Gefecht bei Skuleni am 29. Juni. Endlich erlagen sie der Uebermacht, und Giorgaki (zugenannt der Olympier) sprengte sich und den Rest seiner Getreuen nach tapferer Gegenwehr im Kloster Sekka (am 26. August) in die Luft. Die Türken besetzten nun die ganze Moldau, sowie die Wallachei.

In Constantinopel selbst wurde schon im ersten Frühjahr ein griechisches Complott entdeckt. Ein hydriotischer Schiffscapitain, Juristi, hatte mit seinen Landsleuten, den griechischen Schiffern, die immer in Menge im Hafen von Constantinopel liegen, den Plan verabredet, den Sultan auf dem Wege nach der Moschee zu ermorden, das große Arsenal in die Luft zu sprengen, durch einen Handstreich den Artilleriepark wegzunehmen, alle Griechen in der Hauptstadt zu bewaffnen und die überraschten Türken zu ermorden. Aber der Anschlag wurde vor der Ausführung entdeckt und Juristi in den Kerker geworfen. Nun folgten Schlag auf Schlag die Nachrichten aus Jannina, Morea und der Wallachei. Sultan Mahmud war tief erschüttert und zugleich fest überzeugt, alles sey von Rußland eingeleitet worden, um seinen Thron durch eine allgemeine

Revolution zu erschüttern und dann russische Armeen einrücken zu lassen. Er rief alle Muselmänner zu den Waffen. Sein Zorn wurde von den Janitscharen getheilt, die bereits anfingen, Griechen in der Hauptstadt und Umgegend zu plündern und zu morden. Eine große Anzahl Griechen flohen jetzt schon aus Constantinopel auf Schiffen, meist nach Odessa, was den Glauben an die russische Mitwissenschaft noch bestärkte. Man beschuldigte Ypsilanti, er habe vornehme Phanarioten absichtlich durch Briefe, die er ihnen geschrieben und die den Türken in die Hände fielen, compromittiren wollen. Die boshafte Absicht ist nicht wahrscheinlich, wohl aber die Unvorsichtigkeit. Gewiß waren die meisten Phanarioten unschuldig, da sie bei der Revolution eher verlieren, als gewinnen konnten. Aber sie waren einmal verdächtig, und der Sultan schonte nichts mehr. Am 16. April wurde Fürst Morusis, Dragoman der Pforte, geköpft, bald darauf noch andere griechische Fürsten und die reichsten Kaufleute. Am Ostersonntag (22. April) wurde der greise Patriarch Gregorios vor der Thür seines eigenen Hauses aufgehenkt, und nachdem er drei Tage gehangen, sein Leichnam den Juden übergeben, die ihn durch die Straßen schleiften und ins Meer warfen. Aber fromme Griechen zogen die Leiche wieder hervor und brachten sie nach Odessa, wo sie mit großer Feierlichkeit beerdigt wurde. Mit dem Patriarchen litten drei Erzbischöfe und acht andere hohe Geistliche den Tod. Alle griechischen Kirchen in der Hauptstadt wurden vom türkischen Pöbel geplündert und verheert. Kein Christ war mehr seines Lebens und Eigenthums sicher, selbst die Hotels der Gesandtschaften wurden bedroht. Diese machten nun ernste Vorstellungen und der Sultan befahl Ruhe. Aber im Juni wurden wieder acht Bischöfe und eine Menge anderer Griechen in der Hauptstadt gehenkt. Ebenso wütheten die Türken in andern großen Städten. In Adrianopel wurde der Patriarch mit 9 Geistlichen und 20 reichen Kaufleuten gehenkt.

Der russische Gesandte zu Constantinopel, Baron Stroganoff, versicherte den Sultan, sein Kaiser sey der griechischen Revolution völlig fremd und mißbillige sie, aber man glaubte ihm

nicht. Russische Schiffe wurden im Hafen durchsucht, ob sie nicht flüchtige Griechen aufgenommen hätten, und das Getreide, das sie brachten, weggenommen, damit es nicht den Griechen zugeführt werde. Der Grieche Damasi, Bankier der russischen Gesandtschaft, wurde in den Kerker geworfen, 29. April. Da der Sultan jede Genugthuung verweigerte, reiste der russische Gesandte ab. Jedermann erwartete nun eine Kriegserklärung von Seite Rußlands. Lange schon stand eine russische Armee in der Nähe des Pruth, und sie wurde im Laufe des Frühjahrs noch verstärkt. Auch war es wohl kein Zufall, daß gerade jetzt die Perser der Pforte den Krieg erklärten und gegen Bagdad marschirten. Allein Kaiser Alexander, was auch früher seine Absichten gewesen seyn mochten, beeilte sich nicht, seinem Gesandten Satisfaction zu verschaffen, sondern handelte im Systeme Metternichs, welches zu Verona den Sieg davon getragen hatte. Die Revolution wurde auch hier, wo sie Rußland so günstig war, desavouirt, weil sie eine Revolution war. Das war indeß keine Schwäche von Seite des russischen Kaisers. Wenn er es gerathener fand, jetzt noch ruhig zu bleiben, und noch keine Armee über den Pruth zu schicken, so war es doch Vortheil genug für ihn, daß sich die Völker in der Türkei selbst zerfleischten, und der Thron des Sultans immer wankender gemacht wurde. Früher oder später mußte dadurch die russische Intervention und Invasion herbeigeführt werden. Uebrigens legte sich der Zorn des Sultans nach Stroganoffs Abreise. Er ließ den bisherigen Großvezier Benderli (wenn auch keineswegs der Griechen wegen, doch zu einer scheinbaren Genugthuung für dieselben) hinrichten, setzte einen neuen Patriarchen, Eugenios, ein und versprach den empörten Griechen volle Amnestie, wenn sie sich unterwürfen.

Aber sie unterwarfen sich nicht. Die Revolution kam vielmehr in neuen Schwung, indem die Inselgriechen an ihr Theil nahmen. Schon am 9. April erklärte sich die Insel Spezzia für die Sache Moreas. Hier rüstete die reiche Wittwe Bobolina nicht nur zwei Schiffe allein aus, sondern commandirte sie auch selbst als Amazone. Am 28. April schloß sich die reiche Insel Hydra

an, ein kahler Fels, aber ganz bedeckt mit Häusern und uneinnehmbar fest, im Besitz von vielen kleinen, aber gutbewaffneten und schnellsegelnden Schiffen, Briggs und Corvetten. Der Hydriot Tombasis wurde vorläufig zum Nauarchen (Admiral) gewählt und stach am 3. Mai in See, um überall türkische Handelsschiffe zu capern. Dieses Rauben war den Inselgriechen nicht minder wie den moreotischen Klephten die Hauptsache, die große Befreiung des Vaterlandes nur Aushängeschild. Als echte Corsaren schonten sie auch kein Leben, sondern mordeten alles, was sie in den erbeuteten Schiffen fanden. Um sie zu bändigen, schickte der Sultan im Mai eine große Flotte gegen sie aus, aber ein türkisches Schiff von 74 Kanonen, das allein segelte, wurde von den griechischen Schiffen verfolgt und durch Brander entzündet, wobei 5—600 Türken umkamen, am 5. Juni. In der großen Handelsstadt Smyrna waren schon am 11. April viele Griechen vom türkischen Pöbel ermordet worden, und hatten sich 15,000 dort lebende Griechen noch zu rechter Zeit entfernt, immer aber blieb noch ein großer Theil in gutem Vertrauen zurück, als die Kunde vom Unglück des Schiffs den türkischen Pöbel von neuem mit Wuth erfüllte. Am 16. Juni brach derselbe in die griechischen Quartiere und mordete alles, Jung und Alt, Weiber und Männer. Dasselbe geschah auf der Insel Kos und in Cypern, wo der Erzbischof, 5 Bischöfe und 36 Geistliche hingerichtet und die griechischen Dörfern mit Mord und Brand verheert wurden. Auf der Insel Kreta wehrte sich der kriegerische Stamm der Sphakioten und schlug die Türken bei Lolo (2. Juli); bald aber verstärkten sich die letzteren, ermordeten alle Christen auf dem flachen Lande, verbrannten die Dörfer und drangen in die Sphakia selbst ein, wo sie alles verheerten, die Bevölkerung aber in die Gebirge sich rettete.

In den fruchtbaren Thälern Thessaliens erhob Gazis die Fahne des Aufruhrs zu Magnesia und fiel über die türkischen Bewohner von Lechena her. Während aber die griechischen Räuber sich um die Beute stritten, kam Mahmud Pascha von Drama über sie, verbrannte fast alle ihre Dörfer und schleppte Weiber und Kinder

als Sklaven fort. Einem macedonischen Häuptling, Kara Tasso, gelang es indeß, eine große Anzahl gefangener Schönen auf dem Marsche wieder zu befreien. Unmittelbar darauf, im Mai, pflanzte auch der Berg Athos die Fahne der Empörung auf. Dieses Vorgebirge trägt bekanntlich eine Menge griechischer Klöster, welche befestigt sind und tausende von Mönchen beherbergen. Von hier brach Manoli Papas mit 1500 bewaffneten Mönchen auf, wurde aber vom muhamedanischen Landvolk zurückgeschlagen. Auf der Halbinsel Pallene, gegenüber von Athos, leitete Diamantis die Insurrection, wurde aber von Mehemed Pascha vor Salonichi geschlagen, und auch hier wurde alles mit Feuer und Schwert verheert, 4000 gefangene Weiber auf dem Markte von Salonichi als Sklavinnen verkauft. Mehemed belagerte sodann den Athos, der sich ergab und seine Schonung mit 2½ Millionen Piastern erkaufte. Auch die Halbinsel von Cassandra, die dritte neben Pallene und Athos, wurde grausam verwüstet, Städte und Dörfer verbrannt. Es wäre der griechischen Flotte leicht gewesen, diesen Unglücklichen Hülfe zu bringen, sie wurde auch darum angefleht. Aber die Hydrioten wollten den abgezehrten und ausgehungerten Mönchen auf dem Athos und den Einwohnern von Cassandra kein einziges Schiff mit Getreide schicken, sie hätten denn die Bezahlung baar in der Hand. So ging die Zeit und gingen die Bergstädte verloren.

Am Ende des Juni fand sich in Morea Demetrius Ypsilanti, jüngerer Bruder des Alexander, mit dem jüngeren Bruder des Kantakuzenos ein. Der erstere, nur 25 Jahre alt und schon kahl, von Gestalt klein, konnte nur durch seinen Namen und durch die Vorstellung imponiren, daß Rußland ihn gesendet habe. Kolokotronis dachte in Bezug auf Rußland ganz wie Ali Pascha von Jannina, empfing daher den jungen Demetrius mit großen Ehrenbezeugungen und stellte sich ihm zu Dienst, um, wenn dessen Bruder Alexander unter russischem Schutz Kaiser von Byzanz würde (denn das war damals die Illusion), durch ihn die Herrschaft in Morea zu behaupten. Auch die Primaten Moreas, insbesondere die angesehene arkadische Familie Delhiyannis, die zu Kolokotronis

in der engsten Beziehung standen, glaubten sich durch nichts besser vor den Türken schützen zu können, als durch Hingebung an Rußland. Außerdem brachte der junge Fürst 200,000 Piaster mit, nach denen alle Moreoten lungerten, und von denen ihm gleich anfangs der schlaue Pietro Bey den größten Theil abzulocken wußte. Als aber die Häuptlinge ihre Habgier befriedigt hatten, duldeten sie nicht mehr, daß Demetrius den Oberbefehl übernehme, und lachten ihn aus, als er eine allgemeine griechische Nationalversammlung und eine Constitution vorschlug. Voll Unmuth verließ er daher Morea oder stellte sich, als wolle er es verlassen; denn kaum war er fort (11. Juli), so brach, ohne Zweifel von Kolokotronis veranstaltet, ein Soldatenaufruhr gegen Pietro Bey aus, der in seinem Hause belagert wurde und sich sofort fügte. Demetrius wurde nun gleich zurückgerufen und erhielt den Oberbefehl, wobei sich die Häuptlinge freilich vorbehielten, jeder hinterdrein doch zu thun und zu lassen, was er wollte. Zunächst indeß konnte Demetrius sie zusammenhalten, da er ihnen befahl, die türkischen Festungen nach einander zu erobern, wo gute Beute zu finden war, denn die Türken hatten sich vom Lande in die Festungen geflüchtet, und alle ihre Reichthümer darin verborgen. Zuerst fiel das kleine Monembasia, wo Kantakuzenos die Griechen noch glücklich vom Morde der Gefangenen abhielt. Als aber Navarin fiel, brachen die Griechen die feierlich beschworene Capitulation und mordeten alle Türken. Hierauf schritt man zur Belagerung von Tripolizza.

Im Lager vor dieser Festung erschien plötzlich Fürst Alexander Maurokorbatos, ein Phanariote von sehr alter und berühmter Familie. Derselbe hatte ein Amt in Bukarest bekleidet, war später viel gereist, hatte sich europäische Bildung angeeignet und trug als deren Abzeichen die unvermeidliche Brille. Ein eifriger Hetärist, hatte er in Frankreich ein Schiff mit einigen jungen Griechen, französischen und italienischen Philhellenen (Griechenfreunden) und vielen Waffen ausgerüstet und war damit bei Patras gelandet, von wo aus er alsbald ins Hauptlager der Griechen eilte. Hier war er dem ehrgeizigen Ypsilanti nichts weniger als willkommen, sondern

als Nebenbuhler zuwider. Inzwischen hatte man zunächst genug zu thun mit der Belagerung, die sich verlängerte, weil die Griechen heimlich den Türken Lebensmittel verkauften. Empört über diese Schändlichkeit und ohne alle Autorität, verließ Ypsilanti das Lager und ging nach Patras. Tripolizza mußte endlich doch aus Hunger am 5. Oktober capituliren, worauf die Griechen die Capitulation wieder brachen und alle Türken ohne Unterschied des Alters und Geschlechts abschlachteten. Die Juden erlitten hier dasselbe Loos, gegen welche, weil ihre Glaubensgenossen die Leiche des Patriarchen von Constantinopel mißhandelt hatten, der furchtbarste Haß entbrannt war. Etwa 2000 Türken hatten die Festung früher verlassen, meist Weiber und Kinder; auch sie wurden in einem Hohlweg überfallen und ermordet. Im Ganzen sollen 8000 Menschen in und um Tripolizza abgeschlachtet worden seyn. Da es ein Hauptbollwerk der türkischen Macht auf Morea gewesen war, schützte es auch alle dahin geretteten Schätze, die von den Mainotten und von der Bande Kolokotronis geplündert wurden, ohne daß Ypsilanti und das junge griechische Gemeinwesen einen Heller davon bekam.

Ypsilanti richtete in Patras noch weniger aus, als im Süden. Durch eine türkische Flotte wurde das griechische Städtchen Galaxidi vor seinen Augen verbrannt und ausgemordet. Auf dem Festlande gegenüber wurde Ali in Jannina immer noch von den Türken unter Churschid Pascha eingeschlossen, während die Sulioten den letztern allen möglichen Abbruch thaten. Churschid aber hatte Truppen genug und hielt geduldig aus, bis die Sulioten ermüdet in ihre Berge zurückgingen. Im September kam Maurokordatos auf diesem westlichen Schauplatz des Krieges an und gewann während des Winters durch Unterhandlungen mit den Anhängern Ali Paschas die Sulioten wieder, so daß Churschid bei Arta von ihm zurückgeschlagen wurde. Aber im Frühjahr 1821 schickte Churschid den Omer Brione mit 3—4000 Mann nach Livadien. Von hier zog sich Diakos mit 700 Griechen in die berühmten Engpässe der Thermopylen zurück, wurde aber geschlagen,

am 5. Mai, verwundet, gefangen und hingerichtet, ebenso der Bischof von Salona, der sich bei ihm befand. Bei Gravia im Gebirge von Oeta wurde Omer von Odysseus und Guras aufgehalten, siegte aber nachher über sie bei Skrigu, worauf Odysseus sich mit dem Feind um freien Abzug in seine Heimath verständigte und die christlichen Livadier der türkischen Rache Preis gab. Omer kam nach Athen und entsetzte die Akropolis, aber seine Unterbefehlshaber erlitten in den Thermopylen, wo Guras mit 2000 Griechen stand, eine Niederlage, die ihn 800 Mann kostete (am 4. September), und heftiger Regen fiel ein, worauf er unmuthig Livadien wieder verließ.

Ypsilanti kehrte von Patras, wo er nichts ausgerichtet, zurück und wandte sich zur Belagerung der festen Stadt Nauplia (Napoli di Romania), im November. Bei einem Ausfall der Türken liefen die Griechen absichtlich davon und ließen die Philhellenen im Stich. Die von Ypsilanti so oft gewünschte Nationalversammlung kam unterdeß in Argos zusammen, hier aber überwog Maurokordatos durch die Gunst des Germanos, als die gleichsam englische Partei, und Ypsilanti mit Kolokotronis als russische Partei zog den Kürzern. Ypsilanti entfernte sich abermals, um Korinth einzunehmen Die Versammlung in Argos aber wurde durch einen Ausfall der Türken von Nauplia aus gesprengt und zog es vor, ihre Sitzungen etwas weiter entfernt in Piada fortzusetzen. Hier hatte Maurokordatos freie Hand und verkündete am Neujahr 1822 das organische Gesetz oder die neue Verfassung Griechenlands und die neuen griechischen Nationalfarben (schwarz, himmelblau und weiß). Die Verfassung setzte ein Directorium von 5 und einen gesetzgebenden Körper von 70 Mitgliedern fest, Maurokordatos wurde Präsident des ersteren, Ypsilanti (abwesend) Präsident des andern. Der letztere belagerte die von den Türken besetzte Citadelle von Korinth, Akrokorinth, und brachte sie durch Verrath der darin dienenden Arnauten zur Uebergabe, 22. Januar. Trotz der Capitulation wurden die Gefangenen wieder niedergemacht und die Beute vertheilt. Ypsilanti hatte kein Geld mehr,

seine Leute zu bezahlen, sie liefen ihm davon, Kolokotronis aber ließ ihn im Stich und handelte auf eigene Rechnung, nachdem sein Sohn eine Tochter der reichen Bobolina geheirathet hatte. Endlich glückte es Maurokordatos, Geld herbeizuschaffen und auf kurze Zeit alle Parteien zu befriedigen. In Tripolizza hatte nämlich Churschid Pascha seinen Harem in Sicherheit gebracht, derselbe war mit gefangen genommen, aber geschont worden, um vieles Lösegeld zu erhalten. Dieses Geld, 80,000 spanische Thaler, kam nun in die Hände des Präsidenten Maurokordatos, der es unter die Häuptlinge vertheilte, auch den Inselgriechen ein Viertheil zukommen ließ und großmüthig genug selbst dem Fürsten Ypsilanti einen Theil seiner bisherigen Auslagen wieder ersetzte.

In derselben Zeit bezwang Churschid Pascha endlich auch den alten Löwen von Jannina, Ali Pascha. Der letztere verlor ein Bollwerk nach dem andern, endlich ging auch sein Ingenieur, der Italiener Caretto, zu den Türken über, und Ali, anstatt sich, wie man erwartete, mit seinen Schätzen in die Luft zu sprengen, unterhandelte, verließ sein letztes festes Castell und begab sich auf eine kleine Insel im See von Jannina, wohin ihn Churschid durch feierliche Zusicherungen hatte locken lassen, wurde aber hier meuchlings überfallen und nach tapferer persönlicher Gegenwehr ermordet, am 5. Februar 1822. An seiner Stelle wurde Omer Brione Pascha, der alsbald die Sulioten in ihren Bergen angriff. Maurokordatos erkannte, daß die Rettung des westlichen Festlandes (Akarnanien) von der Unterstützung Sulis abhing, schickte daher das von Ypsilanti errichtete reguläre Regiment und zwei Compagnien Philhellenen unter dem Italiener Dania. Bei ihm befand sich auch Graf Normann, derselbe, der im Jahr 1813 das Lützow'sche Corps hatte zusammenhauen lassen und später wegen seines Uebertritts in der Schlacht bei Leipzig entlassen worden war. Aber theils die feige Flucht des Armatolen Gogos, theils die unvorsichtige Tollkühnheit Danias verursachte am 16. Juli die große Niederlage der Griechen bei Petta. Dania fiel, Normann wurde verwundet, fast alle Philhellenen und die Hälfte des regulären

Regiments kamen um. Die Türken aber verfolgten ihren Sieg zunächst nicht, und die Stadt Missolunghi blieb noch ein Bollwerk der griechischen Freiheit.

Der Verlust bei Petta wurde entschädigt durch die Einnahme von Athen. Die Türken in der Akropolis starben Hungers und mußten capituliren; der österreichische, französische und niederländische Consul assistirten der Unterzeichnung des Vertrags, den die Griechen dennoch, wie immer, brachen, um die ausziehenden Türken schonungslos hinzumorden, am 10. Juli. Dieses Ereigniß bewog Churschid, den Dramali Pascha mit 20,000 Mann gegen Athen abzusenden. Derselbe zerstörte unterwegs die Stadt Theben und nahm das von den Griechen verlassene Akrokorinth ein, welches den Eingang nach Morea beherrscht. Schrecken ging vor ihm her. Die griechische Bevölkerung floh in Masse von Argos nach den Mühlen am Meere, um sich auf Schiffe zu retten. Aber während die Schiffe von Spezzia und Hydra sie nicht aufnehmen wollten, außer um eine ungeheure Geldsumme, wurden sie im Rücken von den Mainotten ausgeplündert, die damals noch Nauplia belagerten. Mahmud Pascha, den Dramali vorausgeschickt hatte, um Nauplia zu entsetzen, brachte zwar Vieh in die Festung, litt aber bald selbst Mangel, wagte keinen Angriff, zog sich endlich zurück und wurde von Ypsilanti, Kolokotronis und Nikitas verfolgt, die ihm schweren Verlust beibrachten. Dramali selbst wagte nicht, weiter vorzurücken. Seine Armee kam in dem verödeten Lande bald der Auflösung nahe; seine Arnauten ließen sich von Odysseus zum Abfall bewegen, und er selbst mußte abziehen. Churschid Pascha, dieser mißlungenen Entsendung und der Schätze von Jannina wegen, die er unterschlagen haben sollte, beim Sultan angeklagt, nahm Gift. Odysseus warf sich zum unabhängigen Dictator auf und ließ die zu ihm geschickten Commissäre der griechischen Regierung, Nuzzas und Palaskas, ermorden. Unterdeß erhielt die türkische Besatzung von Nauplia durch den Unterschleif der Griechen selbst noch eine Zeit lang Lebensmittel um hohe Preise. Die türkische Flotte unter

Kara-Mehemed hätte Entsatz bringen sollen, aber auch hier waltete nur Feigheit, Habgier und Unterschleif.

Im Jahr 1822 wurden die Aufstandsversuche in den noch nicht insurgirten Gegenden fortgesetzt, aber mit bejammernswerthem Erfolg. Am 22. März landeten Burnia und Logotheti auf der großen Insel Chios, Smyrna gegenüber, mit einer Freischaar von 2500 Mann, griffen die wenigen Türken auf der Insel an, die sich in ihre Festung zurückzogen, und verbrannten ihre Moscheen, zum Schrecken und Entsetzen der 100,000 griechischen Chioten, die ein harmloses, friedliches und gebildetes Völkchen waren, ein Gymnasium und Museum, eine Bibliothek und Druckerei besaßen, und sich unter dem türkischen Schutz bisher des Friedens und Wohlstandes erfreut hatten, daher die eingedrungene Räuberbande verabscheuten. Allein in Constantinopel unterschied man die Schuldigen und Unschuldigen nicht. Der Kapudan Pascha erhielt den Befehl, die Chioten zu strafen, und da hier eine so reiche Beute zu hoffen war, legte die türkische Flotte diesmal einen Eifer an den Tag, der von ihrer Versäumniß hinsichtlich der Verproviantirung Nauplias sehr abstach. Zugleich sammelte sich ein türkisches Heer von 30,000 Mann in Smyrna, und als man hörte, es gälte das reiche Chios zu plündern, brach am asiatischen Ufer die halbe Bevölkerung auf, um an dem großen Raubzuge Theil zu nehmen. Am 21. April landete das türkische Heer und verwüstete die ganze Insel (mit Ausnahme der s. g. Mastixdörfer, wo zum Privatvortheil des Sultans der Mastix gewonnen wurde) mit Feuer und Schwert. Noch bis in den Mai hinein dauerte das Morden, indem immer neue Raubhorden aus Asien hereinströmten, um Nachlese zu halten und die Versteckten aufzustöbern. Nur 15,000 Chioten entkamen zur See, 25,000 wurden abgeschlachtet, 45,000 als Sklaven verkauft. Das war die größte Greuelthat des ganzen Krieges, begangen an einer eben so unschuldigen, als schönen und edeln Race, die von der ganzen Revolution nichts wollte. — Aehnliche Greuel sah die Umgegend des Olymp in Thessalien. Hier ließ Ypsilanti durch einen gewissen Sala

Aufruhr predigen und die Armatolen folgten dem Rufe, angefeuert von Kara Tasso, der schon im vorigen Jahr eine Rolle gespielt hatte. Allein Abulabud Pascha rückte am 1. April mit 15,000 Mann von Saloniki aus, verjagte die schwachen Streitkräfte der Empörer und wüthete unter den wehrlosen Einwohnern. In Karia Veria allein wurden 4000 Christen ermordet. Der Pascha überließ die Hinrichtungen den Juden, die dabei alle erdenklichen Greuel begingen zur Rache für den Judenmord in Tripolizza. Namentlich marterten sie auch die Frau des tapfern Kara Tasso zu Tode.

Die Greuel von Chios fanden Rächer an den Inselgriechen. Die Hydrioten, Spezzioten, Psarioten segelten unter ihrem Nauarchen Miaulis der türkischen Flotte entgegen und am 18. Juni, als der Kapudan Pascha, Kara Ali, auf seinem großen Admiralschiff bei Nacht gerade den Eintritt des Bairamfestes (der muhamedanischen Ostern) feierte, zündete Kanaris von Ipsara ihm das Schiff mit einem Brander an. Die Griechen zeigten sich in der Kunst, mit Feuer auf dem Wasser umzugehen, ihrer Vorfahren würdig, bei denen einst das „griechische Feuer" so berühmt war. Unter einem Brander ist ein kleines, gewöhnlich altes und zu sonst nichts mehr taugliches Schiff zu verstehen, das man mit Pulver, Schwefel, Pech und anderem zäh brennenden Material anfüllt, das einige Männer bis dicht zu dem feindlichen Schiffe hinrudern, es an dasselbe befestigen, das Feuer entzünden und sich rasch auf einem dazu mitgenommenen Kahn wieder entfernen. Nur selten kann das große Schiff den Brander wieder los werden, ehe es selbst schon von den Flammen ergriffen wird. Das türkische Admiralschiff trug 2286 Menschen, von denen nur 180 davonkamen; den Kapudan Pascha selbst erschlug, als er eben in einen Kahn sich retten wollte, ein herabfallender Mast. Das geschah nahe bei Chios und hatte die traurige Folge, daß die wüthenden Türken nun auch über die Mastixdörfer herfielen und alle Griechen darin umbrachten. — Der neue Kapudan Pascha, Kara Mehemed, der die griechische Flotte bezwingen sollte, hegte die größte Angst vor ihr, ließ sich wirklich am 9. November wieder ein großes Schiff durch Kanaris in

Brand stecken, wobei 1100 Türken in die Luft flogen, und nahm dann die Flucht. Die griechischen Caper waren so verwegen, damals bis Aegypten zu streifen und auf der Rhede von Damiette 13 türkische Fahrzeuge wegzunehmen. — Auf der Insel Kreta brachen die Sphakioten im Jahr 1822 wieder hervor, wetteiferten aber mit den Türken nur, die wehrlosen Griechen des ebenen Landes auszuplündern, Unglückliche, von denen man damals sagte, sie leben zwischen Tiger und Panther. Die Sphakioten waren nicht besser wie die Mainotten, Sulioten, Armatolen einer so räuberisch und treulos wie der andre.

Am 21. Dezember 1822 ergab sich die Festung Nauplia, weil sie von der türkischen Flotte weder entsetzt noch mit Lebensmitteln versorgt wurde, an Kolokotronis und Nikitas, welche diesmal die Capitulation einhielten und die Türken zum erstenmal nicht abschlachteten. Kurze Zeit vorher waren 150 deutsche Philhellenen mit dem Griechen Kephalas angekommen, aber man hatte ihnen in Hydra und Kastri nicht einmal zu landen erlaubt. Es kostete Mühe, daß ihnen in Morea die Aufnahme gestattet wurde. Die griechischen Räuber wollten weder ihre kargen Lebensmittel, noch viel weniger ihre Beute mit Fremden theilen. Die Illusion der „Gebildeten," die im guten Deutschland für Hellas schwärmten, und die wirkliche Räuberwirthschaft in diesem Lande widersprachen sich aufs grellste, doch war das wieder nur eine von den vielen Unnatürlichkeiten der Zeit.

Im Westen hatte Omer Brione die Stellung Churschids behauptet und die Sulioten mit so viel Glück bekämpft, daß das Haupt der Bozzaris, der alte Nothi, den man dabei einer eigennützigen Handlungsweise beschuldigte, unter Vermittlung eines englischen Consuls die geliebten, einst so hochgehaltenen Heimathberge an die Türken verkaufte und sich mit dem Rest der Sulioten, 320 Mann, wieder nach den ionischen Inseln zurückzog, im September. Bald darauf brach Omer mit 10—12,000 Mann gegen Missolunghi auf. Dahin begab sich aber auch Maurokordatos und entwickelte in der Behauptung dieses Platzes eine ungemeine That-

kraft. Markos Bozzaris, der nirgends lange ruhig bleiben konnte, zog ihm, freilich nur mit 35 Mann zu Hülfe. Aber die Philhellenen Voutier, Normann (der bald darauf starb) ꝛc. trafen gute Vertheidigungsanstalten, und in Morea wurden Hülfstruppen gerüstet. Omer Vrione hätte die anfangs von nur 3—400 Mann vertheidigte Stadt im ersten Anlauf nehmen können, war aber eifersüchtig auf Jussuf Pascha, der die Stadt von der Seeseite einschloß. Beide unterhandelten, wem die Beute zufallen sollte, und unterdeß entschlüpfte sie beiden. Die Besatzung verstärkte sich durch Flüchtlinge, die von den ionischen Inseln weggeschickt wurden, und durch Moreoten. Der erste Sturm der Türken am 6. Januar 1823 wurde rühmlich abgeschlagen und am 12. zog Omer davon.

Als Maurokordatos nach Morea zurückkehrte, fand er keinen Dank, sondern mußte sich den Umtrieben und Gewaltthätigkeiten Kolokotronis durch die Flucht nach Hydra entziehen. Kolokotronis handelte im russischen Interesse, während Maurokordatos mehr Hoffnung auf England und Frankreich setzte. Im Laufe des Sommers machten die Inselgriechen eine Landung in Asien bei Senderli und plünderten und verbrannten türkische Dörfer, was aber die Türken gleich wieder durch Niederbrennung der griechischen Stadt Pergamus rächten. Ein Einfall des Jussuf Pascha von Thessalien her endete mit der Auflösung seiner Truppen, indem die Albanesen in seinem Lager sich empörten. Im Oktober aber brachte Omer Vrione wieder ein größeres Heer zusammen, bei dem sich namentlich viele tapfre Mirditen befanden, die als Christen keinen Anstand nahmen, gegen Christen zu fechten. Markos Bozzaris überfiel den türkischen Vortrab bei Nacht und mordete entsetzlich, verlor aber selbst sein Leben und wurde feierlich zu Missolunghi begraben. Ein Angriff auf dieses Bollwerk selbst erfolgte von Seiten Omers in diesem Jahre noch nicht. Dagegen schickte Mehemed Ali von Aegypten Truppen nach Kreta unter Mustapha Bey, der die Griechen bei Armurgeli schlug, 600 derselben (meist Weiber und Kinder) bald darauf in der Höhle von Stonarambella mittelst Rauch erstickte und 7000 andre in die Sklaverei schleppte. Am Ende des Jahres 1823

ergab sich Akrokorinth an Nikitas, der die Gefangenen wieder schonte. Eine einheitliche Regierung war in Griechenland nicht mehr vorhanden; jeder that, was er wollte. Daher geschah auch in diesem Jahre so wenig. Die Türken aber zeigten gleiche Indolenz.

Im nächsten Jahre 1824 kam in den Philhellenismus ein größerer Schwung, das westliche Europa fing an, die Griechen kräftiger als bisher zu unterstützen, und zugleich begann das diplomatische Spiel um Griechenland. Auf dem Congreß von Verona und während der Pacification Spaniens waltete das Princip der Legitimität in solcher Strenge, daß die Griechen als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn, den Sultan, von allen christlichen Mächten, selbst von Rußland im Stich gelassen waren. Auch England that nichts. Der englische Lord-Oberkommissär auf den ionischen Inseln, Maitland, ein Mann von abschreckender Häßlichkeit und ein hochfahrender Aristokrat, that den Griechen überall Abbruch. Hätte der Sultan um diese Zeit seine Kräfte angestrengt, so würde er den ermattenden Aufruhr in Griechenland besiegt haben. Er wartete aber unklugerweise, bis die Griechen wieder Beistand von außen erhielten, und ließ Milde walten, ohne Zweifel in der Absicht, den russischen Zorn zu versöhnen. Er setzte neue Hospodare in der Wallachei und Moldau ein, die Fürsten Ghika und Sturdza, ließ den neuen Patriarchen Eugenios, der 1822 starb, mit großem Pompe begraben und die türkischen Banditen, die ferner noch friedliche Griechen in der Hauptstadt mordeten, hinrichten. Am 1. März 1823 verzehrte ein großer Brand in der Hauptstadt 12,000 Häuser. Rußland hielt noch Frieden, aber Kaiser Alexander ließ durch den Grafen Nesselrode den übrigen Großmächten vorschlagen, Griechenland unter vier Hospodare zu vertheilen und in ein Verhältniß zur Pforte zu setzen, gleich dem, in welchem sich die beiden Donaufürstenthümer befanden. Die Großmächte zeigten sich indeß nicht geneigt, darauf einzugehen, sie hielten einstweilen noch an der Legitimität des Sultans fest und hatten sich damals noch nicht in die Frage vertieft, wie sich wohl der Widerspruch zwischen der Nothwendigkeit, dem russischen Uebergewicht im Orient entgegenzuwirken,

und der Christenpflicht, die Griechen vom Türkenjoche zu befreien, würde lösen lassen. Dagegen nahmen die Bevölkerungen die Frage auf. In Deutschland hatte eine warme Begeisterung für das alte Hellas schon viele unglückliche Philhellenen dorthin, wenn auch nur ins Verderben getrieben. Jeder Zeitgenosse weiß, daß der Philhellenismus in Deutschland das Motiv der Kreuzzüge nicht hatte. Nicht um den Christen gegen die Muhamedaner zu helfen, zogen die Philhellenen aus, sondern lediglich aus Schwärmerei für das antike, heidnische Griechenland. Die meisten aber waren Abenteurer, die entweder um jeden Preis eine Thätigkeit suchten, oder die ihre Laufbahn in der Heimath verfehlt sahen (wie Normann). Die gebildete Classe in Deutschland, die für die Griechen schrieb, sang und Geld sammelte, war eben so wenig christlich, sondern nur antik heidnisch begeistert. Es ist zu verwundern, wie sehr ihr jede Einsicht in den wahren Zustand des griechischen Klephten- und Primatengesindels mangelte, wie sie, auch wo sie sehen mußte, nicht sehen wollte und sich selbst belog. In England hatte der Philhellenismus eine praktischere Seite. Die Engländer wollten den Einfluß im Orient wenigstens mit den Russen theilen, wenn sie die Russen nun doch nicht verhindern konnten, welchen zu üben. Auf britischem Boden regte Bowring seit 1823 das Mitleid an. Maitland war eben gestorben, man sah nicht mehr durch seine Brille. Man hielt Meetings zum Besten der Griechen.

Als nun im Anfang des Jahres 1824 die von Argos versprengten Mitglieder der Regierung und des gesetzgebenden Körpers sich wieder zusammenfanden und Abgeordnete nach London um Geldhülfe schickten, fanden diese die englischen Capitalisten geneigt zu einer Anleihe von 800,000 Pfund Sterling. Kaum langte die Nachricht davon in Griechenland an, so stand die vorher verachtete und mißhandelte Regierung gleich wieder im besten Credit, und Kolokotronis sowohl, wie die Mainotten, trachteten nur, das neue Geld listig in ihre Taschen zu leiten. Kolokotronis hatte noch Nauplia im Besitz, er überlieferte es jetzt der Regierung gegen 25,000 Piaster. Die kürzlich mit ihm verschwiegerte Frau Bobo-

lina hatte übrigens die Zeit benutzt, um Nauplia auszubeuten, ja sie hatte sogar die Kanonen von der Festung weg verkauft. Ehe noch die Anleihe flüssig wurde, kam der berühmte englische Dichter, Lord Byron, mit eigenem Geld und Waffen als Philhellene an und landete in Missolunghi. Hier hatte Maurokordatos eben aufs neue Anstalten getroffen, um dem befürchteten neuen Angriff der Türken zu begegnen, aber weil ihm Geld fehlte, konnte er die Truppen nicht befriedigen, die ihn verlassen wollten. Da half Byron aus, über den die tapfern Hellenen wie Harpyen herfielen. Der Lord nahm die Sulioten in seine Dienste, kaum aber hatten sie die reiche Löhnung, so gehorchten sie ihm nicht, ermordeten einen deutschen Philhellenen und belagerten den Lord, als er sie entließ, in seinem eigenen Hause, bis er gezwungen war, ihnen noch 3000 spanische Thaler zu zahlen, damit sie nur abzögen. Der Unmuth und das Clima zogen ihm ein Fieber zu, an dem er am 19. April starb, nachdem er nur drei Monate lang in Missolunghi gewesen war. Dieser wunderbare Lord war erst 37 Jahre alt, erzogen in der Ueppigkeit seines Standes und dennoch der glühendste Schwärmer für Völkerfreiheit, ein Britte und doch ein Atheist; ein Dichter, wie es keinen zweiten so hohen Geistes im neunzehnten Jahrhundert gegeben, und doch durch und durch unnatürlich. Eine solche Erscheinung kann man aber nicht zufällig nennen. In seinem Geist reflectirt sich die Unnatur der ganzen Zeit mit dem Ekel, den sie einer poetischen Seele einflößen mußte, ohne daß er die Kraft besaß, sie in sich selbst zu überwinden. Auch sein Tod war nichts Zufälliges. Die Unnatur auf der höchsten Geistesstufe mußte untergehen im Kampf mit dem Natürlichen und Gemeinen auf der niedrigsten Stufe, dem Schmutz der Neugriechen. Indem er starb, rollte Gottes gewaltiger Donner in einem schauerlichen Gewitter über Missolunghi.

Mit Byron war der englische Oberst Stanhope gekommen, der zu Odysseus ging, um ihn zum energischen Kampf gegen die Türken zu bewegen. Der listige Odysseus täuschte ihn völlig, gab sich das Ansehen eines gutherzigen Barbaren, der aufrichtig nach

Bildung strebe, lockte ihm aber nur seine Vorräthe ab und lachte ihn hinterdrein aus. Stanhope wurde nach England zurückberufen. Odysseus ging sofort nicht nur zu den Türken über, sondern machte auch mit ihnen vereinigt einen Raubeinfall ins griechische Gebiet. Guras hielt ihn auf und Odysseus, dem bange wurde, die Türken könnten doch am Ende seinen Kopf dem Sultan schicken, lief wieder zu den Griechen über. Aber Guras ließ ihn festnehmen und am 17. Juni hinrichten. Seine Schätze wurden in einer unzugänglichen Höhle am Berg Parnassus noch lange von seiner Familie vertheidigt, endlich aber gegen eine Amnestie der griechischen Regierung ausgeliefert.

Auf Guras gestützt konnte Kolettis, der durch seinen Geist die Regierung energischer leitete, als es bisher Maurokordatos vermocht hatte, einen andern Verräther, den Kolokotronis stürzen. Da derselbe wieder offenen Aufruhr erhob und die Seinigen Dörfer plünderten, rückten die Regierungstruppen gegen ihn aus. Sein Sohn Panos fiel in einem Gefecht, er selbst wurde gefangen und nach Hydra in ein Kloster geschickt. Im August setzte sich die Regierung mit dem neuen englischen Minister Canning in Verkehr und erhielt von ihm die erste freundliche Note.

Mittlerweile hatten die Türken einen großen Schlag vor. Die Aegypter hatten bereits Kreta besetzt, mordeten von hier aus die Insel Kossos grausam aus und schickten eine große Flotte dem Sultan zu Hülfe. Der neue Kapudan-Pascha, Chosref, überfiel plötzlich am 3. Juli 1824 die Insel Ipsara, landete unbemerkt Truppen und griff die Stadt von hinten an. Die Insulaner retteten sich zum Theil zu Schiffe, der Rest aber sprengte sich im Fort Nicolas mit den stürmenden Türken zugleich in die Luft oder stürzte sich ins Meer. Wie es dabei herging, mag man aus dem einzigen Zug erkennen, daß eine 50jährige Tante des Kanaris zwei englische Meilen weit im Meere schwamm, bis sie ein Schiff erreichte. Aber Kanaris rächte seine Vaterstadt, denn schon am 15. Juli überfiel er mit der griechischen Flotte die türkische beim Cap Liminari und zerstörte theils unmittelbar, theils dadurch, daß er sie an die felsigen Küsten trieb, nicht weniger als 23 türkische Schiffe

mit Mann und Maus. Da unterdeß ein Theil der griechischen Anleihe flüssig geworden war und die Inselgriechen Geld erhielten, zeigte sich ihre Flotte doppelt eifrig und überfiel die türkisch-ägyptische Flotte abermals bei Samos, am 17. August, wo sie ihr drei große Schiffe verbrannte. Später verbrannte Miaulis ein großes tunesisches Schiff und wurden noch viele kleinere genommen und scheiterten.

Hatte der Sultan bisher aus Rücksicht auf Rußland, oder wegen der leidigen Oligarchie der Paschas, die selbst immer unter einander uneinig und stets von Aufständen der soldgierigen Truppen bedroht waren, die Macht nicht in Bewegung gesetzt oder setzen können, die den griechischen Aufstand bewältigt hätte; so glaubte Mehemed Ali von Aegypten, der Halbheit oder Schwäche der hohen Pforte zu seinem eigenen Nutzen nachhelfen zu müssen. Er hatte nichts Geringeres im Sinn, als das türkische Reich, wenn etwa der Sultan und die Familie Osman gestürzt würde, zu erben. Seine Macht im Süden war fest gegründet. Er wollte jedenfalls den Süden der europäischen Türkei nicht fahren lassen und seine Hand bei Zeiten darüber decken. Da seine Flotte allein gegen die griechische nicht ausreichte, schickte er nunmehr unter seinem angenommenen Sohn, Liebling und präsumirten Thronfolger Ibrahim eine Landarmee von 17,000 Mann nach Morea. Diese Truppen waren keine Räuberhorden wie die Albanesen, sondern auf europäische Art eingetheilt und exercirt, kleine schwarze Kopten oder Neger in rothen Uniformen, affenartig, aber sehr tüchtig. Am 23. Februar 1825 landete Ibrahim bei Modon. Die Griechen bildeten sich ein, weil sie schönere Leute seyen, als die Aegypter, sie leicht besiegen zu können, und die Regierung hatte diesmal alle Klephtenbanden zusammengebracht, so daß die Armee 5—6000 Mann stark war, angeführt von Kosta Bozzaris (Bruder des Marko), Tzavellas, Karaiskakis, Kara Tasso 2c. Aber beim ersten Angriff wurden sie von den wohldisciplinirten Aegyptern wie Spreu auseinandergejagt und verloren 600 Todte. Nun schritt Ibrahim zur Belagerung von Navarin und nahm durch Ueberfall die Insel

Sphakteria, die vor derselben liegt. Von hier konnte sich Maurokordatos nur wie durch ein Wunder retten. Miaulis aber überfiel seinerseits die ägyptische Flotte bei Modon und zerstörte ihr 20 Schiffe, darunter eine große Fregatte. Dann zog er gegen die türkische Flotte unter dem Kapudan-Pascha aus, der gegen Missolunghi segelte, und zerstörte ihr ebenfalls eine schöne große Fregatte. Dagegen wurde ein griechisches Schiff von Hydra durch einen türkischen Sklaven in Brand gesteckt und in die Luft gesprengt. Zur Rache schlachteten die Hydrioten 200 türkische Gefangene ab.

Navarin fiel im Mai und Ibrahim begann Streifzüge ins Innere von Morea. In dieser Noth vergaßen die Griechen ihren Hader und Kolokotronis wurde zurückgerufen. Es gelang ihnen, ein Corps Aegypter in Arkadien zu schlagen. Aber sie verbrannten die Stadt Tripolizza, weil sie sich nicht stark genug fühlten, sie zu vertheidigen. Ibrahim verbrannte Argos und kam bis vor Nauplia, fürchtete aber, wenn er sich hier zu lange aufhielte, im Rücken gefaßt zu werden, und kehrte wieder um. Seine Thätigkeit beschränkte sich darauf, von Modon aus Raubzüge zu machen, was freilich dem großen Zwecke seiner Sendung nicht entsprach. Aber Mangel an Lebensmitteln und das Terrain erschwerten außerordentlich jede dauernde Besetzung Moreas in allen seinen Richtungen. Jede einzelne Besatzung wäre beständig bedroht gewesen. Ibrahim mußte seine Truppen möglichst zusammenhalten.

In derselben Zeit schickte der Sultan seinen Liebling und Großvezier Redschid Pascha mit großer Macht gegen Missolunghi. Redschid war ein armer Sclave aus Georgien, hatte sich aber durch Schönheit und Geist emporgeschwungen. Er kam nach Jannina, gewann die bisher immer schwierig gewesenen Arnauten- und Armatolenchefs durch Geld und Versprechungen und zog vor Missolunghi am 25. April 1825. Der Kapudan-Pascha, Chosref, sollte ihn von der Seeseite her unterstützen, floh aber vor Miaulis eiligst davon. Die Stadt lag am Meere an einer sumpfigen Ebene und war auf der Landseite nur durch einen Erdwall und doppelte Gräben geschützt. Die Griechen hatten diesmal 5000 Mann darin,

viele Armatolen, auch den Rest der Sulioten unter dem alten Nothi Bozzaris, Tzavellas, Karaiskakis ꝛc. Sie vertheidigten sich musterhaft, schlugen jeden Sturm ab und sprengten viele Türken wiederholt durch Minen in die Luft. Der ergrimmte Sultan befahl nun, die Stadt um jeden Preis zu nehmen, und so mußte auch Ibrahim, der im Oktober Verstärkungen aus Aegypten erhielt, sein Hauptquartier nach Patras verlegen, um von hier aus mit gegen Missolunghi zu operiren. Im Januar 1826 setzte er über und schloß sein Lager dem Redschid Paschas vor der Stadt an. Trotzdem gelang es immer noch Inselgriechen und Joniern, heimlich zu Wasser Lebensmittel in die Stadt zu bringen. Ibrahim und Redschid waren uneins, was die Energie der Belagerung lähmte. Die Griechen ließen noch immer Minen springen und machten glückliche Ausfälle. Tzavellas tödtete bei einem solchen Ausfall am 6. April gegen tausend Aegypter. Allein die Stadt wurde von allen Seiten immer mehr eingeschlossen und durch Kähne, die Ibrahim überall in den seichten Sümpfen vertheilte, wurde die Zufuhr auch von der See her gänzlich abgeschnitten. Da zwang der Hunger die Besatzung in der Nacht des 2. April, heimlich auszuziehen, und es gelang ihr wirklich, durch einen raschen Ueberfall der feindlichen Schanzen sich einen freien Weg zu bahnen. Im Allarm aber mißverstanden die vielen Zurückgebliebenen die Befehle, glaubten es sey zum Rückzug in die Batterien commandirt und stürzten in die leere Stadt zurück, meist Weiber und Kinder. Mit ihnen die Türken und Aegypter, die alles mordeten und sich unter einander selbst um die Beute schlugen. Durch Sprengung des Pulvermagazins kam eine große Menge von ihnen um. Gerettet hatten sich 1800 Mann mit 200 Weibern.

Die Griechen begannen zu verzagen und suchten ängstlich auswärtigen Schutz. Kolokotronis hoffte auf die Russen, Maurokordatos auf England, Kolettis aber ließ sich durch einen französischen Agenten bethören, seinen Landsleuten den Herzog von Orleans zum Regenten vorzuschlagen, dessen unermeßliches Vermögen allerdings für Griechen die beste Lockspeise war. Die Anleihe nämlich zog

nicht mehr, die Griechen wurden für ihre Habgier und Betrügerei durch noch größere Meister in diesen Lastern, die Nordamerikaner, bestraft. Die Häuser Roy Bayard und Howland in New-York hatten es übernommen, zwei Fregatten für die Griechen auszurüsten, lieferten aber nachher die Schiffe nicht außer gegen enorme Nachbezahlungen und bekamen Recht beim Congreß, der eine Fregatte an Zahlungsstatt zurückbehielt, obgleich bereits 200,000 Pfund Sterling von der griechischen Anleihe dafür bezahlt worden waren. Ebenso betrog ein gewisser Galloway das englische Philhellenen-Comité bei Lieferung schlechter Dampfschiffe, die der englische Lord Cochrane, ein geübter Seeheld, den Griechen zuführen sollte, und auch diese Summe mußte von der Anleihe bestritten werden, so daß von derselben kein Geld mehr für die soldgierigen Räuber in Morea übrig blieb.

Schlechter hatte die Sache Griechenlands nie gestanden; allein der Tod des Kaiser Alexander und das energische Vorgehen seines Nachfolgers gegen die Türkei machte ein Einschreiten der andern Großmächte gebieterisch nothwendig und Griechenland wurde ein Spielball der Diplomatie.

Sechstes Buch.

Canning und Nicolaus.

In England herrschte nach dem Sturze Napoleons immer noch dem Namen nach der eingesperrte, alte wahnsinnige König Georg III., die Regierung wurde aber von seinem Sohn und Nachfolger, dem Prinz-Regenten Georg geleitet, einem Herrn von würdevollem Anstand, aber üblen Sitten, der nur s. g. noble Passionen hatte und sich deshalb ganz den Tories, d. h. der Partei der extremsten Aristokratie, hingab.

Die Aristokratie in England war im unbestrittenen Besitz der Macht. Der König durfte nicht wagen, eine andere Meinung zu haben als seine Minister. Die Minister gingen aber aus der Mehrheit des Parlamentes hervor und das Parlament wurde ausschließlich von der Aristokratie zusammengesetzt. Im Oberhause saßen die reichen Herzoge, Lords und (reformirte) Bischöfe; im Unterhause hätten eigentlich unabhängige Bürger sitzen sollen, allein die Wahlen hingen größtentheils von alten, zum Theil kleinen und ganz verrotteten Ortschaften ab, die Eigenthum der Pairs waren

(während neue und sehr große Fabrikstädte gar nicht vertreten waren), und da nun der englische Adel streng an der Primogenitur hält und dem Erstgebornen allein das ganze Erbe überlassen bleibt, trug man Sorge, die nachgebornen, mithin vermögenslosen Söhne, die auch nur bürgerliche Namen tragen durften, als Mitglieder des Unterhauses unterzubringen, und somit beide Häuser zu beherrschen. Die wenigen Mitglieder des Unterhauses, die nicht von der Aristokratie gewählt wurden, bildeten eine einflußlose Minderheit oder wurden, wenn sie großes Talent besaßen, zu hohen Aemtern befördert und in die Aristokratie aufgenommen. Das Parlament war also durch und durch aristokratisch. Man unterschied aber innerhalb der Aristokratie selbst zwei Parteien, die Tories, die das Volk verachteten und niederhalten wollten, die Whigs, die es schonen und zu seinem Besten leiten wollten.

Die Whigs hatten sich durch ihre Sympathien für die französische Revolution geschadet, im großen Kampf gegen Napoleon waren die Tories ans Ruder gekommen, vom Nationalhaß der Engländer getragen. Mancherlei Noth hatte das Volk während der Kriegszeit, als in einem Ausnahmszustand, geduldig ertragen. Erst nach dem Frieden wurde der Druck der Tories fühlbarer. Das Ministerium stand unter der Oberleitung des berühmten Feldherrn, Herzog von Wellington, der als Soldat an Gehorsam gewöhnt war und denselben forderte, und des berühmten Diplomaten Lord Castlereagh, den ohne Zweifel das glänzende Beispiel des Fürsten Metternich blendete und der gern als zweiter europäischer Kutscher zu ihm auf den Bock saß, um die Völker am langen Seile zu lenken. Beide, Wellington und Castlereagh, lebten noch in der Erinnerung der großen Kriege und der damaligen Allianzen fort und waren grundsätzliche Feinde jeder Bewegung zur Freiheit, die in die alten Revolutionsgreuel zurückführen konnte. Waren sie nun auch durch die parlamentarischen Formen gebunden und durch die englische freie Presse überwacht, und mußten sie zuweilen das Sonderinteresse Englands den vier großen Continentalmächten gegenüber wahren, so thaten sie das doch immer nur auf eine laue

und dem Liberalismus feindliche Weise. Sie begnügten sich in Bezug auf die Gewaltmaßregeln, welche die Großmächte auf den Congressen gegen Italien und Spanien beschlossen, nur formell das Princip der Nichtintervention durch einen Protest zu wahren, ohne der Ausführung jener Beschlüsse irgendwie ernst entgegenzutreten.

Zugleich waren diese Minister als Mitglieder der hohen englischen Aristokratie persönlich bei einer Menge von Maßnahmen in Bezug auf innere Politik, namentlich in Bezug auf die Besteurung interessirt und lenkten in diesem Sinn das Parlament oder waren mit seiner Mehrheit vollkommen einverstanden, gleichsam verschworen zum Schaden des Volks. Die Lords, im Besitz des Grund und Bodens, trachteten ihr Korn so theuer als möglich zu verkaufen, hemmten daher die Einfuhr des fremden Getreides durch eine Kornbill 1815, und verweigerten die Grundsteuer 1816, während der bürgerliche Gewerbestand sein Brod theuer bezahlen mußte und in der Besteuerung nicht erleichtert wurde. Aber nicht einmal dem Landvolk kamen diese Maßregeln zu Gute, sondern nur den reichen Gutsbesitzern, die ihren Pächtern hohe Pachte auferlegten. Die ganze Gesetzgebung war nur auf den Vortheil der Lords bedacht. Das gemäß der Kornbill von den Lords zu theuer verkaufte Brodkorn konnten die armen Fabrikarbeiter bei der Niedrigkeit der Löhne nicht mehr kaufen. Daher brachen überall Theurungsunruhen und Arbeiteraufstände aus. An vielen Orten wurden die Kornwucherer angefallen und ihrer Vorräthe beraubt, an andern die Fabriken zerstört, deren Besitzer den Arbeitslohn nicht hatten erhöhen wollen. In den großen Fabrikstädten Manchester, Birmingham &c. verfuhr das Volk gesetzlicher und berieth in großen Versammlungen. Am 2. Dezember 1816 fand eine solche Versammlung auch auf der weiten Wiese von Spafields bei London statt, geleitet von dem Demagogen Hunt, einem Verkäufer von Stiefelwichse. Ein großer Volkshaufe zog hierauf mit dreifarbigen Fahnen in die City (Altstadt von London) und plünderte einen Waffenladen, wurde aber ohne viele Mühe vom Militär auseinandergesprengt. Es gab nämlich in England damals viel mehr Militär als gewöhn-

lich. Man hatte die im Kriege benutzten Regimenter noch nicht aufgelöst; der Prinzregent und die Lords sahen im Heer ein sicheres Mittel ihrer Herrschaft gegenüber jeder Opposition. Das Ministerium verlangte vom Parlament die provisorische Suspension der Habeas-Corpus-Acte (das Bollwerk der persönlichen Freiheit in England), um gegen die Ruhestörer rasch und mit möglichster Willkür einschreiten zu können, und das Parlament gab nach. Nur wenige Stimmen, darunter die des Sir Francis Burdett, sprachen kraftvoll für das Volk (im Februar 1817). Die Folgen waren zahlreiche Verhaftungen unter den Arbeitern. Die von Manchester hielten eine neue große Volksversammlung und wollten nach London ziehen, wurden aber durch Militär auseinandergejagt. Im folgenden Jahr war alles ruhig und die Habeas-Corpus-Acte wurde wiederhergestellt. Aber die Unzufriedenheit dauerte fort.

Fuhren die Minister stolz über die Köpfe des Pöbels hinweg, so handhabten sie auch nach außen ihre Macht. Die Barbaresken oder nordafrikanischen, mit der Türkei nur noch im losesten Zusammenhange stehenden, von selbständigen Deys regierten Raubstaaten Algier, Tunis und Tripolis waren damals so frech geworden, daß sie, wie schon berichtet, selbst in die Nordsee eindrangen. Am meisten aber litten unter ihren Räubereien die italienischen Staaten, als die schwächsten. Ihrer nahm sich nun England an und eine Flotte unter Lord Exmouth erzwang von allen drei Barbaresken die Zurückgabe der christlichen Gefangenen, im Frühjahr 1816. Kaum aber war er wieder fortgesegelt, als an der Küste von Bona (zu Algier gehörig), die christlichen, meist maltesischen Korallenfischer, die seit alter Zeit das Recht genossen, hier Korallen einzusammeln, plötzlich von den Eingebornen überfallen und zu Sklaven gemacht wurden, die Mannschaft von etwa 300 kleinen Schiffen. Sogleich erhielt Exmouth Befehl, umzukehren und den Frevel zu rächen. Der edle Lord legte sich nun vor Algier, verbrannte (27. August) die ganze Barbareskenflotte, die dort im Hafen lag, und die Magazine, worauf der Dey alle Gefangenen frei und für alle Verluste Entschädigung gab.

Der Prinzregent verfolgte damals einen großen Plan. Er wollte nämlich seine einzige Tochter Charlotte mit dem Prinzen von Oranien, ältestem Sohn des Königs der Niederlande, vermählen. Da in England die weibliche Nachfolge gilt, würden Charlottens Nachkommen England und die Niederlande vereinigt haben. Allein die Heirath kam nicht zu Stande, weil, wie es heißt, Charlottens Mutter, die mit dem Prinzregenten in Zwietracht lebende Prinzessin Karoline, es nicht erlauben wollte, in Wahrheit aber wohl, weil eine Verstärkung der englischen Marine mit der niederländischen den Interessen der Continentalmächte zu sehr widersprach, um nicht bedenkliche Zerwürfnisse herbeizuführen. Charlottens Bräutigam wurde nun der schöne Prinz Leopold von Sachsen-Coburg. Die Vermählung erfolgte 1817, aber Charlotte starb noch im Spätjahr. Da nun Mangel an Thronfolgern war, heiratheten die Brüder des Königs, die Herzoge von Clarence, Kent und Cambridge, obgleich sie nicht mehr jung waren, noch in aller Eile, worüber die englische Presse ihren Spott ausschüttete. Der erstere blieb kinderlos; dem zweiten, Eduard von Kent, vermählt mit Prinzeß Victorie, Schwester des Prinzen Leopold von Coburg, wurde 1819 die Prinzeß Victorie als Thronerbin von England geboren. Der dritte Bruder, Georg von Cambridge, bekam einen einzigen Sohn, Georg. Zwischen dem Herzoge von Kent und Cambridge stand als vierter Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland in der Mitte, für den die Thronfolge im Königreich Hannover bestimmt war. Ein fünfter Bruder, Herzog von Sussex, war nur morganatisch vermählt.

Im Jahr 1819 trug Francis Burdett das erstemal im Unterhause auf eine Parlamentsreform an, die darin bestehen sollte, daß neben dem adeligen Grundbesitze auch das bürgerliche Gewerbe vertreten würde. Es war der Beginn eines großen, noch jetzt fortdauernden Kampfes nicht bloß der unvertretenen großen Städte gegen den allein vertretenen Landadel, nicht bloß der Industrie gegen den Ackerbau, sondern auch der Armen gegen die Reichen. Burdetts Antrag wurde, wie zu erwarten war, von der aristo-

kratischen Mehrheit verworfen. Dies wirkte auf das Volk zurück, die getäuschte Hoffnung weckte Grimm und die Folgen waren neue Bewegungen unter den Arbeitern. Hunt veranlaßte eine große, von 60,000 Menschen besuchte Volksversammlung bei Manchester, am 16. August, aber die Regierung befahl deren Auflösung, und als sich die Massen nicht fügten, mußte Militär einhauen, wobei 4—500 Personen getödtet oder verwundet wurden. Man hielt diesen Ueberfall für unberechtigt und grausam, das Volk blieb aber in den Schranken des Gesetzes und verhielt sich ruhig. Nur auf gesetzlichem Wege, nur durch Reform hoffte es zum Ziel zu gelangen. Für die Volkspartei kam in dieser Zeit der Name der Reformers, Radicalreformers oder Radicalen auf. Es ist merkwürdig, daß damals auch schon communistische Theorien im englischen Volk umgingen, wie erst viel später wieder in Frankreich. Ein gewisser Spencer, der schon gestorben war, hatte seinen Anhängern, den s. g. Menschenfreunden, die Lehre hinterlassen, aller Grund und Boden gehöre dem Volk und müsse von Rechtswegen unter das Volk gleich vertheilt werden. Das Ministerium schritt gegen die Unruhen wieder, wie vor zwei Jahren, mit großer Strenge ein und ließ viele Personen verhaften.

Am 29. Januar 1820 starb der alte König und der Prinzregent bestieg als Georg IV. den Thron. Wenige Wochen nachher wurde ein gewisser Tistlewood, Hunts Anhänger, ein lüderliches Subject, verhaftet, weil er eine Verschwörung gegen die Minister eingeleitet hatte, die allesammt bei einem Mittagsmahl ermordet werden sollten. Nach kurzem Prozeß wurde er mit vier Mitschuldigen am 1. Mai hingerichtet. Im April waren wieder die Arbeiter in Glasgow unruhig, wurden jedoch durch Truppen im Zaum gehalten.

Unmittelbar nach dem Prozeß, den man dem Pöbel gemacht, beging der König die auffallende Unbesonnenheit, nun auch gleichsam der Krone selbst einen Prozeß anzuhängen, indem er öffentlich seine Gemahlin Karoline als Ehebrecherin anklagen und vor Gericht ziehen ließ. Die Majestät konnte nicht tiefer beschimpft,

die Ehrfurcht des Volkes vor der Dynastie auf keine gefährlichere Probe gestellt werden. Die Königin war schon früher einmal (1806) desselben Verbrechens angeklagt, aber freigesprochen worden. Das Volk hatte in seiner Haltung ungleich mehr Tact bewiesen als die Krone, indem es für die angeklagte Dame Partei ergriff, nicht als ob es sie für unschuldig gehalten hätte, sondern weil sie die hohe Dame war, deren Schwächen besser verschwiegen blieben. Der König schadete sich in der öffentlichen Meinung unendlich, indem er den häßlichen Prozeß nun wieder erneuerte, ein Verfahren, das ihm um so weniger ziemte, als er sich eigene Untreue und lasterhaftes Leben vorzuwerfen hatte *) und die Königin nur durch sein unwürdiges Betragen gegen sie so weit heruntergebracht hatte. Karoline hatte im Jahr 1814 England verlassen und, getrennt von ihrem Gemahl, auf Reisen zugebracht. Sie war in Neapel **), Griechenland, selbst im h. Lande gewesen, hatte sich aber am längsten und liebsten in Italien aufgehalten, insbesondere in einer Villa am Comersee. Ein gemeiner Italiener, Pergami, hatte sich vom Kammerdiener zum Ritter und Großmeister eines von ihr gestifteten Ordens erhoben und lebte mit ihr auf eine scandalöse Weise. Außerdem hatte sie einen schönen Knaben bei sich, von dem sie sich nie trennte. Sie nannte ihn Wilhelm Austin, und es soll ihr Sohn von Sidney Smith gewesen seyn. Nach des alten Königs Tode kam nun Karoline nach England zurück, um als Königin an den Ehren Theil zu nehmen, die ihrem Gemahl widerfuhren. Das wollte nun aber der König um keinen Preis dulden und darum fing er den Prozeß an. Als die Königin

---

*) Als Wellington nach dem Siege bei Waterloo das erstemal wieder nach London kam, empfing ihn Georg IV. mit den Worten: „Wellington, o Wellington, Wellington! Wie stehts? Ich meine nicht die Politik, der Teufel hole die Politik! Wie gehts mit den Damen, mit den Damen, wie?

**) In Neapel traf sie damals noch Murat als König, hielt sich einige Zeit an seinem Hofe auf und machte sich lächerlich, indem sie (die damals schon 47 Jahr alt war) in phantastischen Costümen auftrat und unter andern einmal als „Muse der Geschichte“ den armen Murat mit Lorbeern krönte.

landete, am 4. Juni, wurde sie trotz der Befehle des Königs, der jeden feierlichen Empfang untersagt hatte, vom Volk mit unermeßlichem Jubel, dem Geläute aller Glocken, Ehrenwachen, Deputationen und Illuminationen begrüßt. Ihr Zug von Dover nach London war ein Triumphzug. Eine unermeßliche Menschenmenge umwogte sie auf dem ganzen Wege und wünschte ihr Glück. In London stieg sie im Hause des Aldermann Wood ab und zeigte sich dem jubelnden Volk auf dem Balkon. Jeder, der an ihrem Hause vorüberging, wurde gezwungen, den Hut abzunehmen. Den Ministern warf man die Fenster ein.

Inzwischen war der Prozeß eingeleitet, und am 27. August erschien die Königin vor den Schranken der Pairs. Man hatte aus Italien und Deutschland Kellner und Mägde der Gasthöfe, in denen sie logirt, mit großen Kosten kommen lassen, um gegen sie zu zeugen. Aber der Vertheidiger der Königin, der große Rechtsgelehrte Brougham, schüchterte diese Zeugen dergestalt ein, daß sie lieber nichts zu wissen erklärten, und in London selbst herrschte eine so furchtbare Aufregung unter dem Volke, daß die Pairs sich genöthigt sahen, am 10. November die Anklagebill zu vertagen, d. h. zurückzunehmen. Das Volk veranstaltete sogleich eine allgemeine Illumination der Stadt und zwang alle Minister, ihre Hotels gleichfalls zu beleuchten. Dadurch noch mehr in ihrem Trotz bestärkt, blieb die Königin in London, zu ihrem Verderben. Sie vergaß, daß sie nach dem, was vorgefallen war, den König stürzen oder ihm weichen mußte. Sie war es auch dem Volke schuldig, das ihre Ehre so glänzend gerettet hatte, sich nun dankbar zurückzuziehen. Statt dessen blieb sie und machte darauf Anspruch, als der König sich krönen ließ, mitgekrönt zu werden. Am 19. Juli 1821 fand die Krönung des Königs statt; die Königin in vollem Putz fuhr in einer sechsspännigen Kutsche vor die Westminster-Abtei, wo die Ceremonie eben begann, wurde aber vom Gefolge des Königs zurückgewiesen. Sie blieb eine halbe Stunde und drang vor alle Thüren, aber immer mit demselben unglücklichen Erfolg und mußte endlich zurückfahren. Wenige Tage nach

diesem ungeheuren Skandal starb sie, wie es hieß, an einem kalten Trunk im Theater Drurylane, am 7. August. Die Regierung wollte die Leiche ohne Aufsehen nach Harwich schaffen lassen, ohne daß der Zug durch Londons Straßen führe. Aber das Volk erzwang einen feierlichen Leichenzug mitten durch London und sperrte den von der Regierung bestimmten Weg mit Barikaden. Unter dem Geschrei, „hier kommt die Königin, die gemordete Königin!“ wollte das Volk die Leiche vor den Palast des Königs selbst tragen, aber es wurde theils durch einen Angriff des Militärs, wobei wieder Blut floß, theils durch vernünftige Vorstellungen der Constabler verhindert. Von Harwich wurde die Leiche zur See gebracht und in dem Erbbegräbniß zu Braunschweig beigesetzt, denn die unglückliche Königin war die Tochter des unglücklichen Ferdinand von Braunschweig, der bei Jena, und Schwester des unglücklichen Wilhelm, der bei Quatrebras die Todeswunde empfing.

Der König war bei dem Begräbniß der Königin gar nicht in London anwesend. In dem Augenblick, in dem sie erkrankte, machte er ganz unerwartet eine Reise nach Irland. Die Iren empfingen einen so seltenen Besuch mit kindischer Freude und glaubten, der gute König komme endlich, ihre Leiden zu mildern. Aber Georg IV. hatte nur London entfliehen wollen, es war ihm ganz gleichgültig, wohin er ging. Auch blieb er nur, bis die Königin glücklich als Leiche über Meer geschafft worden war, und in Irland blieb es nicht nur beim Alten, sondern die Uebel wurden noch ärger. Dieses unglückselige Irland befand sich immer noch in der kläglichen Lage, in die es durch die ersten englischen Eroberer und später noch durch Cromwell gebracht worden war. Die ursprüngliche irische und katholische Bevölkerung hatte allen Besitz und alle Rechte verloren an eine Minderheit von englischen und protestantischen Eindringlingen. Auf 89 Katholiken kamen in Irland 11 Genossen der englischen Staatskirche und 8 Dissenters. Die ganze große Insel war in protestantische Bisthümer und Pfarreien eingetheilt und mußte die hohen Gehalte (8 Millionen Gulden) für die protestantische Geistlichkeit bezahlen, wenn auch gar keine Protestanten vor-

handen waren, um eine Gemeinde zu bilden, und die betreffenden Bischöfe und Pfarrer niemals nach Irland kamen, sondern ihren Gehalt in England oder auf Vergnügungsreisen verzehrten. Grund und Boden gehörten Engländern, die Iren waren nur Pächter und mußten hohes Pachtgeld zahlen. Dabei sollten sie mit ihrer Familie leben und aus Privatmitteln ihre katholischen Priester bezahlen. Sie waren daher schon längst in die tiefste Armuth gesunken, wohnten in den elendesten Hütten und hatten kaum Lumpen, um ihre Blöße zu bedecken. Alle Berichte aus jener Zeit stimmen in der Schilderung des grenzenlosen irischen Elendes überein. Im Spätherbst desselben Jahres 1821, in welchem der König nach Irland gekommen war, konnten die meisten Pächter ihre Pacht nicht bezahlen und wurden von den Grundherren im Beginn des harten Winters mit ihren Familien vertrieben, eine Härte, die der Erwartung von der Gnade des Königs grell widersprach. Daher überall Unruhen ausbrachen. Die Aermsten schlossen sich an einander und bildeten geheime Gesellschaften, die sich vermummten und waffneten und nächtlicher Weile grausame Rache an ihren Peinigern, den Grundherren, den Obrigkeiten und (protestantischen) Geistlichen übten und zuweilen selbst dem gegen sie ausgeschickten Militär tapfern Widerstand leisteten. Das geheimnißvolle Haupt der Verschwörung unterzeichnete die Befehle als Capitän Rock. Die Genossen erkannten sich an weißen Bändern und hießen deßhalb weiße Buben (white-boys) oder Bandmänner (ribbon-men). Sie brannten Häuser nieder, mordeten und wurden immer gefährlicher, bis das Parlament im Februar 1822 die Habeas-Corpus-Acte in Bezug auf Irland aufhob und das Ministerium mit größter Energie einschritt. Die bewaffnete Macht verbreitete Schrecken durch ganz Irland und stillte die Unruhen. Die Protestanten in Irland, Beamte, Geistliche, Grundbesitzer erlaubten sich aus Rache jede Willkür. Sie hatten schon längst eine engere Parteiverbindung und hießen seit den Zeiten Wilhelms III. (aus dem Haus Oranien) die Orangemänner (orange-men). Eine furchtbare Hungersnoth mordete die so hart Gemaßregelten und Wehrlosen vollends in solcher Menge,

daß das Parlament wieder Mitleid fühlte und 200,000 Pfund Sterling Unterstützungen decretirte. Von einer gründlichen Heilung der Schäden in Irland war nicht die Rede. Das englische Volk, das freisinnigste der Erde, das ausschließliche Rechtsvolk, das sich seiner politischen und sittlichen Bildung vor allen andern bewußt war und rühmte, fand doch nichts Arges in der jahrhundertlang fortdauernden systematischen Mißhandlung der Iren und hatte für die letztern nicht mehr Gefühl, als ein Herr für seinen Hund.

Der Hauptträger des Systems, nach dem England bisher regiert wurde, Lord Castlereagh, oder wie er nach seines Vaters Tode betitelt wurde, Marquis von Londonderry, fiel im Jahr 1822 in einen stillen Wahnsinn. Ueberall glaubte er sich von Feinden verfolgt und sah, wie König Richard III. bei Shakspeare, die Rachegeister der Völker, die er hatte morden helfen, gegen sich herankommen. Man pflegte und hütete ihn aufs beste, aber am 12. August fand man ihn sterbend, er hatte sich mit einem Federmesser den Hals durchgeschnitten. Seine Leiche wurde zu denen aller großen Engländer in die Westminsterabtei geführt, aber das Volk rief ihm Verwünschungen nach und brach bei der Beisetzung in lauten Jubel aus. So stirbt ein Volksfeind. Ohne Zweifel theilte Castlereagh mit Metternich jene aristokratische Hoffahrt, die von den Leiden der Völker Notiz zu nehmen, für gemein gehalten haben würde, und jene gewissenlose Frivolität, ohne die man meinte, nicht Diplomat seyn zu können. Der edle Zorn, der in Lord Byron glühte, erklärt sich vorzugsweise aus seinem tiefen Haß gegen Männer, wie Castlereagh, Maitland, Hudson Lowe.

Georg Canning, ein Whig, der zu den Tories übergegangen und sogar schon einmal Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen, aber 1809 in Folge eines Duells mit Castlereagh abgetreten war, wurde jetzt an dessen Stelle berufen. Der König that es ungern, auch Wellington war nicht ganz damit zufrieden, allein Lord Liverpool, auf den der König viel hielt, empfahl ihn. Auch schien Canning anfangs nur das alte System fortzusetzen, trat z. B. dem Einmarsch der Franzosen in Spanien, als einer schon vorher

ausgemachten Sache, nicht mehr entgegen, und ließ erst nach und nach, indem er sich erst in seinem Amt fester gesetzt hatte, seine liberalen Ideen durchblicken. Er war es, der in der englischen Politik eine große Aenderung hervorrufen und dadurch auch den Dingen in Europa eine andere Wendung geben sollte. Alle Hoffnungen der unterdrückten Nationen, wie der bedrängten constitutionellen Parteien hingen sich an Canning. Er ging den unterdrückten Gemüthern wie ein lichter Stern auf. Bei der Wiedereröffnung des Parlaments im Anfang des Jahres 1823 kündigte die Thronrede zum erstenmal Ersparungen und Verbesserungen im Innern an und rühmte, daß England sich an der harten Maßregel gegen Spanien nicht betheiligt habe. Das war ein anderer Ton, als den man früher immer gehört hatte. Den Worten folgte die That. Ueber 200 harte und unredliche Beamte in Irland wurden abgesetzt. Nach der Levante wurde der Befehl geschickt, die Blokade der Griechen genau so zu respectiren, wie die der Türken. Die Emancipation der Negersclaven in den Colonien wurde vorbereitet. Die südamerikanischen Freistaaten wurden definitiv anerkannt. In Portugal wurde die Verfassung geschützt. Doch war hier die Humanität mit dem Interesse verbunden. Die südamerikanischen Freistaaten wurden von England anerkannt, weil Ferdinand VII., auf seine bourbonischen Vettern in Frankreich gestützt, Miene machte, jene Länder wiederzuerobern, was den freien Handel der Engländer dorthin bedroht hätte. Die Negersclaverei sollte aufhören, um den Amerikanern die Arbeitskräfte zur Beschaffung der Colonialwaaren zu entziehen und dadurch die Einfuhr aus dem englischen Ostindien zu fördern.

Zu der nämlichen Zeit begann in Irland die außerordentliche Wirksamkeit des Rechtsanwalt Daniel O'Connel, der die geniale Idee verfolgte, Irland nicht mehr mit den alten irischen Mitteln (Empörung, Verschwörung, Brandstiftung), sondern vielmehr auf englische Weise zu vertheidigen, in den Schranken des Gesetzes, mit dem Recht in der Hand und auf dem Wege des Prozesses. Er stiftete einen „katholischen Verein", gebot allen Iren Frieden und

Ruhe, untersagte ihnen jeden ungesetzlichen Widerstand und machte ihnen begreiflich, daß nur das feste Zusammenhalten aller unter steter Beachtung der bestehenden Gesetze ihnen die moralische Macht verleihen werde, der sie bedurften, um eine dauernde Besserung ihrer Zustände durchzusetzen. Die Wahrheit dessen, was er sagte, und die Macht seiner populären Beredsamkeit bezauberte ganz Irland. Alles gehorchte ihm. Canning aber kam dieser loyalen Bewegung in Irland dadurch entgegen, daß er nicht nur, wie schon bemerkt, der Wuth der Orangemänner Einhalt that, sondern auch auf dem Wege des Gesetzes die Emancipation der Katholiken anbahnte, die zur bürgerlichen Gleichstellung der Iren mit den Engländern führen sollte. Schon am 30. April 1823 schlug Canning dem Parlamente vor, die s. g. Testacte vom Jahre 1678, durch welche den katholischen Pairs aus Irland der Sitz im Oberhause entrissen worden war, wieder aufzuheben. Das Unterhaus stimmte zu, aber das Oberhaus sah hinter diesem kleinen Anfang schon mit Besorgniß ein ganzes Heer von weiteren katholischen Forderungen herannahen und lehnte die Bill ab. Die Motive der protestantischen Pairs waren: England sey ein wesentlich protestantischer Staat, es verliere seinen Grundcharakter, wenn es die Katholiken den Protestanten gleich stelle. Irland sey ein erobertes Land, nach immer wiederholten Rebellionen besiegt, man dürfe diesen ewigen Feind nicht erstarken lassen. Was man nicht sagte, aber dachte, war das Hauptmotiv. Wenn je Irland bei seiner herrlichen Lage im Westen von England in einen blühenden Zustand kam, so mußte es sich eine Menge Vortheile aneignen, die bisher England allein genossen hatte. Nicht mit Unrecht pries O'Connel Irland als „die Smaragdinsel", die, wenn in ihr erst Freiheit, ein gesicherter Rechtszustand und Wohlstand herrschen würden, in ihren Häfen mehr Schiffe sehen würde, als England. Obgleich nun die Bill nicht durchging, so war es doch schon ein großer Fortschritt, daß sie überhaupt eingebracht worden war, daß man die Rechte der Katholiken in Betrachtung gezogen hatte, und es ließ sich erwarten, die Bill werde zu gelegener Zeit wieder eingebracht werden.

Auch der landverderblichen Kornbill trat Canning entgegen und setzte wenigstens eine Ermäßigung derselben durch, so zwar, daß fremdes Getreide schon eingeführt werden durfte, wenn der Quarter 70 Schilling koste (nach der Kornbill waren 80 Schilling erforderlich gewesen).

Der wichtigste Act, womit das Ministerium Canning seine kurze aber folgenreiche Thätigkeit schloß, war die Anerkennung der griechischen Freiheit. Canning hatte sich von Anfang an den Griechen günstig gestimmt gezeigt, im Jahr 1824 war in England die große griechische Anleihe geschlossen worden. Canning schien nur der poetischen Schwärmerei des Lord Byron und der deutschen Philhellenen nachzukommen, der Grund aber, warum er sich der Griechen annahm, war ein ganz anderer. Die griechische Revolution war von Rußland veranlaßt, wenn auch scheinbar desavouirt worden. Rußland hatte die Mine angezündet, die das türkische Reich in Stücke riß, und paßte nur die Zeit ab, um sich einzumischen und seine Beute wegzuholen. Durch die Besitznahme Constantinopels würde aber Rußland so übermächtig geworden seyn, daß dadurch das bisher so sorgfältig gehütete Gleichgewicht Europas eine gewaltige Störung erlitten haben würde. Deshalb lag es im Interesse nicht nur Englands, sondern auch der andern Großmächte, in dieser Beziehung Rußland Schranken zu ziehen. Bevor Canning englischer Minister wurde, hatte man versucht, den Sultan aus eigener Kraft der griechischen Rebellion Meister werden zu lassen, indem man einerseits den Kaiser Alexander ermahnte, von jedem Angriff auf die Türkei abzustehen, und andrerseits die Griechen nicht unterstützte. Seit aber Canning das englische Staatsruder lenkte, und zugleich die Unfähigkeit des Sultans, allein der Griechen Meister zu werden, klar geworden war, glaubte man einen andern Versuch machen zu müssen. Mehemed Ali von Aegypten, den der Sultan zu Hülfe gerufen hatte, besaß schon eine ungeheure Macht in Aegypten, Nubien, Arabien. Wenn er sich mit Rußland verständigte und diesem den Norden der Türkei überließ, konnte er den Süden derselben behaupten. Es war durchaus nothwendig, daß

die Westmächte dazwischen traten, sey es um den Sultan gegen seine falschen Freunde, wie gegen seine Feinde, zu schützen, sey es, um das einmal thatsächlich befreite Griechenland in eigene Obhut zu nehmen und sich desselben als eines Pfandes zu versichern. Darin waren England, Frankreich und Oesterreich vollkommen einverstanden, daß man Rußland keine Eroberung in der Türkei machen lassen dürfe. Die fünfte Großmacht, Preußen, hatte sich damals schon Rußland zu sehr hingegeben, um ihm mit gleicher Entschiedenheit, wie die andern, entgegentreten zu können. Uneinig waren die drei Westmächte nur in Bezug auf Griechenland. Fürst Metternich mißbilligte die Errichtung eines griechischen Staates, der schon der kirchlichen Sympathien wegen unter russischen Einfluß kommen würde, während die geschwächte Türkei nicht mehr im Stande seyn würde, sich Rußlands mit den Waffen zu erwehren. Canning wollte dagegen die Griechen befreien, schon um der öffentlichen Meinung gerecht zu werden, und um den Einfluß, den England bereits von den ionischen Inseln aus übte, noch weiter auszudehnen. Als Fürst Metternich erkannte, er habe nur die Wahl zwischen Rußland und England, kam er der letztern Macht entgegen, reiste im Frühjahr 1825 selbst nach Paris und gewann Frankreich für die Ansicht, daß man England nachgeben könne unter der Bedingung, dem neuen griechischen Reiche einen König aus einer europäischen Dynastie zu geben. Canning wollte das letztere jedoch nur unter der Bedingung eingehen, daß die Griechen selbst eine solche Wahl träfen.

In Frankreich war bereits am 16. September 1824 König Ludwig XVIII. gestorben und hatte sein Bruder, der Graf von Artois, als Karl X. den Thron bestiegen. Ohne die französische Verfassung aufzuheben, mit welcher wie sein Bruder fortzuregieren, er sich zunächst verpflichtet sah und den Versuch machen wollte, war der neue König doch ein entschiedener Gegner des Liberalismus, von dem er überall nur Bedrängnisse des legitimen Throns fürchtete. Desgleichen stimmte er auch mit dem Fürsten Metternich vollkommen in der Mißbilligung der griechischen Revolution überein,

konnte jedoch andrerseits auch wieder nicht umhin, in der Bekämpfung des russischen Uebergewichts auf Seite Englands zu treten.

Ungleich mehr Einfluß auf die griechische Angelegenheit übte die Thronveränderung in Rußland. Kaiser Alexander hatte sich bisher bewegen lassen, für die Griechen nichts zu thun. Das war ihm durch eine einfache Politik geboten. Die Türkei ging auch ohne seine unmittelbare Einwirkung zu Grunde, er konnte ruhig abwarten. Hätte er gleich zugegriffen, so würde er außer dem verzweifelten Widerstande der Türken auch noch die eifersüchtigen Westmächte haben bekämpfen müssen. Man würde Unrecht thun, diese Politik des Zuwartens dem Kaiser als Schwäche auszulegen. Er hat in seinem Benehmen gegen Napoleon, wie gegen die Allianz in den Jahren 1808—1815 so viel Staatsklugheit bewiesen, daß es unerlaubt ist, ihm zuzutrauen, er habe sich später durch die frommen Gaukeleien der verblühten Frau von Krüdener im Ernst leiten lassen. Auch ließ er Griechenland nicht aus den Augen. Er forderte vom Sultan Rechenschaft für die Hinrichtung des Patriarchen und verlangte die Herstellung der zerstörten Kirchen, als ob ihm schon ein Schutzrecht über die christlichen Unterthanen des Sultans zugestanden hätte. Er behielt sich jeden Augenblick die bewaffnete Intervention vor, wenn er sie auch noch nicht eintreten ließ. Auch wußte der Sultan die russische Macht recht wohl zu schätzen und gab nach, indem er die Christen, die nicht rebellirten, wirklich schonte und dem neuen Patriarchen auffallend schmeichelte.

Man glaubt, Kaiser Alexander habe die Griechen nicht unterstützt, weil er die Revolution in Rußland selbst gefürchtet habe. Allein auch das ist nicht wahrscheinlich. Die geheime Agitation unter den russischen Offizieren entbehrte jeder Popularität und mithin jeder Möglichkeit des Gelingens. Es war eine pure Nachäfferei des Carbonarismus, ausgehend von müssigen jungen Edelleuten. Im schlimmsten Fall konnte daraus ein Mord und ein Thronwechsel hervorgehen, gewiß aber keine Aenderung der russischen

Politik und des russischen Staatsorganismus. Man hat den drei Geheimbünden (des Heils, der russischen Ritter und der öffentlichen Wohlfahrt) in St. Petersburg und Moskau viel zu viel Bedeutung beigelegt. Sie ergingen sich in theils constitutionellen, theils republikanischen Illusionen, die am allerwenigsten in Rußland verwirklicht werden konnten. Pressel, der Führer der geheimen Republikaner, trennte sich von den Constitutionellen, die ihm nicht weit genug gingen, aber weder die einen noch die andern konnten nur auf den allergeringsten Anhang im Volke rechnen, welches von ihren aus westeuropäischen Reiseerinnerungen und Büchern entlehnten Phantasien nichts verstand, an sclavischen Gehorsam gewohnt und gänzlich ungebildet war. Sollte der plötzliche und geheimnißvolle Tod des Kaiser Alexander mit dem Treiben jener Geheimbünde im Zusammenhange stehen, so bewiesen doch gerade die nächsten Folgen dieses Todesfalles, daß ihre Berechnung sie getäuscht hat. Die gewohnte Ordnung der Dinge und der unabänderliche Gedanke der russischen Politik konnten selbst durch einen so raschen Personenwechsel auf dem Throne nicht alterirt werden.

Zwei erschütternde Ereignisse folgten sich rasch aufeinander, am 19. November 1824 eine furchtbare Ueberschwemmung der Stadt St. Petersburg durch eine Sturmfluth*) und ein Jahr später der Tod des Kaisers. Alexander starb auf der Reise in den Süden zu Taganrog am Asow'schen Meer, nach sehr kurzer Krankheit angeblich an einem Gallenfieber, am 1. Dezember 1825, und sehr auffallenderweise starb ihm seine Gemahlin, die badische

---

*) Die Höhe der Fluth war bedingt durch den Vollmond und anhaltenden Westwind, der vieles Wasser aus der Nord- in die Ostsee und aus dieser in den finnischen Meerbusen trieb. Vor hundert Jahren hatte die damals kaum aus der Erde erstandene Stadt ein ähnliches Unglück erfahren. Begreiflich knüpften sich an diese Thatsachen schlimme Prophezeihungen einer künftigen Sturmfluth, in der die Stadt untergehen würde. Jedenfalls gehört diese den Fluthen so sehr ausgesetzte Lage Petersburgs zu dem vielen andern, was an dieser Stiftung Peters des Großen unnatürlich ist.

Elisabeth, in kurzer Zeit nach, auf der Rückreise von Taganrog unterwegs am 16. Mai 1826, beide noch in ihren besten Jahren, der Kaiser erst 48, die Kaiserin 47 Jahre alt.

Der nächste Bruder des verstorbenen Kaisers, Constantin, war Statthalter des Königreichs Polen, residirte in Warschau und hatte sich mit einer polnischen Fürstin morganatisch verbunden. Ueberdies war sein Temperament ein wenig scythisch und er fühlte selbst, daß er zur Lenkung eines großen Reichs nicht geeignet sey, hatte daher schon unterm 14. Januar 1822 freiwillig eine Urkunde ausgestellt, worin er der Thronfolge zu Gunsten seines jüngern Bruders Nicolaus entsagte. Als die Nachricht vom Tode Alexanders in St. Petersburg anlangte, handelte daselbst Großfürst Nicolaus, als ob jene Urkunde nicht existire, denn er ließ sogleich die Truppen unter Gewehr treten und dem Kaiser Constantin huldigen. Erst als Constantin von Warschau aus melden ließ, er nehme die Krone nicht an und auf jene Urkunde verwies, glaubte sich Nicolaus berechtigt und verpflichtet, die Truppen noch einmal zusammentreten und eine neue Huldigung vornehmen zu lassen. Sollte ihm die Urkunde früher schon bekannt gewesen seyn, so erklärt sich sein Benehmen aus Loyalität; er wollte seinem Bruder Gelegenheit geben, öffentlich zu verzichten, seinem Volk und dem Ausland gegenüber beweisen, daß er seinen Bruder nicht um sein Erstgeburtsrecht habe bringen wollen, daß jene ältere Urkunde nicht erschlichen worden sey. Nun trat aber der Mißstand ein, daß die Truppen durch die ihnen zugemuthete zweimalige Huldigung verwirrt oder wenigstens durch die Genossen der Geheimbünde verführt wurden, an der Regelmäßigkeit der zweiten Huldigung zu zweifeln.

Als diese zweite Huldigung am 26. December 1825 vorgenommen werden sollte, empörte sich ein Theil der Truppen und rief „es lebe der Kaiser Constantin!“ Graf Miloradowitsch, der berühmte General von 1813 und 1814, wollte sie beruhigen und belehren, fiel aber durch einen mörderischen Schuß. Nicolaus stieg zu Pferde, begab sich an der Spitze eines Gardebataillons zu den

Aufrührern und fand beim Volk ergebenen Zuruf, nicht aber bei den Soldaten, die vor seinen Augen ihre Gewehre luden. Da zog er sich zurück, ließ die ihm treuen Regimenter vorrücken, und zugleich die Bischöfe mit erhobenem Kreuz den Rebellen im Namen Gottes den wahren und einzig legitimen Kaiser Nicolaus verkünden. Es waren hauptsächlich das Garderegiment Moskau und das Leibgrenadierregiment, die sich für Constantin erklärt hatten und die nicolaistischen Garden anfangs durch ein mörderisches Feuer zurücktrieben, bis sie von einer zahlreichen Artillerie niedergeschmettert und zersprengt wurden. Damit war der ganze Aufstand zu Ende und Kaiser Nicolaus wurde überall im Reich anerkannt. Erst hinterdrein erfuhr man etwas Näheres über den Antheil der Verschworenen an dem Petersburger Ereigniß. Ein junger Fürst Trubezkoi, Günstling des Kaisers und Oberst der Garde, war zum Haupt des Geheimbundes gewählt worden, der den Tod Alexanders benutzen wollte, um angeblich Rußland in eine Föderativrepublik zu verwandeln. Hatten sich die jungen Tollköpfe wirklich solche Einbildungen gemacht, so war nichts begreiflicher, als daß sie im Augenblick der Ausführung inne wurden, das Volk, die Armee könne sie gar nicht verstehen. Selbst wenn sie an der Spitze eines Theils der Garden gesiegt hätten, würden die Garden den Großfürsten Constantin (unter dem ihnen ganz fremden Worte Constitution dachten sie sich Constantins Gemahlin) und nicht eine Republik gewollt haben. Daher die Verblüfftheit. Trubezkoi, anstatt sich am 26. Dezember an die Spitze der Insurrection zu stellen, versteckte sich bei dem ihm verschwägerten österreichischen Gesandten und bat nachher den Kaiser um Gnade, wurde aber in die Bergwerke Sibiriens geschickt. Fünf Verschwörer, Pressel, Sergius Murawiew-Apostol, Ryliew, Bestuschef-Rumin und Kachowski wurden gehenkt, viele andere erlitten nur geringere Strafen. Von einer Schuld der Verschworenen am Tode des vorigen Kaisers verlautete nicht ein Wort.

Bald nach diesen Scenen in Petersburg begab sich Nicolaus nach Moskau, um sich in dieser heiligen alten Hauptstadt des

Reichs krönen zu lassen, und Großfürst Constantin selbst eilte von Warschau dahin, um der erste zu seyn, der ihm als seinem Kaiser huldigte, und dadurch die Wahrheit seiner früheren Entsagung öffentlich zu bestätigen. Beide Brüder umarmten sich vor den Augen des Volkes.

Kaiser Alexander war nicht groß von Gestalt, mehr weich und zierlich, überaus freundlich und gewandt gewesen, sein Bruder Nicolaus dagegen eine hochgewachsene heroische Gestalt, ritterlich schön und stolz. Sein Gesichtsausdruck verrieth einen festen Charakter. Man spürte bald, daß Nicolaus mit mehr Entschiedenheit als Alexander gegen die Türkei auftreten würde. Hatte der europäische Liberalismus in Canning unerwartet einen Vorkämpfer gefunden, so trat in Nicolaus eine neue große Persönlichkeit in die Zeit ein, um die bisherige Harmonie der fünf Großmächte und das europäische Gleichgewicht von der absolutistischen Seite her zu stören. Die breiten Ringe, in denen Europa eingeschmiedet schien, begannen sich zu lösen. Hier gewann die Opposition der Völker neuen Schwung durch Englands liberalen Minister, dort trat eine leise, aber tiefe Zwietracht unter den Herrschern ein aus Furcht vor Einem, aus Neid gegen Einen. Oesterreich verlor den Vorrang an Rußland.

Wenn früher sowohl Castlereagh als Kaiser Alexander dem Fürsten Metternich nachgegeben hatten, so hörte dieser, nachdem Canning und Nicolaus zur Herrschaft gelangt waren, auf, auch nur den Schein der Vormundschaft in der Pentarchie zu besitzen. Wenn Kaiser Alexander wenigstens scheinbar das spezielle Interesse Rußlands dem allgemeinen europäischen untergeordnet hatte, so ordnete jetzt Kaiser Nicolaus dieses unbedingt und offen jenem unter. Zum erstenmale trat Rußland dem ganzen übrigen Europa gegenüber, wie ihm früher unter Napoleon Frankreich gegenüber gestanden war. Damals zuerst maßte sich Rußland allein ein Gewicht an, schwer genug, um das der übrigen Großmächte aufzuwiegen.

Nicolaus regierte Rußland nach einem neuen System, das

ihm von Anfang an klar gewesen ist, wenn es auch nur nach und nach durchgeführt werden konnte, nach einem Systeme, welches dem seiner Vorfahren seit Peter dem Großen geradezu entgegengesetzt war. Peter der Große, Anna, die große Katharina, Paul I. und noch Alexander hatten das barbarische Rußland durch Fremde aus dem Rohen herausarbeiten, erziehen, bilden, exerciren und administriren lassen. Neben dem Adel der deutschen, Rußland einverleibten Ostseeprovinzen, spielten die talentvollen Deutschen und Franzosen, die nach St. Petersburg gekommen waren, um dort ihr Glück zu machen, oder die der Kaiser selbst für die einzelnen Zweige des Heer- und Seewesens, der Finanzen, der Civilverwaltung, des Unterrichts, der Bergwerke ꝛc. berufen hatte, die erste Rolle, und die einheimischen Bojaren (die jetzt s. g. russischen Fürsten), nur die zweite, oder wenn die russische Indolenz in einzelnen Individuen des Bojarenstandes aufstrebendes Talent und Geist aufkommen ließ, so nahmen diese die ausländische Bildung und Sitte an. Das alte barbarische Russenthum mit den langen Haaren und Bärten, dem halbtürkischen Kaftan, erhielt sich bei den älteren, vom Hofe fern lebenden Bojaren in Moskau, bei den Popen (Priestern), bei den Kaufleuten und bei den Bauern, machte aber keinen Anspruch darauf, besser seyn zu wollen, als das Fremde, sondern erkannte dessen Superiorität stillschweigend an. Erst Kaiser Nicolaus fiel auf den Gedanken, das alte Russenthum zu heben und die fremden Elemente zu verdrängen. Durch seine ganze lange Regierung zieht sich ein Grundgedanke, allmälige Russificirung aller nichtrussischen Nationen innerhalb seines großen Reiches und allmälige Gräcisirung aller nichtgriechischen Glaubensgenossen. Rußlands Unterthanen sollten sämmtlich in eine homogene Masse verschmelzen mit russischer Sprache und russisch-griechischem Glauben. Das Erlernen der russischen Sprache wurde durch wiederholte Ukase in den deutschen Ostseeprovinzen wie in Polen eingeschärft und zur Bedingung des Staatsdienstes gemacht. Wer eine Russin heirathete, dessen Kinder mußten in der russischen Kirche erzogen werden. Selbst fürstliche Personen des Auslandes mußten, wenn sie

in die kaiserliche Familie heiratheten, deren Glauben annehmen,*) während nie eine russische Prinzessin, die ins Ausland heirathete, den ihrigen ändern durfte. Es fehlte nur noch an gewaltsamer Bekehrung der nichtgriechischen Unterthanen, und auch diese sollte bald genug in Masse vor sich gehen.

Das Großartige im Systeme des Kaisers Nicolaus läßt sich nicht verkennen. Wenn man einen Blick auf die Erdkarte wirft, so sieht man das russische Reich über drei Welttheile ausgedehnt von Polen an durch den ganzen Norden Asiens bis hinüber nach Nordamerika. Es ist an Länderumfang das größte Reich auf Erden. Ein echter Großrusse darf wohl im Hinblick auf dieses ungeheure Reich stolz werden und die Universalmonarchie für erreichbar halten. Die Bevölkerung Rußlands steht zwar in einem auffallenden Mißverhältniß zu seiner räumlichen Ausbreitung, indem sie noch nicht 70 Millionen Seelen beträgt; allein sie wächst beständig durch die Leichtigkeit, mit der man in Rußland Familien gründet, durch Einwanderung und durch Eroberung. Ihren merkwürdig homogenen Kern bilden 35 Millionen s. g. Großrussen oder Moskowiter, unter denen alle Stände eine vollkommen gleiche Mundart reden. Diese Großrussen breiten sich nach allen Richtungen aus, theils in die bisher unbebauten Wälder und Steppen, um sie zu colonisiren, theils in die eroberten Länder, um sich mit den Einwohnern derselben zu vermischen, und die von der Regierung angestrebte allmälige Russificirung derselben zu erleichtern. Im Süden des europäischen Rußland allein liegen noch viele tausend Quadratmeilen der s. g. „schwarzen Erde" unbebaut, eine Erde,

*) Eine protestantische Prinzessin aus Süddeutschland, die einen russischen Großfürsten heirathen mußte, wollte durchaus ihren Glauben nicht ändern; da übernahm ein protestantischer Prälat die Sorge, ihr den Uebertritt als eine Pflicht begreiflich zu machen, und begleitete sie noch auf der Reise, um ihre Scrupel vollends zu besiegen. Mit welcher Verachtung durfte der dümmste russische Pope auf gelehrte Männer der lutherischen Kirche herabsehen, die so niederträchtig an ihrer eigenen Kirche handelten. Der Stolz der Russen gegen die Deutschen ist durch unsere eigene Erbärmlichkeit gerechtfertigt.

die da, wo sie schon lange bebaut ist, seit hundert Jahren, ohne jemals gedüngt worden zu seyn, die reichste Weizenernte trägt. Eine noch weit größere Ausdehnung aber steht der großrussischen Colonisation nach Osten hin bevor, von der Wolga zum Ural, und wieder vom Ural zum Altai in dem gesegneten Boden und herrlichen Klima des südlichen Sibirien.

Auch darf man nicht, wie oft geschieht, geringschätzig auf die russische Nation herabsehen. Obgleich, oder gerade weil sie noch nicht von der westeuropäischen Cultur beleckt ist, besitzt sie noch antike Eigenschaften uneigennütziger Hingebung, kindlicher Pietät, blinden Glaubens und blinden Gehorsams, die, wenn sie von dem Herrscher nicht mißbraucht werden, dem Volke mehr Glück gewähren, als die zügellose Freiheit. Gegenüber der revolutionären Verwilderung im Westen konnte Kaiser Nicolaus mit Stolz auf seine treuen Russen blicken, und denselben auch eine welthistorische Mission zuweisen.

Allein das System des Kaisers war schwer durchzuführen. Die Indolenz der Altrussen bot ihm bei weitem nicht die erforderlichen Talente dar, um ein großes Reich zu regieren und nach außen zu vertreten. Er mußte die Deutschen in den höchsten Aemtern behalten, Nesselrode für die Diplomatie, Diebitsch für das Heer, Kleinmichel für die Marine, Cancrin für die Finanzen ꝛc. Er konnte die dem europäischen Westen entlehnte Einrichtung im Staate um so weniger abändern, als er mehr als je alles uniformiren und centralisiren wollte. Eine Rückkehr zu patriarchalischen Formen war daher unmöglich, und Bureaukratie und Polizei, gerade die dem Altrussenthum fremdartigsten Anstalten, kamen erst recht in die Blüthe. Peter der Große hatte seine Russen für unfähig gehalten, ohne fremde Lehrer und Lenker zu etwas zu kommen. In der That fängt schon die älteste russische Chronik (des Nestor) damit an, daß die Russen erklären, sie können sich nicht selbst regieren, und sich einen Herrn bei den Warägern (Schweden) holen, und hat Rußland erst wieder seit Peter, d. h. seitdem es Fremde ins Land rief, die es regierten, eine große welthistorische Rolle gespielt. Wenn nicht

durch das regierende Haus Holstein-Gottorp, durch den deutschen Adel der Ostseeprovinzen und durch die eingewanderten Deutschen so viel fester Stahl in die russische Regierung gekommen wäre, würde sie längst wieder in halborientalische Schlaffheit versunken seyn. Der Nationalrusse hat von Natur nicht die Anlage, wie die germanischen und romanischen Stämme, zu ritterlichem Ehr- und bürgerlichem Freiheitsgefühl. Durch und durch sanguinisch, gutherzig, liebkosend, schmeichlerisch, alles küssend, geräth er im nächsten Augenblick in Zorn, beschimpft und prügelt alles. Er nimmt sich selbst nichts übel und vergißt leicht, was er schon versprochen und gewollt hat. Von Mein und Dein fehlt ihm der strengere Begriff. Dazu gesellt sich ein Sichgehnlassen in Unreinlichkeit und Branntweingenuß. Es wird ihm leicht, im Schmutz zu leben, zu lügen, zu stehlen und sich prügeln zu lassen. Trotz seiner Munterkeit ist er indolent und scheut besonders jede Geistesarbeit. Daher die Kirche in Rußland ins dumpfeste und stumpfeste Popenthum versunken und die Bildung und Literatur nur ein Abklatsch der deutschen und französischen ist.

Thatsächlich hat die Corruption der Beamten in dem Maße zugenommen, in welchem Kaiser Nicolaus dem russischen Nationalcharakter schmeichelte. Wenn deutscher Ernst hätte vorwalten dürfen, würden Diebstahl und Unterschleif eine so ungeheure Ausdehnung gar nicht haben gewinnen können. Blasius erzählt, wie bei einer Hungersnoth in einem russischen Gouvernement die Millionen, die der Kaiser den Nothleidenden gesendet, in den Taschen der Beamten verschwunden seyen und der Hunger fortgewüthet habe. Sehr bezeichnend für russische Zustände ist die Sage (wenn es nicht etwa Thatsache ist), daß der Kaiser zwanzig Jahre lang ein großes Hospital unterhalten habe, was nur auf dem Papier existirte, und dafür die jährlichen Etatsgelder in den Taschen des Gouverneurs verschwanden. Wie selbst Ehrengeschenke des Kaisers, Dosen, Uhren, Brillantringe 2c. von seiner nächsten Umgebung verfälscht und die echten zurückbehalten, nur die falschen abgegeben worden, davon circuliren zahlreiche Anecdoten. Eben so bekannt sind die

ungeheuren Unterschleife bei der Armee. Nicht nur herrschte bei der Aushebung der Rekruten die größte Willkür und Bestechlichkeit, sondern wurden auch immer mehr Soldaten in die Tabellen eingetragen und vom Kaiser bezahlt, als vorhanden waren. Bei der Beschaffung aller Armeevorräthe wurde betrogen und gestohlen. Dem Soldaten wurde an Kleidung und Nahrung so viel entzogen, als General und Oberst von den für jedes Regiment bestimmten Geldern für sich selbst behalten wollten, eine allbekannte Ursache der großen Sterblichkeit unter den russischen Truppen.

Der Adel als solcher hat in Rußland gar keinen Rang. Der Bojar (Fürst), der auf seinen Gütern bleibt, hat einen geringeren Rang als sein Sohn, der als Lieutenant in die Armee tritt. Der Rang ist militärisch bemessen. Alle Civilbeamten haben einen militärischen Rang, sogar schon die Candidaten und Studenten. Alle sind auch militärisch uniformirt nach westeuropäischer Mode. Die höheren Stände folgen in der Civilkleidung der französischen Mode und sprechen auch meist französisch. Eine gewisse Unabhängigkeit genießt die Zunft der Kaufleute in altrussischer Tracht. Der Rest des Volks waren damals noch Leibeigene, theils im Privatbesitz, theils Leibeigene der Krone. Das System, die Kronbauern zu vermehren, indem man ausgediente Soldaten, die Leibeigenen von confiscirten oder gekauften Gütern ꝛc. in sie einreihte, war unter den letzten Kaisern sehr begünstigt gewesen. Die Kronbauern waren unter der Zucht der Beamten zwar nicht weniger der Willkür ausgesetzt, wie die Hörigen der Bojaren, aber sie wurden doch nicht mehr verkauft und standen unter einer besseren Obhut. Kaiser Alexander machte den Versuch, durch Kronbauern großartige Militärcolonien anlegen zu lassen nach dem Muster der österreichischen Grenzer. Aber der russische Leibeigene, der sich schon schwer an die knappe Uniform und das kahlgeschorene Haupt gewöhnte, wenn er ins Regiment trat, konnte sich noch weniger darein finden, Soldat zu seyn und zugleich noch wie sonst seine Feldarbeit zu treiben. Ueberdies wurden die männlichen und weiblichen Recruten, die man mit Trommeln ins Ehebett commandirte und wieder

heraus, durch die Roheit und den Unterschleif der Vorgesetzten zur Verzweiflung gebracht, daher schon 1824 ein blutiger Aufstand in den Militärcolonien, und 1832 ein noch weit blutigerer, dessen Details aber im tiefsten Dunkel gehalten worden sind.

Wie unter den Beamten das gemeine Volk litt, kann man sich denken, da die Beamten entweder selber Gutsbesitzer und Eigenthümer von Leibeigenen waren, oder wenigstens bedeutenden Einfluß auf die ersteren übten und wetteifernd mit denselben das gemeine Volk ausbeuteten. Den abscheulichsten Unfug trieb man mit der ganz in den Händen der Beamten und Besitzer befindlichen Branntweinfabrikation. Das gemeine Volk wurde gezwungen, dem fabrizirenden und ausschenkenden Herrn den Branntwein in ungeheuern Quantitäten abzukaufen. Welche Gemeinde sich weigerte, die wurde durch falsche Anklagen hart bestraft.*) Das größte Unglück für die russischen Leibeigenen war das Pachtsystem. Die vornehmen Russen lebten in Petersburg, Moskau oder im Auslande und überließen ihre Güter mit allen Rechten des Leibherrn an speculative Pächter, die nun das Gut auf alle Art ausbeuteten und plünderten, um selbst reich zu werden, und dabei auch die Arbeitskräfte der Leibeigenen auf eine barbarische Art in Anspruch nahmen. „Wer kann sich," sagt Blasius, Reise 1. 7, ein Zeuge, der auf Kosten des russischen Kaisers reiste und durchaus nicht russenfeindlich schreibt, „wer kann sich des Mitleids erwehren, wenn er Schaaren unglücklicher Bauern an Juden verpachtet und mit Hunger und Schlägen zur Arbeit aufgemuntert sieht." Hoffnungsvoller war für die Leibeigenen das Obrocksystem. Obrock hieß die Geldsumme, die sich der Leibherr vom Leibeigenen jährlich zahlen ließ, und wofür der letztere frei umherziehen und treiben durfte, was ihm beliebte und wozu er Geschick hatte. Der güterbesitzende Adel hatte nämlich seit drei bis vier Jahrzehnten, indem er nach dem großen Kriege mit Napoleon sich an das Reisen ins Ausland, an die Ver-

*) Vgl. den wahrheitsliebenden und durchaus nicht russenfeindlichen v. Haxthausen III. 474.

gnügungen in Paris und die der deutschen Bäder gewöhnte und den Luxus des Westens in seine heimathlichen Schlösser einführte, also viel mehr Geld brauchte, als zuvor, in der Verwendung der Arbeitskräfte seiner zahlreichen Leibeigenen zur Fabrikation Vortheile erkannt und gefunden, die ihm die früher ausschließliche Verwendung derselben für den Ackerbau nicht gewährte. Er ließ nun die talentvollsten Knaben unter seinen Leibeigenen Gewerbe und Künste lernen, schickte sie in die Städte und bezog von ihnen seitdem eine weit höhere Rente, als früher. Der Obrock erhöhte sich begreiflicherweise mit den Fähigkeiten und Leistungen der Leibeigenen. Die letzteren wurden häufig auch Kaufleute, ja sogar Millionäre, während sie immer noch Leibeigene blieben und dem Leibherrn den Obrock zahlten.

Wie wenig nun auch ein so sanguinisches, in seinen unteren Schichten noch völlig sclavisches, in seinen höheren Schichten aber corrumpirtes Volk berufen scheint, sich über die Germanen und Romanen im Westen zu erheben, die jedenfalls ungleich charaktervollere und edlere Racen darstellen, so ist dennoch seit der Regierung des Kaiser Nicolaus der Gedanke gepflegt und entwickelt worden, Rußland sey zur Universalmonarchie, das russische Volk zur Weltherrschaft berufen. Die slavische Race, sagten russische Geschichtschreiber, trete erst in die Geschichte ein, werde jetzt erst Geschichte machen, wie sie die Germanen im Mittelalter, Griechen und Römer in der vorchristlichen Zeit gemacht haben. Die Slaven seyen noch ein kindliches, jungfräuliches, naives Volk, ihnen gehöre die Zukunft. Alle andern Reiche und Völker hätten sich überlebt, liegen in unaufhörlichem Hader, hetzen sich ab im Kampf gegen einander, und im Innern durch sich ewig neu gebärende Revolutionen. Da müsse nun endlich als Retter und Richter der allmächtige Czaar kommen und Frieden, Ordnung und Zucht herstellen. Ganz auf die nämliche Art seyen auch überall die Kirchen mit einander in Streit, und wieder jede Kirche mit ungläubigen Parteien, und allgemeine Anarchie drohe im religiösen Gebiete, wie im politischen. Aber auch hier werde die heilige Macht des Czaaren rettend, rich-

tend, friedegebend dazwischentreten und die Menschheit wie in einem Reiche, so in einem Glauben vereinigen.

Diese neue Lehre vom welterlösenden Russenthum war eine Fiktion der Regierung, dem russischen Volke selber fremd. Das russische Volk ist nicht so hoffährtig, um sich andere Nationen unterordnen, und nicht so eroberungssüchtig, um sie unterdrücken zu wollen. Ein harmloses Ackerbauvolk, von Jugend auf an sclavische Behandlung gewöhnt, ist keines solchen Stolzes fähig. Man hat es daher versucht, durch religiösen Fanatismus zu ersetzen, was die Nationalität nicht darbot. Aber es sind bei weitem nicht alle Russen orthodox. Ein sehr großer und achtbarer Theil der Bauern ist altgläubig und erkennt den Czaaren nur als weltlichen Herrn, nicht als Oberhaupt der Kirche an. Ja die seit Kaiser Nicolaus eingeführten Intoleranzgesetze, die der Orthodoxie politische Prämien und Monopole sichern und die Heterodoxie bedrohen und verfolgen, sind nichts weniger als populär in Rußland und finden beim Volk einen geheimen Widerstand.

Der s. g. Panslavismus, der Gedanke, daß die Welt künftig den Slaven gehören werde, ist nicht einmal von St. Petersburg ausgegangen, sondern dort nur utiliter acceptirt worden. Gelehrte althussitische Grübler in Böhmen und patriotische Dichter in Polen haben von einer Vereinigung aller slavischen Völkerschaften im Osten Europas unter den Fahnen des nichtslavischen, sondern germanischen und romanischen Liberalismus geträumt, und die russische Politik, den Traum belächelnd, hat nur so viel für sich genommen, als ihr praktisch erschien, um theils die vom Russenhaß verblendeten Polen durch den Einheitsgedanken für die russische Oberleitung des allgemeinen Slavenbundes zu gewinnen, theils das westliche Europa damit zu schrecken.

Neben den nichtrussischen Slaven waren die nichtslavischen, aber der griechischen Kirche zugehörigen Völkerstämme ein stetes Augenmerk des russischen Kaisers. Obgleich Peter der Große sich willkürlich und widerrechtlich zugleich zum Patriarchen oder Papst aller griechischen Christen innerhalb seines Reiches gemacht hatte, und die unter türkischer oder österreichischer Hoheit lebenden griechischen

Christen die russische Kirche deßfalls für eine schismatische halten, so nahm doch Kaiser Nicolaus nicht selten die Miene an, als verstände es sich von selbst, daß alle griechischen Christen auch außerhalb Rußlands in ihm ihren natürlichen Papst und Kaiser sehen müßten. Unter den griechischen Priestern der Donau und Wallachei, Bulgarei, Serbien, Montenegro, bis tief hinunter nach Morea wurde russische Propaganda gemacht und russisches Geld vertheilt, empfingen die Kirchen und Klöster russische Bilder und Kirchengefäße zum Geschenk.

Auch zweifelte niemand, Kaiser Nicolaus werde sich der Griechen in der Türkei ernstlich annehmen. Um ihm zuvorzukommen, reiste Wellington, als ein dem Kaiser angenehmer Mann, im Einverständniß mit Canning, nach St. Petersburg, mit dem Auftrage, dem Kaiser zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen und über die griechische Frage zu einem Compromiß zu gelangen. England bot freiwillig die Errichtung eines griechischen Staates an, der nur noch dem Namen nach der Pforte unterworfen seyn sollte. Mehr konnte Nicolaus gar nicht wünschen, als daß England in eine Zerstückelung der Türkei willige und einen griechischen Staat schaffe, in dem jedenfalls Rußland mehr Einfluß haben mußte als England. Dennoch benützte er die Ueberlegenheit seiner Stellung, um England fühlen zu lassen, daß es hier nur zu bitten und er zu bewilligen habe; erklärte anfangs, was er mit der Türkei vornehmen wolle, gehe andere Mächte nichts an, gab dann aber scheinbar großmüthig den Vorstellungen Englands nach und unterzeichnete am 4. April 1826 zu St. Petersburg einen geheimen Vertrag, worin er den neuen griechischen Staat anerkannte, welcher der Pforte nur noch zu einem jährlichen Tribut verpflichtet seyn sollte. Die Frage nach dem Oberhaupt des neuen Staates war noch im Dunkel gelassen. Würde sich die Pforte weigern, so sollte Rußland und England vereinigt sie zwingen. Die drei andern Großmächte wurden mit dem Plane bekannt gemacht und zum Beitritt eingeladen.

Mittlerweile hatten die Perser einen wüthenden Angriff auf die Südgrenzen des russischen Reichs gemacht. Die falsche Nachricht eines Thronumsturzes in St. Petersburg war nach Tauris gelangt,

dem Hoflager des Abbas Mirza. Dieser feurige Sohn des phlegmatischen Schach Feth Ali wollte die erste Verwirrung im russischen Reiche benützen, um die Provinzen wieder zu erobern, welche Persien früher an Rußland verloren hatte, sammelte ein zahlreiches Heer von Reitern, überritt die Grenzen Transkaukasiens und brach gegen Tiflis vor, den Sitz der russischen Regierung jenseits des Kaukasus. Im ersten Sturm warfen die Perser alles vor sich nieder und schleppten namentlich auch viele deutsche Colonisten als Sklaven fort. Der russische Gouverneur Yermolof wurde vollständig überrascht und war nicht vorgesehen, verlor aber den Kopf nicht, sondern verließ sich auf die gute Disciplin seiner, wenn auch an Zahl geringen Infanterie und auf die Vortrefflichkeit seiner Artillerie und es gelang ihm wirklich, die Perser am Flusse Schamhora aufzuhalten und zurückzuschlagen. Da mit den Persern auch der früher von den Russen vertriebene Fürst Alexander von Georgien gekommen war, um dieses sein Land wieder zu erobern, fielen ihm viele Georgier zu; aber schon nahten russische Verstärkungen unter General Paskiewitsch, der am 25. September 1826 bei Elisabethpol einen glänzenden Sieg über Abbas Mirza erfocht. Zwar stürzten 30,000 persische Reiter mit äußerster Wuth auf die Russen, aber diese, in feste Vierecke geschlossen, wichen und wankten nicht. Es war eine Wiederholung von Napoleons berühmter Pyramidenschlacht. Unterdeß aber hatte Abbas Mirzas Bruder, Shiak Ali, alle muhamedanischen Stämme am caspischen Meere gegen die Russen aufgewiegelt, und Paskiewitsch wurde eine Zeit lang in die Defensive zurückgeworfen; allein am 17. Juli 1827 schlug er das Hauptheer Abbas Mirzas noch einmal bei Abbas Abad, eroberte hierauf das große Kloster Edschmiazin, Sitz des armenischen Patriarchen, und die persische Festung Sarbarabad, worauf er gegen Tauris selbst heranzog. Ein Aufstand des Pöbels in dieser Stadt, der den Palast Abbas Mirzas plünderte, erleichterte den Russen die Einnahme, am 31. October. Hierauf bequemte sich Persien zum Frieden von Turkmanschai, trat an Rußland die Provinz Eriwan und Nakhitschewan ab und zahlte 20 Millionen Silberrubel Kriegskosten. Auch

Edschmiazin kam in den bleibenden Besitz der Russen und der Patriarch von Armenien wurde russischer Unterthan. Die abgetretenen Provinzen im Hochland von Armenien beherrschen das Tiefland Persiens und erleichtern den Russen jeden Angriff auf dieses Reich.

Während dieses Perserkrieges, der die junge Regierung des Kaiser Nicolaus gleich mit reichen Lorbeern krönte, ereigneten sich auch neue Dinge in der Türkei, von denen Rußland allein Vortheil zog. Gleich nach Abschluß des Vertrags vom 4. April 1826 hatte Kaiser Nicolaus den Sultan wissen lassen, wenn er einen Krieg mit Rußland vermeiden wolle, müsse er sogleich in der Moldau und Wallachei alles wieder auf den alten Fuß setzen, den Serbiern in ihren Beschwerden und Wünschen nachgeben und Bevollmächtigte nach Rußland schicken, um alle noch streitigen Punkte zu bereinigen. Der Sultan aber, vom Einverständniß Englands mit Rußland unterrichtet, gab nach, zog alle Truppen aus den Donaufürstenthümern zurück und sandte Bevollmächtigte nach Akjerman, um mit den Russen Unterhandlungen zu pflegen. Man glaubt, durch diese Nachgiebigkeit habe der Sultan nur vor allen Dingen Zeit gewinnen wollen, da er eben mit einer großen Maßregel umgegangen sey. Er hatte sich nämlich überzeugt, er werde im Kriege nie etwas ausrichten, so lange die Janitscharen-Oligarchie bestehe. Die Janitscharen, in ihren Privilegien schwelgend, brachten nicht gerne mehr Opfer, verließen nicht gerne mehr die sichern Hauptstädte und Festungen, weshalb der Sultan zur Offensive im Felde sich der Arnauten bedienen mußte, die beständig wegen des Soldes schwierig waren und die Fahnen leichtsinnig verließen. In seiner Noth hatte der Sultan endlich die Aegypter zu Hülfe rufen müssen, deren disciplinirte Regimenter wirklich eine große Ueberlegenheit bewährten. Es schien ihm nun gerathen, um sich von den lästigen Aegyptern unabhängig zu machen, sich selbst ein disciplinirtes Heer zu schaffen. Um dies aber zu vermögen, mußte er der Janitscharenwirthschaft ein Ende machen. Sein Vorfahr, Sultan Selim, hatte bei einem ähnlichen Versuch Thron und Leben eingebüßt. Allein Mahmud wagte ihn zum zweitenmal, nachdem er gehörig

alles dazu vorbereitet hatte. Vor allem war es ihm gelungen, die Ulemas (Rechtsgelehrten) auf seine Seite zu bringen, sodann die Marine und die zahlreiche Artillerie. Ende Mai 1826 erließ der Sultan einen Hatti-Sheriff, der eine Reform des Janitscharencorps befahl, demselben aber immerhin noch große Vorrechte ließ. Nichtsdestoweniger empörte sich das stolze Corps in der Nacht des 14. Juni, plünderte die Paläste dreier Großen, die es als Urheber des Hatti-Sherifs betrachtete, und setzte am folgenden Tage den Tumult fort. Der Sultan aber entfaltete die große Kriegsfahne des Propheten, stellte sich selbst an die Spitze der ihm treuen Truppen und ließ die ungeschickt commandirten und planlos umherschweifenden Janitscharen, etwa 20,000 an der Zahl, allmälig durch die Manöver seiner von Hussein Pascha gut geführten 10,000 Artilleristen umringen und mit Kartätschen zusammenschießen. Nach einem fürchterlichen Blutbade ergab sich der Rest auf Gnade oder Ungnade, aber der Sultan übte keine Gnade, sondern ließ alle umbringen. Man rechnete in der ersten Zeit täglich wenigstens eintausend Hinrichtungen. Die ohnmächtige Rache der wenigen Ueberlebenden offenbarte sich in einer entsetzlichen Feuersbrunst, die am 31. August in der Hauptstadt 25,000 Häuser verzehrte. Zu alledem kam noch eine Pest.

Den innern Feind hatte der Sultan besiegt, nun war er aber ohne Armee. Bis eine neue auf ägyptischem Fuß herangebildet war, brauchte es Jahre. Er mußte sich also einstweilen alles gefallen lassen, was ihm Kaiser Nicolaus vorschreiben ließ, und am 25. Sept. den Vertrag von Akjerman eingehen, der folgende Bestimmungen enthielt. Die Hospodare der Moldau und Wallachei sollen vom Sultan auf 7 Jahre gewählt werden, aber mit Beirath eines aus den Bojaren gewählten Divan völlig unabhängig von der Pforte regieren und auch ohne Zustimmung Rußlands nicht abgesetzt werden können. Was der Sultan etwa in den beiden Fürstenthümern vorkehren wolle, dazu müsse immer erst der russische Kaiser seine Zustimmung geben. Serbien solle sich seinen Fürsten selbst wählen und die Pforte sich nicht in die innern Angelegenheiten

dieses Landes mischen, auch die früher von Serbien abgerissenen Distrikte wieder herausgeben. Rußland solle alle festen Plätze an der Ostküste des schwarzen Meeres (wodurch es den freien Tscherkessen im Kaukasus allen Verkehr zur See abschnitt) besetzen, und russische Schiffe sollen in allen türkischen Gewässern freien Zutritt haben.

Die griechische Frage war in diesem Vertrage nicht berührt, Kaiser Nicolaus aber verfehlte nicht, sie den Westmächten einzuschärfen und auf eine Entscheidung zu bringen. Hier zeigte sich die Ueberlegenheit der russischen Politik über die englische. Canning wurde zu London von dem russischen Gesandten, Fürsten Lieven und dessen kluger Gemahlin gezwungen, in seinem vom Jubel ganz Europas begrüßten Liberalismus zu Gunsten der Griechen weiter zu gehen, als er gewollt hatte und als es im englischen Interesse lag. Kaiser Nicolaus ließ nämlich Canning nur die Wahl, mit ihm gemeinschaftlich zu handeln, oder zuzusehen, daß eine russische Armee in die damals gänzlich wehrlose Türkei einrücke. Um das letztere zu verhindern und dem Sultan Zeit zu lassen, bequemte sich Canning in dem Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827, dem auch Frankreich beitrat, dem Sultan die fernere Kriegführung gegen die Griechen zu verbieten, und ihn im Weigerungsfall zu Anerkennung des neuen griechischen Staats zu zwingen. Canning befand sich in einem eigenthümlichen Dilemma. Er konnte die Bildung eines blühenden und selbständigen griechischen Staates niemals wollen noch zugeben, weil die griechische Handelsmarine der englischen im Orient eine zu gefährliche Concurrenz gemacht haben würde. Er mußte im englischen Interesse schon jeden Versuch dazu, mithin auch die Unabhängigkeitserklärung der Griechen überhaupt mißbilligen. Auf der andern Seite aber wollte er auch die liberalen Sympathien nicht verscherzen und nicht geradezu als Bundesgenosse der Türken auftreten. Endlich hoffte er, durch gemeinschaftliches Handeln mit Rußland dieses leichter in Schranken zu halten, als wenn er es auf einen Einmarsch der Russen in die Türkei ankommen lasse. Indem er aber die Befreiung Griechenlands zugab, that er

es im englischen Interesse nur mit dem Vorbehalt, die Griechen kurz zu halten, ihre Marine nie aufkommen zu lassen, die Grenzen ihres Staates so viel als möglich zu verkleinern. Die von Canning zugelassene Befreiung Griechenlands war nur eine von den Umständen abgedrungene englische Concession an Rußland, die Wahl eines kleinern Uebels, um einem größern zu entgehen. Die öffentliche Meinung in Europa aber pries den liberalen Minister Englands wie einen Erlöser der Menschheit und dankte ihm in tausendstimmigem Jubel für etwas, was er — ungern gethan hatte. In England selbst, wo man richtiger urtheilte, bekam er böse Reden und Vorwürfe genug zu hören, fiel aus Anstrengung und Aerger in eine Krankheit und starb am 8. August 1827.

Cannings Stern mußte im Eisnebel der russischen Politik untergehen, zum Beweise, daß die Principien minder mächtig sind, als die Interessen. Dieser längst untergegangene Stern hat aber dennoch oft die schlaflosen Nächte des Kaiser Nicolaus in bösen Träumen durchleuchtet, als die Politik Englands dreißig Jahre später die Eroberungsplane des gewaltigen Kaisers dennoch vereitelte.

Siebentes Buch.

Der russisch-türkische Krieg.

Was Canning so ängstlich hatte verhindern wollen, das einseitige Vorgehen der Russen in der Türkei, wurde doch nicht verhindert. Alle Schritte, die seit Cannings Vorgang England und Frankreich für die Griechen vermeintlich im Sinne, wenigstens unter dem Zujauchzen der liberalen Welt thaten, kamen ausschließlich Rußland zu Gute und wurden von Rußland benützt, um durch die Westmächte selbst gegen ihren ursprünglichen Willen und gegen ihr wahres Interesse die Türkei ruiniren zu helfen.

In Griechenland hatten im Beginn des Jahres 1826 nach dem Falle Missolunghis Ibrahim und Redschid Pascha das Uebergewicht und hätten, wenn sie einiger gewesen wären, das Festland von Griechenland unterjochen können. Aber sie waren nicht einig und zögerten auch vielleicht schon wegen der schwebenden Unterhandlungen. Ibrahim zog sich nach Tripolizza zurück und unternahm einen Streifzug durch Morea; die Griechen wagten keine Schlacht mit ihm, neckten ihn aber auf dem Rückzuge, wobei haupt-

sächlich Nikitas thätig war. Der französische Oberst Fabvier, derselbe Abenteurer, der die französische Armee an der Bidassoa hatte aufhalten wollen, war nach Griechenland gekommen, als Philhellene sehr thätig und wollte die Insel Euböa erobern, wurde aber von Omer zurückgetrieben. Im Lauf des Sommers schickte Bankier Eynard von Genf, der thätigste Philhellene in Westeuropa, 12 Schiffe voll Lebensmittel, Waffen, Kanonen rc. nach Morea, und eine Summe von 70,000 Pfund Sterling zu der die Könige von Preußen und Bayern selbst beigesteuert hatten. Aber ein großer Theil dieser Gaben wurde anstatt in Fabviers Hände zu gelangen, von den Griechen auf die Seite gebracht oder verschleudert. Das so nothwendige Korn, was ihnen zugeschickt war, verkauften sie zum Theil wieder unter der Hand und boten davon unter anderm dem Agenten des Pariser Philhellenencomité zum Kauf an, der die Festungen damit versehen wollte. Kanonen, die mit vielen Kosten in Europa aufgekauft und von Eynard wohlverwahrt nach Morea geschickt worden waren, ließ man als zunächst unverkaufbar, im seichten Meerwasser am Ufer liegen und verbrannte die Lavetten. In der Umgegend von Korinth befehdeten sich zwei Vettern des Hauses Notaras wegen eines Mädchens und lieferten einander Gefechte, als ob kein äußerer Feind in der Nähe sey.

Da in demselben Sommer ein Angriff der türkisch-ägyptischen Flotte auf die Insel Spezzia besorgt wurde, wanderten alle Griechen von dort auf die Insel Hydra aus. Am 10. lieferten sich die Flotten eine kleine Seeschlacht bei Mytilene ohne wesentlichen Erfolg. Erst nachher kam das längsterwartete Dampfschiff und endlich auch die nordamerikanische Fregatte (Hellas) an. Da die Griechen österreichische Handelsschiffe caperten, auf denen sie Vorräthe für die Türken fanden, wollte sie der österreichische Admiral Paulucci züchtigen, scheint aber aus Rücksicht auf die englischen Kriegsschiffe sich Mäßigung auferlegt zu haben.

Nachdem Omer von dem festen Negroponte aus Euböa gegen Fabvier behauptet hatte, rückte endlich, erst im hohen Sommer, Redschid Pascha vor, besetzte Athen und schränkte Guras auf die

Akropolis ein. Fabvier und Karaiskakis wollten helfen, wurden aber bei Khaidari zurückgeschlagen. Guras wurde in der Festung von einer Kugel getödtet, die Besatzung behauptete sich aber und erhielt sogar durch nächtliche Ueberrumplung der Türken eine Verstärkung unter Griziottis.

Unterdeß kam Morea, so weit es nicht von Ibrahim besetzt war, ganz unter die Willkürherrschaft Kolokotronis, dem Nikitas beistand, und der insbesondere alle Unternehmungen der Philhellenen vereitelte, weil er, der vornehmste Agent Rußlands, den Engländern, Franzosen und Deutschen so wenig als möglich Einfluß lassen wollte. Ungefähr in derselben Weise geberdete sich Konduriottis auf der Insel Hydra, nur daß er, wie jeden fremden, so auch den russischen Einfluß zurückwies. Die tapfern Seehelden Miaulis, Tombasis waren seine Gegner, sahen sich aber zu schwach und hielten sich mit ihren Schiffen lieber bei Poros auf, als daß sie nach Hydra zurückgekehrt wären. Die niedern Klassen dieser letztern Insel, vom Hunger bedroht, empörten sich, Konduriottis beschwichtigte sie aber mit Geld. Unter diesen Umständen flüchtete sich die sogenannte griechische Regierung auf die öde Insel Aegina.

Obgleich nun im Anfang des Jahres 1827 zwei berühmte englische Philhellenen anlangten, Lord Cochrane mit einer kleinen Flotille und General Church, der die Landarmee befehligen sollte, so waren dieselben doch so wenig von den Umtrieben der russischen Partei unterrichtet, daß Cochrane selbst, als er nach Aegina kam, gar nicht landen wollte, sondern der armen anglo-gräkischen Partei, die sich in diesen Zufluchtsort zurückgezogen hatte, Vorwürfe machte, daß so wenig Einigkeit unter den Griechen herrsche, und sie nöthigte, sich mit Kolokotronis zu vereinbaren. Der Sitz der Regierung und des Congresses wurde nun nach Trözene verlegt, und so verblendet waren hier noch Cochrane und Church, daß sie gar kein Bedenken trugen, den von Kolokotronis zum Präsidenten von Griechenland empfohlenen russischen Grafen Capodistrias mitwählen zu helfen, zufrieden, wenn sie nur den Oberbefehl über die bewaffnete Macht behielten, Cochrane zur See, Church zu Lande.

Die englische Politik ließ sich hier durch die russische auf eine unbegreifliche Art überflügeln. Das alles geschah zu Ostern 1827.

Inzwischen mühte sich Fabvier ab, Athen zu entsetzen, und war auch der erste Philhellene aus Bayern, Oberst Heideck, angekommen; allein sie richteten gegen Redschid nichts aus, der im Juni die Akropolis wegnahm. Fabvier sollte nun Schuld seyn und entging kaum den Mißhandlungen der Griechen. Er verantwortete sich aber stolz und erkannte auch Churchs Oberbefehl nicht an. Redschid selbst machte keine weitern Fortschritte, wie auch Ibrahim nur seine nutzlosen Streifzüge durch Morea wiederholte.

Im August erschienen die Flotten Englands, Frankreichs und Rußlands in den griechischen Gewässern, um dem Vertrage vom 6. Juli Nachdruck zu geben. Aber auch eine große ägyptische Flotte von 51 Kriegs- und 41 andern Schiffen war von Alexandria abgegangen, und legte sich vor Navarin, um Ibrahim zu unterstützen.

Dieser bezeigte nun keine Lust, die Feindseligkeiten gegen die Griechen einzustellen, und lehnte die Forderungen ab, die ihm desfalls von den Admiralen Englands und Frankreichs, Lord Codrington und v. Rigny, gestellt wurden. Der russische Admiral, Graf Heyden, hielt sich mehr zurück, verfehlte aber nicht, den Zorn zu nähren, der in Codringtons Herzen schwoll, als die Aegypter und Türken von seiner hohen Anwesenheit gar keine Notiz nahmen, sondern zu Wasser und zu Lande ihre Angriffe auf die Griechen fortsetzten. Ibrahim machte einen neuen Einfall ins Innere von Morea und ließ zu Kalamata sengen und brennen, sogar die Fruchtbäume niederhauen. Dieser Hohn und eine geheime Weisung des Herzog von Clarence, der als Oberbefehlshaber der englischen Seemacht eine andere Meinung hatte, als das Ministerium, soll Ursache gewesen seyn, daß Codrington die ihm anempfohlene Mäßigung verlor. Die drei Admirale hielten am 18. October einen Kriegsrath, in welchem der Angriff auf die ägyptische Flotte vor Navarin beschlossen wurde, falls Ibrahim nicht gehorche und sich bereit erkläre, Morea zu verlassen. Da nun Ibrahim sich versagte, griffen am 20. die drei vereinigten Flotten, obwohl nur

26 Kriegsschiffe zählend, die vor Navarin liegende ägyptisch-türkische Flotte, die deren 79 zählte, in einem Halbkreise an und zerstörten sie durch ihr überlegenes Kanonenfeuer fast gänzlich. Nur wenige kleinere Schiffe kamen davon. Der Kapudan-Pascha verlor ein Bein, 6000 Türken und Aegypter kamen um, die Alliirten verloren an Todten und Verwundeten nur 626 Mann. Ibrahim kam am folgenden Tage von seinem Streifzug zurück und fand die Flotte in Trümmern, soll aber gelacht haben, weil er heimlich die Expedition, zu der er gebraucht worden, mißbilligte und nun vom alten Mehemed Ali nicht mehr in Morea zurückgehalten werden konnte. Er schloß sogleich mit den Admiralen einen Waffenstillstand und versprach mit allen seinen Truppen nach Aegypten heimzukehren, sobald er Schiffe hätte.

Ganz anders der Sultan. Dieser entbrannte und nicht mit Unrecht, im heftigsten Zorn, als ihm die Nachricht von der Schlacht bei Navarin zukam. Die Westmächte, die ihn gegen Rußland hätten schützen sollen, hatten demselben Rußland gedient und ihm den schwersten Verlust beigebracht. Wem sollte er trauen? Stolz, ungebeugt erklärte er am 7. November alle Verträge, zu denen er sich bisher verpflichtet habe, für ungiltig, da die christlichen Mächte ihrerseits sie gebrochen hätten. Nur mit Mühe konnte man ihn bewegen, die fremden Gesandten noch in Constantinopel zu dulden. Als sie ihn aber dringend aufforderten, den Vertrag vom 6. Juli anzuerkennen, weigerte er sich aufs bestimmteste. Er wollte den Griechen volle Amnestie gewähren, nicht aber die Gründung eines selbständigen Staates. Da reisten die Gesandten ab, 8. Dezember.

Die Griechen wollten den Türkenschrecken nach der Navariner Schlacht ausbeuten und dachten an die Wiedereroberung von Chios. Aber Fabvier, der mit einigen Bataillonen dahin abfuhr (im Januar 1828) wurde auf allen Punkten von den Türken zurückgeschlagen, seine Truppen zerstreut, und alle wären umgekommen, wenn der französische Admiral sie nicht auf die Schiffe genommen hätte. Ein andrer Angriff sollte auf Kreta gemacht werden. Das war aber nur eine Vorspiegelung, um die griechischen Seeräubereien

zu maskiren, welche damals den höchsten Schwung nahmen. Der geheime Schlupfwinkel der Corsaren war die öde Felseninsel Karabusa; dahin hatten sich 6—7000 Griechen aus Kreta gerettet, die aber größtentheils in Hunger und Elend verschmachteten oder anderswohin flohen, worauf die Corsaren hier Posto faßten und im Versteck der Felsen ihren Raub aufbewahrten. Der Zulauf der Räuber war so groß, daß der kleine Ort schnell zu einer Stadt anwuchs, die ein wohlbefestigtes Castell vertheidigte, und daß hier eine Corsarenflotte von 8 Brigs und 40 Schoonern im Hafen lag. Auch eine Kirche war hier, in der die Corsaren die heilige Jungfrau Maria als Diebsmutter unter dem Namen Panaghia Klephtrina anbeteten und um reiche Beute anflehten. Sie raubten alle Kauffahrteischiffe und ermordeten deren Mannschaften. In kurzer Zeit hatten sie 487 solche Schiffe, darunter 93 englische gecapert, und in ihren Felsenhöhlen ungeheuren Raub aufgehäuft. Als die Engländer endlich dahinter kamen, wurde die griechische Staatsflotte, die Cochrane befehligte, vor die Räuberinsel geschickt und reichte hin, eine Capitulation zu erzwingen, laut welcher die sämmtlichen Corsaren von Karabusa auswandern und die Stadt leer lassen mußten, die geraubten Waaren aber, so weit sie englisch waren, nach Malta geschafft wurden, im März 1828. Viele Güter wurden verschleudert, weil niemand mehr wußte, wem sie gehörten. Ein ruchloser griechischer Priester, Gregorios, einer der Seeräuber, wollte mit geschorenem Barte als altes Weib verkleidet entfliehen, wurde ergriffen und in Ketten geworfen.

Der Sultan würde, da er nach der Ausrottung der Janitscharen und nach dem Verlust der Flotte zu geschwächt war, einen Krieg mit Rußland gern vermieden haben, aber Kaiser Nicolaus ließ ihm auf seine versöhnlichen Anträge im Dezember keine Antwort mehr geben. Rußland hatte zu große Vortheile davon, wenn es gerade jetzt den Krieg begann in einem Augenblick, in welchem die Türkei in grenzenloser Verwirrung und kläglicher Ohnmacht ihm nicht widerstehen zu können schien und wegen ihres eben erfolgten Bruches mit den Westmächten auch von diesen keine Hülfe zu erwarten

hatte. Stolz und siegesgewiß zog der Kaiser von Rußland, indem er mit einem Fuß auf das Grab Cannings trat, sein glänzendes Schwert aus der Scheide.

Nun kannte auch der Sultan keine Rücksicht mehr. Ein Angriff mitten im Winter war nicht zu fürchten, aber im Frühjahr stand der Einmarsch eines gewaltigen russischen Heeres bevor. Auch neuer Verrath im Innern war zu besorgen. Ein Russe, Capodistrias, war mit Zustimmung der Westmächte zum Regenten von Griechenland ernannt worden, die russische Flotte unter Heyden leistete den Griechen Beistand und beobachtete die Dardanellen, eine russische Flotte konnte vom schwarzen Meere her den Bosporus bedrohen. Durch russische Umtriebe waren bereits tausende von Armeniern, welche türkische Unterthanen waren, auf das von den Russen neuerworbene Gebiet von Eriwan hinübergezogen, und es hatte den Anschein, als ob sämmtliche unirte Armenier auch in Constantinopel und andern Städten der europäischen Türkei im Complott und von den Russen beeinflußt seyen, weshalb es der Sultan für gerathen hielt, im Januar 1828 alle diese Armenier, 30,000 an der Zahl, nach Asien hinüber zu schicken. Dasselbe Schicksal erfuhren alle katholischen Unterthanen des Sultans, trotz der Protestation des österreichischen Internuntius. Und selbst England wurde damals vor den Kopf gestoßen, indem der Sultan dem nordamerikanischen Agenten Richards große Handelsvortheile zusicherte, wenn die vereinigten Staaten ihm beistehen wollten. Im Uebrigen rüstete der Sultan nach Kräften und ließ besonders die Dardanellen stark besetzen, woraus man schließen darf, daß er einen abermaligen Angriff der vereinigten Flotten, wie vor Navarin, jetzt vor Constantinopel selbst besorgt haben mag. Eine gewiß übertriebene, aber doch berechtigte Besorgniß, da es Codrington, der Sieger von Navarin war, der nach Aegypten segelte, um den alten Mehemed Ali zur Neutralität und Zurückberufung Ibrahims zu zwingen. Der Sultan durfte in der That an ein geheimes Einverständniß der Westmächte mit Rußland glauben, dessen Endzweck seine Vertreibung und eine Theilung der Türkei wäre.

Auffallend spät eröffnete Kaiser Nicolaus den großen Krieg. Erst am 14. April erfolgte sein Kriegsmanifest und erst am 7. Mai begann der Uebergang der Russen über den Pruth, den Grenzfluß zwischen dem russischen Bessarabien und der türkischen Moldau. In dem Manifeste wurde im großartigsten Style die Wahrheit verkehrt. Doch war diese Sprache nicht neu in der russischen Geschichte. Katharina II. hatte, indem sie auf die politische Vernichtung des unglücklichen Polens ausging, in eben so hochfahrender Weise die Polen gehofmeistert und ihnen allein alle Schuld zugeschoben. Die alte Fabel vom oben am Ufer trinkenden Wolfe, der das unten am Ufer trinkende Lamm anklagt, es trübe ihm das Wasser. Rußland beginnt in jenem Manifeste damit, seine eigene Friedensliebe, seine langmüthige Geduld, seine stets bewährte Großmuth zu preisen, und drückt das tiefste Bedauern aus, daß es lediglich durch die unbegreifliche Hartnäckigkeit und Bosheit der Türkei in die „traurige Nothwendigkeit" versetzt werde, zu den Waffen greifen zu müssen. Die russische Armee zählte 130,000 Mann unter dem Fürsten Wittgenstein; der Kaiser selbst aber kam ihr nach. Warum die Russen erst im Mai den Pruth passirten, erklärt sich zum Theil aus dem weiten Wege, den sie zu machen hatten, und aus der Schwierigkeit der Verpflegung und des Transports in so wenig civilisirten Landschaften, wozu noch die Corruption kam, die Treulosigkeit und Habgier fast aller Armeebeamten, durch welche einerseits dem Kaiser eine größere Zahl von Truppen, Pferden und Armeebedürfnissen aller Art vorgelogen wurde, als wirklich vorhanden war, und andrerseits dem gemeinen Mann oft die nothdürftigste Pflege entzogen und die Sterblichkeit im Lager außerordentlich vermehrt wurde. Gleichwohl hätte der Kaiser Zeit gehabt, die Vorbereitungen zum Kriege zu treffen und den Beginn des Angriffs zu beschleunigen. Aber im Frühjahr pflegt die Donau auszutreten und weitumher die Ufer zu überschwemmen. Die Passage ist dann noch unendlich schwieriger, als zu jeder andern Jahreszeit. Andrerseits aber war die bessere Jahreszeit, die man abgewartet hatte, auch wieder ungünstig für

einen längeren Feldzug, weil sie schon zu weit vorgerückt war. Von Johanni an fehlt in jenen südlichen Ländern das grüne Futter, weil das Gras abdorrt, und sind mithin große Massen von Pferden äußerst schwer durchzubringen.

Eine Proclamation des Fürsten Wittgenstein an die Einwohner der Moldau und Wallachei sicherte denselben Frieden, jegliche Schonung des Eigenthums und die strengste Mannszucht der Truppen zu. Allein mit solchen Großmuthsversicherungen wurde nur dem leichtgläubigen Europa Sand in die Augen gestreut. In der Wirklichkeit war Fürst Wittgenstein gar nicht im Stande, seine Zusage zu halten. Sein Heer brauchte in den unwegsamen Donaufürstenthümern ungeheure Transportmittel und war genöthigt, den Bauern alles Zugvieh wegzunehmen, was sie nicht vorher in die Gebirge geflüchtet hatten. Derselbe Raub traf die Lebensmittel. Die Türken hatten sich schon hinter die Donau zurückgezogen und dachten gar nicht daran, die Moldau und Wallachei zu vertheidigen. Nur in Galacz wartete noch eine kleinere Abtheilung die zuerst ankommenden Russen ab und schlug sich zum Gruß mit ihnen herum, ging aber dann gleichfalls über den Strom zurück. Obgleich nun das ganze weite Land offen lag, brauchten die Russen doch einen vollen Monat nach ihrem Pruthübergang, ehe sie auch die Donau überschreiten konnten. Die schlechten Wege machten jeden Marsch und Transport schwierig, und das allmälig gesunkene Donauwasser ließ Schlamm und pestilenzialische Ausdünstungen zurück, an denen die Truppen erkrankten. Das sind die berüchtigten Donaufieber, die hier, nahe den Mündungen des großen Stromes, noch gefährlicher sind als in Ungarn.

Die Türken hatten kaum 50,000 Mann zusammenbringen können, die unter Hussein Pascha, dem Vernichter der Janitscharen, nur die Festungen am rechten Donauufer vertheidigen sollten, ohne sich in eine offene Feldschlacht einzulassen. Es waren meist junge, noch ungeübte Truppen, die sich kaum in das neue Reglement, die neue Uniform finden konnten. Mit dem ganzen Militärsystem seit der Ausrottung der Janitscharen hatte der Sultan

auch die Bekleidung der Truppen mehr dem abendländischen Typus genähert. Die alten Turbane, Kaftane, kurzen Hosen fielen weg und wurden durch die rothe Mütze (Feß), den europäischen enganschließenden Waffenrock und die lange Hose ersetzt. Mit diesen wenigen, zum Theil mit sich selbst unzufriedenen Truppen sollte nun die ganze Uebermacht Rußlands aufgehalten werden. Die christlichen Einwohner der Moldau und Wallachei waren längst den türkischen Fahnen entfrembet. Ebenso die kriegerischen Serbier, deren Fürst Milosch damals aus Rücksicht auf die nahen Russen nicht einmal die muhamedanischen Bosnier durchließ, als ein Heer derselben zu Hussein Pascha stoßen wollte. Da nun auch die christliche Bevölkerung in Bosnien (die sclavisch unterworfene) in eine unruhige Bewegung gebracht wurde, hielt es die muhamedanische (als die herrschende, allein güterbesitzende) für zu gefährlich, das Land zu verlassen, und blieb zurück. Auch die Arnauten spielten im neuen türkischen Heere nicht mehr eine vorragende Rolle; auch sie gehörten, gleich den Janitscharen, trotz ihrer Tapferkeit dem älteren verworfenen System an und wurden mithin nur noch als leichte Truppen und Parteigänger gebraucht.

Das ganze rechte Donauufer war mit türkischen Festungen bespickt, und zwar von Silistria aus bis zur Mündung ins Meer längs der Krümmung des Stromes, der die s. g. Dobrudscha bildet, nur mit kleinen: Tultsche, Isaktschi, Ibrail (Braila) Macsin, Hirsova, Kustendscha. Dann die Donau aufwärts bis zur österreichischen Grenze mit größern: Silistria, Rustschuk, Nikopolis, Widdin. Kleine Festungen auf dem linken Ufer waren nur Giurgewo gegenüber von Rustschuck, und Turna gegenüber von Nikopolis, eigentlich deren Brückenköpfe. Eine kleine türkische Flotille auf der Donau verband eine Festung mit der andern und erschwerte den Uebergang der Russen. In allen diesen Festungen aber hielten sich die Türken mit gewohnter Zähigkeit und ohne Furcht, während die Russen bei deren Belagerung sich in Erdhütten und Trancheen eingraben mußten und von der Sumpfluft litten. Die Tage waren heiß, die Nächte kalt und feucht.

Der erste Uebergang der Russen über die Donau erfolgte in der Nacht des 7. Juni bei Isaktschi, welches am 11. zur Uebergabe gezwungen wurde. Am 9. erlag auch die türkische Donauflottille einem Angriff der zu diesem Zweck vom schwarzen Meere her eingelaufenen russischen Schiffe. Zugleich wurde Ibrail eng eingeschlossen, bombardirt und bestürmt, wobei die Russen mehr als 2000 Todte und Verwundete einbüßten, bis die tapfere kleine Besatzung unter Soleyman Pascha capitulirte, am 19. Fast gleichzeitig fielen Macsin, Tultsche, Hirsova, Kustendscha. Kaiser Nicolaus selbst wohnte dem Kampf um Ibrail an und folgte dem Gros der Armee über den Trajanswall. Der Plan war, die Donaufestungen einstweilen zu cerniren, den Hauptstoß aber gegen die beiden weiter zurückliegenden Hauptfestungen zu führen, von denen die eine, Varna, die Straße nach Constantinopel am schwarzen Meere hin, die andre, Schumla, die Straße über das Gebirge Balkan beherrscht. Wittgenstein hoffte, Hussein Pascha werde zum Entsatz dieser Festungen eine Schlacht wagen, in der er unterliegen müsse. Indeß war Hussein weit entfernt von solcher Verwegenheit und trachtete nur, die Russen vor den Festungen aufzuhalten, zu ermüden, durch kleine Gefechte, Strapazen und Krankheiten aufzureiben, was ihm auch sehr wohl gelang. Er hatte Sorge getragen, das Land möglichst zu entvölkern, die christlichen Bulgaren weiter zurück nach Süden zu versetzen und alle Vorräthe in die Festungen zu schaffen. Bei der Elendigkeit der Dörfer wird es sowohl in der Bulgarei, als Moldau und Wallachei dem Bauer leicht, mit seiner ganzen Familie anderswohin zu siedeln. Wenn ihm auch seine Hütte verbrennt, stellt er sie heimkehrend bald wieder her. Daher war die Flucht der Wallachen mit ihrem Vieh in die Gebirge und die Vertreibung der Nordbulgaren durch die Türken eine sehr einfache Sache.

Indem sich die Russen nun auf türkischem Boden ausbreiteten, belagerte auf dem äußersten rechten Flügel ihr General Geismar die Festung Widdin, den Schlüssel Serbiens. Fürst Milosch hielt sich mit seinen Serben ruhig und half weder den Türken noch

den Russen, um sich nach keiner Seite hin zu compromittiren, wurde aber auch von beiden Seiten geschont, denn keine der kriegführenden Mächte wollte ihn zum Gegner haben. Ein noch größeres russisches Corps, 40,000 Mann unter General Roth, belagerte Silistria, dessen Einnahme nothwendig war, um die Verbindung über Bukarest und Jassy zu sichern, wenn die russische Hauptarmee, sey es über Schumla oder Varna, weiter gegen Constantinopel vorrücken wollte. Schumla selbst, eine Bergstadt mit 60,000 Einwohnern, wurde von Hussein Pascha vertheidigt, als das Gros der Russen sich davor legte. Varna wurde vom Kapudan Pascha vertheidigt, während es die Russen zu gleicher Zeit zu Land und zur See angriffen. Kaiser Nicolaus befand sich mitten in dem Dreieck, welches die drei Festungen bildeten und brachte abwechselnd vor der einen und andern zu, um seine Truppen zu begeistern. Man glaubt jedoch, daß gerade seine Anwesenheit im Lager die Einheit und Schnelligkeit der Kriegsoperationen gehindert habe, sofern er mit seinem kaiserlichen Willen zu oft den Kriegsrath beherrschte und schon gefaßte Pläne wieder durchkreuzte. Oder haben wenigstens später die Generale das Mißlingen ihrer Unternehmungen auf den Kaiser geschoben, um selbst vorwurfsfrei zu erscheinen.

Nach einem unbedeutenden Reitergefecht am 16. Juli zog Hussein seine Streitkräfte in Schumla zusammen und ließ die Russen herankommen, ohne sich aus den Mauern herauslocken zu lassen. Die Russen suchten die Stadt zu ceruiren, besetzten einige Höhen und schnitten der Stadt sogar die Verbindung mit Adrianopel ab, von wo allein Verstärkungen und Lebensmittel für sie zu erwarten waren und wohin allein das türkische in Schumla eingeschlossene Heer im Nothfall sich zurückziehen konnte. Hussein fiel nun plötzlich in der Nacht auf den 26. August aus Schumla aus, warf sich mit furchtbarer Gewalt auf das Corps des General Rüdiger, welches bei Eski Stambul jenen Verbindungsweg abgesperrt hatte, vernichtete ihm vier Bataillone gänzlich und warf ihn auf die Hauptarmee zurück, so daß wenige Tage nachher die

erwarteten Verstärkungen und Lebensmittel glücklich nach Schumla eingebracht werden konnten. Nach diesem harten Schlage begnügten sich die Russen, Schumla nur mehr zu beobachten, und hofften durch einen Gewaltstoß mit leichterer Mühe zuerst Varna zu nehmen. Diese Stadt zwischen Meer und Gebirge, mit 25,000 Einwohnern, litt mehr durch das Bombardement von der Flotte aus unter Admiral Fürst Menzikof, als durch die Angriffe des General Suchtelen vom Lande her, und des Großfürsten Michael, der die Garden heranführte. Die Belagerung hatte im Anfang Juni begonnen, die Stadt aber hielt sich aufs tapferste, bis erst im October der Unterbefehlshaber Jussuf Pascha, den die Russen bestochen hatten, nicht nur im Widerspruch mit dem Kapudan Pascha die Unmöglichkeit einer längern Vertheidigung behauptete, sondern auch am 10. October mit einem großen Theil der gleichfalls durch Geld wankend gemachten Besatzung zu den Russen überging. Nur 300 Mann folgten dem tapfern Kapudan Pascha in die Citadelle, wo er sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren schwur. Da gestattete Kaiser Nicolaus, welcher zugegen war, dem heldenmüthigen Manne und seinen Getreuen einen völlig freien Abzug. Die schwachen Versuche Omer Briones, die Russen bei der Belagerung Varnas zu necken, hörten nun auch auf, und Omer zog sich auf die türkische Hauptmacht zurück.

Mittlerweile wurde auch Silistria seit dem Juli von Roth, später von Fürst Wittgenstein selbst belagert, ohne allen Erfolg. Da es im Herbst heftig regnete, litten die Russen in den überschwemmten Gräben an der Donau außerordentlich. Der Kaiser kehrte höchst unzufrieden nach Odessa zurück. Jedes weitere Vorrücken der Russen wurde vorläufig aufgegeben. Da sie auch vor Schumla durch Angriffe der Türken und die eingetretene harte Kälte litten, befahl Fürst Wittgenstein den Rückzug von Schumla, am 15. October. Auch Varna behielt nur eine russische Besatzung, das Belagerungsheer aber zog sich gleichfalls zurück. Am 2. November wurde auch die Belagerung Silistrias aufgehoben, nachdem schon der rechte Flügel der Russen unter Geismar, dem der Pascha

von Widdin durch nächtlichen Ueberfall am 28. September eine Niederlage beigebracht hatte, zum Rückzug gezwungen worden war. Die Russen hatten weniger durch Schlachten, als durch Krankheiten ungeheuer gelitten. Der ganze Feldzug war zu ihrem Nachtheile ausgeschlagen, und man erkannte, daß die Türkei trotz ihres Unglückes immer noch eine streitfähige Macht sey.

Die Russen hatten aber auch in Asien angegriffen und auf dieser Seite ungleich besseres Glück gehabt. Paskiewitsch, Ueberwinder der Perser, sollte von Transkaukasien aus gegen Erzerum operiren. Zuvor aber fuhr die russische Flotte im schwarzen Meere unter Admiral Greigh mit Landungstruppen unter dem Fürsten Menzikof vor die türkische Festung Anapa am östlichen Ufer des schwarzen Meeres und nahm sie im Juni, eine zweite kleine Festung, Poti, im Juli. Paskiewitsch mußte auf Verstärkungen warten und konnte erst im Juli ins Feld rücken. Die Türken unter Halil Pascha, dem der tapfre Kiosa Muhamed beigesellt war, hatten 30,000 Mann aufgebracht, die aber nicht disciplinirt, sondern aus allen Provinzen Kleinasiens zusammengerafftes Gesindel waren und mit denen die Paschas nicht wagten, den an Zahl geringeren Russen im offenen Felde zu begegnen. Es gab nur kleine Reiterplänkeleien, die den Grafen Paskiewitsch nicht hinderten, am 1. Juli vor der Festung Kars zu erscheinen. Vier Tage später nahm er diese Stadt mit Sturm, ohne daß Halil und Kiosa ihr zu Hülfe kamen. Paskiewitsch zog unaufgehalten weiter, schoß am 4. August die armenische Felsenfeste Akhalkali zusammen, überschritt den Kur, umging in der Nacht auf den 21. August das Lager des Kiosa vor der Festung Akhalzik, überfiel ihn unversehens und ließ alles, was nicht schnell genug fliehen konnte, niedermachen. Kiosa floh verwundet nach Akhalzik. Aber Paskiewitsch ließ die Stadt in Brand stecken und der Citadelle so zusetzen, daß Kiosa gegen freien Abzug capitulirte. Am 29. August ergab sich auch die Festung Azkur, am 9. September Bajazid, bald darauf auch Diadin und die Bergfeste Toprakalet.

Im October aber trat solche Kälte ein, daß der Krieg von beiden Seiten ruhte und Paskiewitsch nach Tiflis zurückkehrte.

Während des Winters setzte Graf Diebitsch dem Kaiser Nicolaus in einer Denkschrift die Ursachen auseinander, die einen glücklichen Erfolg des Donau- und Balkankriegs im verflossenen Jahre verhindert hätten, und machte Vorschläge, wie dieselben im nächsten Feldzuge vermieden werden könnten. Da er mit seinem Kopfe für den Erfolg bürgte und der Kaiser ihm Vertrauen schenkte, wurde Fürst Wittgenstein des Oberkommandos enthoben und Graf Diebitsch kam an seine Stelle mit unumschränkter Vollmacht. Auch fand sich der Kaiser bewogen, dem Feldzug von 1829 in Person nicht anzuwohnen, sondern Diebitsch ganz allein machen zu lassen. Inzwischen war der Kaiser auf dem diplomatischen Felde desto thätiger. Es gelang ihm, sich der Zustimmung des französischen Cabinets vollkommen zu versichern und dadurch Oesterreich im Schach zu halten. Thatsache ist, daß es damals Fürst Metternich allein war, der das Mißgeschick Rußlands im letzten Feldzuge gern benutzt hätte, um sofort den Frieden zu diktiren und die Türkei vor den Gefahren eines neuen Feldzugs zu schützen. Allein Metternich sah sich von Frankreich nicht unterstützt und noch viel weniger von Preußen, welches sich gleichsam blind für die Sache des Kaisers von Rußland erklärte. Nicht einmal England trat Oesterreich bei. Theils waren die englischen Minister mit innern Angelegenheiten beschäftigt, theils hatten sie sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, es genüge der englischen Politik, wenn nur Griechenland unter dem Schutz der Westmächte und gleichsam ein Pfand für sie bliebe. Die Engländer duldeten daher, daß eine große Verstärkung der russischen Flotte von St. Petersburg durch den Sund ins schwarze Meer segelte.

An der Donau war den Winter über im Allgemeinen Ruhe gewesen. Die Türken hatten sich rein defensiv verhalten. Nur die Russen waren thätig, befestigten Varna viel stärker als vorher, eroberten die türkische Seestadt Sizebol und das kleine Turna

gegenüber von Nikopolis. General Roth, bei Hirsova verschanzt deckte die Verbindung mit Varna.

Wegen der Ueberschwemmung konnte Diebitsch auch im Jahr 1829 den Feldzug an der Donau nicht eher wieder eröffnen, als im Mai. Er commandirte 150,000 Mann und führte 540 Kanonen mit sich. Die Türken, diesmal vom neuernannten Großvezier Redschid Pascha commandirt, konnten ihm nur 30,000 Mann reguläre Truppen entgegenstellen, das übrige waren wenig zuverlässige zuchtlose Banden von Arnauten und Unregelmäßigen aller Art (Baschi-Bodzuks). Diebitsch berechnete, daß dieses türkische Heer keine offene Schlacht wagen würde, und daß es, wenn es sich auch vorsichtig hinter den Festungen hielte, nicht stark genug wäre, um ihn im Rücken ernstlich zu bedrohen, wenn er über den Balkan vorginge. Nur Silistria mußte er um jeden Preis haben, weil dieser Punkt seinen Rücken vorzugsweise deckte. Er beschloß also, Silistria zu nehmen, dann nur so viele Truppen zurückzulassen, um die Türken zu beschäftigen, und mit dem Kern seiner Armee über den Balkan gegen Constantinopel vorzugehen. Während er bei Hirsova über die Donau ging, wurde das vorgeschobene Corps des General Roth plötzlich am 15. Mai in der ersten Morgenfrühe von dem türkischen Heere unter dem Großvezier Redschid Pascha angegriffen und über den Haufen geworfen, die Russen geben selbst einen Verlust von 1600 Mann nur an Todten an. Indeß zog sich Redschid alsbald wieder vor Diebitsch nach Schumla zurück. Diebitsch konnte nun ungehindert am 17. Mai die Belagerung Silistrias beginnen lassen. Redschid, den das Glück unvorsichtig gemacht hatte, kam noch einmal und wollte einen zweiten Handstreich versuchen, wurde aber von Diebitsch, der rechtzeitig Nachricht davon erhalten hatte, umgangen, von Schumla abgeschnitten und am 11. Juni bei Kulewtscha zu einer Schlacht im offenen Felde gezwungen, in welcher er die furchtbarste Niederlage erlitt. Die russischen Kanonen streckten die türkischen Irregulären, nachdem man sie in dichte Massen zusammengedrängt hatte, reihenweise nieder. Das ganze türkische Heer wurde aufgelöst, alle

Artillerie ging verloren. Mit nur 1000 Reitern rettete sich Redschid nach Schumla. Nun verzweifelte Silistria am Entsatz und ergab sich am 30. Juni. So hatte sich alles über Erwarten günstig für die Russen gestaltet, und Diebitsch konnte seinen Plan ausführen. Zur Beobachtung Schumlas und des sehr geschwächten Großveziers reichte ein russisches Corps unter General Krasowski hin; mit dem Gros der Armee trat Diebitsch sofort den Marsch über den Balkan an, von dem er den Beinamen erhielt Diebitsch-Sabalkanski (der über den Balkan Gegangene).

Der Widerstand, den er im Gebirge von Seiten der Türken fand, war unbedeutend. An eine Befestigung und regelmäßige Vertheidigung von Bergpässen war nicht gedacht worden. Nur am Flusse Kamtschik versuchten die Türken, den Russen den Uebergang streitig zu machen, sie wurden aber nach kurzem Gefecht geworfen. Die Russen erstiegen das Gebirge in zwei Colonnen, rechts bei Funduti-Dere, links bei Paliobano. Am 22. Juli setzten sie den Fuß zum erstenmal auf die andere Seite des Balkan und stiegen in die Ebenen von Rumelien hinunter. Nachdem sie die Stadt Selimno genommen, wo die Türken nur schwachen Widerstand leisteten, stand ihnen das ganze Land offen, und am 19. August erschien Diebitsch vor der großen Stadt Adrianopel, mit 80,000 Einwohnern, die von Halil Pascha mit 10,000 Mann vertheidigt werden sollte, aber da man die Stadt dem Schrecken einer Belagerung und Erstürmung nicht aussetzen wollte, wurde capitulirt. Halil entwich und Diebitsch zog ein. Diebitsch hatte nur noch 30,000, einige behaupten selbst nur noch 20,000 Mann; der mühsame Uebergang über das Gebirge, Mangel an Lebensmitteln und vor allem tödtliche Seuchen hatten sein Heer in den traurigsten Zustand versetzt. In einer einzigen Nacht blieb ein ganzes Bataillon, das an einer Kirchhofmauer bivouakirt hatte, todt liegen. Aber die Thatsache, daß ein russisches Heer vor Adrianopel lagere, und der Schrecken, der vor dem Namen Diebitsch herging, verblendete die Türken so, daß sie die Schwäche der Russen nicht erkannten. In keinem Falle war Diebitsch stark genug, Constanti-

nopel einzunehmen, hier mußte er mit dem ganzen Rest seines Heeres zu Grunde gehen, wenn er weiter vordrang. Aber gerade in Constantinopel überschätzte man seine Stärke, und sonderlich die fremden Diplomaten drängten sich zum Thron des erschütterten Sultans, um ihm bange zu machen. Die Türken hätten sich sehr gut retten und die Russen über den Balkan zurückwerfen können, wenn sie rechtzeitig durch die tapfern Albanesen wären unterstützt worden. Aber diese Truppen waren gleich den Janitscharen durch das neue Kriegssystem vor den Kopf gestoßen, und der Pascha von Scutari, der ein großes Heer aus ihnen sammelte, zauderte wahrscheinlich aus Privatgründen, wie denn die Paschas in der Regel des Sultans Verlegenheiten benützten, um ihre Unabhängigkeit zu erweitern.

Ueberzeugt, daß Diebitsch nicht stark genug seyn würde, um Constantinopel wegzunehmen, und daß ihm die Eroberung dieser Stadt jedenfalls durch die englische Flotte, die auf eine für Rußland sehr bedenkliche Weise verstärkt worden war, streitig gemacht werden würde, hatte Kaiser Nicolaus das rechte Mittel ersonnen, den Sultan zu beugen. Er bat nämlich seinen königlichen Schwiegervater in Berlin, Friedrich Wilhelm III. um seine Vermittlung, d. h. um die eilige Entsendung des preußischen General von Müffling nach Constantinopel, der den Sultan auch im Namen Preußens zur Nachgiebigkeit bewegen und denselben in Betreff der „Mäßigung" Rußlands bündige Versicherungen geben sollte. Müffling empfing aber, wie er in seinen Memoiren selbst erzählt, seine Instructionen vom Kaiser Nicolaus, war ein vertrauter Freund von Diebitsch, setzte sich von Constantinopel aus sogleich mit ihm in Verbindung und kartete alles mit ihm ab, ein Werkzeug nicht der preußischen, sondern der russischen Politik. Diebitsch ließ Wida, auf dem Wege nach Constantinopel, und Midia, nebst einigen anderen Punkten am schwarzen Meere besetzen, wo die Türken keine Truppen hatten, und erweckte dadurch die Furcht, als ob er sich mit einem zur See kommenden neuen russischen Heere (welches nicht existirte) in Verbindung setzen wollte, um Constantinopel zu

erobern. Obgleich nun englische Ingenieure bereits die Punkte zu befestigen anfingen, auf die es bei der Vertheidigung der Hauptstadt besonders ankam, und Diebitsch schlechterdings zu schwach war, um die Hauptstadt angreifen zu können, ließ sich der Sultan doch damals so einschüchtern, daß er einen Waffenstillstand verlangte, den Diebitsch sehr bereitwillig annahm. Schon am 1. September begannen die Friedensunterhandlungen.

Mittlerweile hatte auch Paskiewitsch in Asien den Feldzug wieder eröffnet. Während des Winters war große Aufregung in Persien zu bemerken gewesen. Die Perser hatten den sehr vernünftigen Gedanken, wenn sie den Türken diesmal nicht beistünden, wenn wie bisher Perser und Türken immer nur einzeln gegen das mächtige Rußland kämpften, so würden beide, einer nach dem andern unterliegen müssen. Aber der Schach war zu feig oder gönnte aus alter Eifersucht den Türken ihre Niederlage, wie seiner Zeit Oesterreich und Preußen einander alle Niederlagen gönnten, die sie von Napoleon erlitten. Das persische Volk wurde vollends gereizt durch den Uebermuth des russischen Gesandten in Teheran, Gribojedof, der sich benahm, als habe er in Persien zu befehlen. Zwei nichtswürdige Armenier, früher im Dienste des Schachs, waren in den russischen Gesandtschaftsdienst übergegangen und höhnten nun unter seinem Schutz öffentlich alles geheiligte Herkommen und Recht. Einer dieser Bösewichter, Mirza Yakub, früher Oberaufseher des königlichen Harem, hatte aus demselben eine große Menge Geld, und Juwelen gestohlen, und der Gesandte weigerte sich, den Raub wieder auszuliefern. Mirza selbst beleidigte öffentlich den Obersten der Priester und schmähte den Islam. Endlich ließ der Gesandte zwei schöne Armenierinnen, die niemals russische Unterthaninnen gewesen, unter dem Vorwand, sie seyen es, aus dem Hause ihres persischen Herrn holen und gab sie nicht wieder heraus. Mirza veranstaltete ein nächtliches Gelag, wozu außer den geraubten Frauen auch noch eine lüderliche Dirne aus der Stadt geholt wurde. Das wurde nun doch dem Volke in Teheran zu viel, es stürmte das russische Gesandtschaftshotel und

mordete den Gesandten und alle seine Leute. Nur ein Sekretär, welcher abwesend war, und drei Bediente entgingen dem Tode, am 12. April 1829. Allein die Scene hatte weiter keine Folgen; der Schach wollte keinen Krieg mit Rußland anfangen, und Kaiser Nicolaus war froh darüber und ließ sich durch die Entschuldigung des Schach, die ihm ein persischer Prinz, sein Enkel, nach Petersburg selbst überbringen mußte, leicht versöhnen.

Paskiewitsch war noch nicht ins Feld gerückt, als die tapfern Abscharen, ein Bergvolk, unter ihrem Fürsten Achmed-Bey, am 4. März Akhalzik bestürmten und wegzunehmen suchten; sie wurden jedoch mit großem Verlust vor den festen Mauern zurückgeschlagen. Unterdeß hatte der Sultan für Asien einen neuen Generalissimus (Seraskier) in der Person des Hadschi Salek Pascha geschickt und demselben Haki Pascha beigegeben. Diese sammelten in Erzerum etwa 50,000 Mann, wagten sich aber aus Furcht oder angeborner türkischer Trägheit nicht vor, warteten Paskiewitsch ab und begingen die Unvorsichtigkeit, sich zu theilen und so weit von einander aufzustellen, daß sie von Paskiewitsch, der angeblich nur mit 18,000 Mann kam, einzeln konnten geschlagen werden. Paskiewitsch mußte, um nach Erzerum vorzudringen, das Gebirge Sungalu übersteigen. Hier erwartete ihn Haki in einer sehr festen Stellung, Paskiewitsch aber umging ihn, ließ ihn hinter sich, eilte über das Gebirge und stieß im Thale Intschasu auf das andere Heer des Hadschi, welches ihn zwar wüthend angriff, aber zurückgeworfen wurde, am 1. Juli. Nun wandte sich der Sieger eben so rasch wieder um gegen Haki, der von nichts wußte, überfiel ihn und schlug ihn ebenfalls, am 2. Der Schrecken und die Entmuthigung unter den Türken war so groß, daß sie schaarenweise davonliefen und in ihre Heimath zurückkehrten. Als Hadschi nach Erzerum zurückkam, fand er die Stadt fast leer von Truppen. Ein alter Janitscharen-Aga, Mamisch, voll Haß gegen den Sultan, überredete die Einwohner leicht, sie würden eher Schonung erfahren, wenn sie sich gleich den Russen unterwürfen, verhaftete den von seinem Heere verlassenen Hadschi und öffnete die Stadt den Russen,

die schon am 7. einzogen. Unter der Beute, welche Paskiewitsch hier vorfand, zeichneten sich eine Menge von kostbaren Handschriften aus, die nach Rußland gebracht und in verschlossenen Kisten an die russischen Universitäten vertheilt wurden, die aber bis jetzt noch nicht geöffnet, noch von keinen gelehrten Augen geprüft seyn sollen. Der neue Seraskier Chasynbar Oglu sammelte in Trapezunt am schwarzen Meere neue Streitkräfte. Paskiewitsch wollte ihm zuvorkommen, blieb aber im Gebirge zwischen Erzerum und Trapezunt stecken; Herbst, Regen, unwegsame Berge, Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn zum Rückzug. Unterdeß war der einzeln detachirte russische General Burzof von den kriegerischen Lasen, einem Gebirgsvolk, bei Baiburt geschlagen worden; Paskiewitsch eilte ihm zu Hülfe und erstürmte Baiburt am 9. October. Das war sein letzter Sieg in diesem Feldzug, denn unmittelbar darauf empfing er einen Courier mit der Friedensnachricht, wobei zu bemerken ist, daß der trotzige Pascha von Trapezunt den zur See auf dem nächsten Wege anlangenden Courier nicht durchpassiren ließ, sondern vier Wochen lang aufhielt.

Die Friedensunterhandlungen begannen zu Adrianopel und wurden durch keine energische Einsprache der Westmächte weder gestört, noch zu einem für die Türkei günstigen Ende geleitet. Mustapha Pascha von Scutari sammelte 20,000 tapfere Arnauten, drang gegen Philippopolis vor und war im Begriff, die Russen in Adrianopel zu überfallen, allein ein unglückliches Gefecht, das sein Nachtrab mit dem ihm von der Donau her nacheilenden General Geismar zu bestehen hatte, und noch mehr die Furcht vor den Serben oder Bestechung bewogen ihn plötzlich wieder zum Rückzug. Der Frieden von Adrianopel, am 14. September zum Abschluß gekommen, sicherte Rußland neue und große Vortheile. Die Eroberungen, die es machte, beschränkten sich zwar auf die Donauinseln an der Mündung des Stroms, auf die schmale Ostseite des schwarzen Meeres, auf einen nicht sehr großen Strich in Asien mit der Festung Akhalzik; allein diese kleinen Flecken waren von großer strategischer Wichtigkeit. Durch die Inseln be-

herrschte Rußland fortan die ganze Donau, durch die kleinen Forts am östlichen Ufer des schwarzen Meeres schnitt es den Tscherkessen den Verkehr zur See ab. Durch Akhalzig beherrschte es das türkische Armenien und den Weg nach Erzerum. Ferner sicherte der Frieden allen russischen Unterthanen in der Türkei das Recht, ausschließlich unter der Jurisdiction der russischen Gesandtschaft und der russischen Consuln zu stehen, so daß keine türkische Behörde sie vor sich laden durfte. Auch wurde allen Russen im ganzen Umfang des türkischen Reichs die vollste Zoll- und Handelsfreiheit gewährt. Die Donaufürstenthümer wurden der Herrschaft der Pforte fast ganz entzogen. Nur ein jährlicher Tribut erinnerte noch daran. Im übrigen sollte kein Muselmann auf dem linken Donauufer wohnen dürfen, sollten die Hospodare der Moldau und Wallachei auf Lebenszeit ernannt, auch von ihrem Divan unabhängig mit souveräner Gewalt regieren und eigenes Militär halten dürfen. Aller Einfluß, der hier dem Sultan entzogen wurde, ging fortan auf die russischen Gesandten in Jassy und Bukarest über. Die Türkei sollte ferner an Rußland Kriegskosten im Betrage von 10 Mill. Dukaten und Entschädigung für den russischen Handel im Betrage von 1½ Mill. bezahlen. Um die Westmächte zu beschwichtigen, war in den Friedensvertrag die Klausel aufgenommen; daß sich der Sultan dem Vertrage vom 6. Juli unterwerfe, daß die Kauffahrteischiffe aller mit der Türkei nicht im Kriege befindlichen Staaten dieselbe freie Durchfahrt durch die Dardanellen und sonstige Handelsfreiheit genießen sollten, wie die russischen, und endlich, die Donauschiffahrt sollte frei seyn und Rußland auf den Donauinseln keine Festungen anlegen dürfen. Mit diesen letzten durchaus trüglichen Artikeln, die Rußland nicht einhielt, sollte namentlich Oesterreich beruhigt werden.

Kaiser Nicolaus hatte nun (nicht ohne die preußische Hülfe) sein Uebergewicht im Orient beurkundet. Noch keineswegs im Besitz dessen, was er haben wollte, hatte er doch die künftige Erwerbung sattsam vorbereitet. Arm in Arm mit Preußen hatte Rußland als Sieger einen Frieden dictirt, den sich die übrigen Mächte

gefallen lassen mußten. Daß Rußlands Einfluß in der Türkei der stärkste sey, bezweifelte niemand mehr, daß er es auch in Griechenland sey, bewies Capodistrias, der in dem neuen Freistaat herrschende Russe.

Capodistrias kam erst im Januar 1828 nach Griechenland und leistete der zu Aegina versammelten Regierungscommission, die von der Nationalversammlung dazu beauftragt worden war, den Eid als Präsident. Er hatte seine Instruction zuerst in St. Petersburg empfangen und war dann über London und Paris (nicht über Wien) gegangen, um die Westmächte mit seiner Ernennung zu versöhnen. Allein es fehlte viel, daß er den neuen griechischen Staat sofort in Ruhe hätte regieren können. Er wollte das auf gut russisch thun und hatte Recht, die Nationalversammlung nicht wieder einzuberufen, deren Intriguen nur den kräftigen Gang der Verwaltung gehemmt haben würden. Er theilte den neuen Staat in 13 Departements und wollte dieselben in Zucht und Ordnung halten durch eine neue Bureaukratie und Polizei. Aber das ging unter einem Volke von See- und Landräubern nicht, denen auf Inseln und in kaum zugänglichen Felsenthälern so viele Schlupfwinkel zu Gebote standen. Bereits im Februar 1828 begann eine neue französisch geschriebene Zeitung in Smyrna, le courier de Smyrne, eine entschiedene Opposition gegen die Regierung des Präsidenten. An der Spitze der Opposition stand Maurokorbatos, der den griechischen Staatsdienst aufgab. Capodistrias traf auch unpopuläre Verfügungen in Bezug auf das Kriegswesen. Mit einem Schlage sollten die griechischen Klephten gleichsam in russische Rekruten umgeschaffen werden und gehorsame, wohldisciplinirte Bataillone bilden. Fabvier, der die Unmöglichkeit davon einsah und der Griechen herzlich satt war, kehrte heim. An seiner Stelle aber übernahm der bayerische Oberst Heideck die Organisation des Heeres mit neuem Feuereifer, brachte jedoch nicht mehr als 2500 Reguläre zusammen.

Ohne Hülfe der Großmächte hätte sich keine Regierung in Griechenland behaupten können. Das war längst klar geworden.

Die Einschiffung Ibrahims verzögerte sich, er stand immer noch in Morea. Erst mußte die englische Flotte unter Codrington selbst nach Aegypten segeln, um in einem Vertrage mit Mehemed Ali am 6. August 1828 diesen zur Zurückholung Ibrahims zu zwingen. Zugleich beschloß Frankreich eine Landarmee nach Morea zu schicken, um nöthigenfalls mit Gewalt die Aegypter von da zu vertreiben und zugleich das räuberische Griechenvolk selbst im Zaum zu halten, damit die neue Ordnung der Dinge sich befestigen könnte. Frankreich hatte die Ernennung des russischen Präsidenten zugegeben, schickte auch einen Generalconsul mit einem Geschenk von 1/2 Mill. Franken an die griechische Regierung, behielt sich aber vor, seinen Einfluß zum überwiegenden zu machen, indem es an Ort und Stelle der stärkste war. Ein Heer von 14,000 Mann unter dem General Maison landete im August bei Koron in Morea und nöthigte nunmehr Ibrahim zur Einschiffung, die jedoch erst im Anfang October erfolgte. Die Türken zeigten sich so hartnäckig, daß sie die Citadellen von Koron, Modon und Navarin nicht freiwillig ausliefern wollten und sich erst von den Franzosen dazu zwingen ließen. Jetzt ergab sich auch Patras und nur das s. g. Schloß von Morea bei Lepanto mußte, weil es sich nicht ergab, zusammengeschossen werden. Um eine dauernde Ordnung in Griechenland herzustellen, vereinigten sich Frankreich und Rußland, dem Präsidenten Capodistrias monatlich 1 Million Franken zur Verfügung zu stellen. Kaiser Nicolaus lieh noch insbesondere 2 Mill., und die Kaiserin, seine Gemahlin, schenkte den Griechen 200,000 Silberrubel. Am 28. November 1828 unterzeichneten England, Frankreich und Rußland ein Protokoll, wodurch sie das neue Griechenland einstweilen in ihren Schutz nahmen, und am 22. März 1829 (während Diebitsch seinen Marsch über den Balkan vorbereitete) glaubten sie so weit gehen zu dürfen, daß sie dem neuen griechischen Staate nordwestlich den Meerbusen von Arta und Volo zur Grenze gaben. Ein Versuch von Griechen selbst, sich der Insel Kreta zu bemächtigen, scheiterte. Ihr Anführer Hadschi Michalo, so wie die Sphakioten, erlagen zu=

letzt wieder der Uebermacht des Mustapha Pascha, und mehrere tausend Christen jedes Alters und Geschlechts fielen hier wieder zum Opfer.

Im Verlauf des Winters auf 1829 war der Courier de Smyrne sehr eifrig, den Präsidenten anzugreifen, und die Partei Maurokordatos drang auf Einberufung der Nationalversammlung. Hierin verrieth sich vornehmlich die Eifersucht Englands; aber auch Frankreich konnte nur wünschen, daß Griechenland sich möglichst selbständig dem russischen Einfluß entziehen möge. Wäre die englisch-französische Meinung nicht maßgebend erschienen, so würde Capodistrias sich schwerlich bewogen gefunden haben, die Nationalversammlung einzuberufen. Er bequemte sich endlich dazu und eröffnete sie im Amphitheater zu Argos am 23. Juli 1829. Es fiel jedermann auf, daß er dabei in russischer Uniform erschien, gleichsam als ein Statthalter Rußlands. Auch ließ er die Versammlung merken, daß er unter höherem Schutze stehe, und decretirte einen Senat als Zwischenbehörde zwischen sich und der Versammlung, eine ganz von ihm abhängige Staatsmaschine. Von constitutionellem Leben konnte hier nicht die Rede seyn. Es gab nur drei Parteien, die der alten Räuber, denen jede Ordnung zuwider war, die russische Partei des Präsidenten, zu der Kolokotronis gehörte, und die englische, deren Haupt Maurokordatos war. Die Franzosen schlossen sich damals nur zu sehr den Russen an. Bei einem solchen Stande der Parteien konnte es mit der Verfassung niemand rechter Ernst seyn. Der Präsident sah darin mit Recht nur einen Versuch, die Energie seiner Maßregeln zu lähmen. Griechenland bedurfte keines Kammergeschwätzes, sondern einer eisernen Hand.

Der Friede von Adrianopel kam Griechenland nicht zu Gute. Unter dem Schein, als müsse man die Nachgiebigkeit der Türkei durch irgend eine Concession erkaufen oder belohnen, ließen die drei Mächte in einem Protokoll vom 3. Februar 1830 die Grenze von Arta fallen und schränkten das neue Griechenland in

engere Grenzen, nämlich nur bis zum Fluß Aspro, nahe im Westen von Missolunghi, ein. Unter demselben Datum beschlossen sie auch, dem griechischen Staat ein monarchisches Oberhaupt zu geben, und trugen die Krone dem Prinzen Leopold von Coburg an. Am 24. April erklärte der Sultan seine Zustimmung zu allem. Der Sultan konnte die Unabhängigkeit Griechenlands doch nicht mehr hindern, mußte also den höchsten Werth darauf legen, wenigstens Kreta, Chios und den Norden Griechenlands zu retten. Rußland konnte auf die Dauer eben so wenig hindern, daß sein Capodistrias einem neugeschaffenen griechischen König unter den Auspicien der Westmächte würde Platz machen müssen; es legte also Werth darauf, daß das neue Königreich Griechenland recht klein, schwach und schutzbedürftig bleibe. Ganz dasselbe Interesse hatte auch England, dem ein größeres zur Selbständigkeit mehr befähigtes Griechenland als Nebenbuhler im levantinischen Seeverkehr lästig geworden wäre. Frankreich dachte damals an seine Expedition gegen Algier und die griechische Angelegenheit war ihm nicht mehr so wichtig. Maison wurde mit dem Marschallsstabe belohnt und zurückgerufen, nur ein Drittel seiner Armee blieb vorläufig in Morea zurück. Jedenfalls behielt sich Frankreich vor, neben Rußland und England seinen Einfluß in Griechenland zu behaupten.

Prinz Leopold von Coburg, seit seiner Vermählung mit der früh gestorbenen Prinzessin Charlotte in England lebend und zum englischen Königshause gehörend, war einsichtsvoll genug, die griechische Krone nicht bedingungslos annehmen zu wollen. General Church bewies in einer eigenen Schrift, daß, wenn man Griechenland nicht wenigstens so weit ausdehne, als das griechische Sprachgebiet reiche, ihm nicht die militärisch wichtige Grenze bis Arta gebe 2c., von einer Selbständigkeit oder Fähigkeit, sich selbst zu schützen, für Griechenland gar nicht die Rede seyn könne. Das neue Königreich Griechenland ging schon mißgeboren aus den Protokollen von Mächten hervor, die vorherrschend das Interesse hatten, aus diesem Staate nie etwas werden zu lassen. Die

Rolle eines Schattenkönigs und diplomatischen Lückenbüßers zu übernehmen, dafür hielt sich Leopold für zu gut und lehnte sie ab.

Ein besonderer Artikel des Friedens von Adrianopel, der im Abendlande fast ganz übersehen wurde, war von der größten Wichtigkeit für Rußlands asiatische Eroberungspläne, und gab die nächste Veranlassung zu den damals beginnenden Kämpfen Rußlands mit den freien Bergvölkern im Kaukasus, die man insgemein unter dem Gesammtnamen der Tscherkessen begreift, obgleich es viele besondere und unabhängige Stämme sind. Einer der kräftigsten, schönsten und edelsten Menschenracen angehörig, geborne Krieger von ritterlichem Ehrgefühl und patriarchalischer Sitte, waren sie von jeher allen ihren Nachbarn überlegen, den altpersischen und macedonischen Satrapen, den Byzantinern, den Persern und Türken, und hatten sich in ihren fast unzugänglichen und weit ausgedehnten Gebirgen immer frei erhalten. Ursprünglich Heiden und noch jetzt manchen heidnischen Glauben und Brauch bewahrend, hatten sie dem Christenthum, das nur bis Georgien vordrang, sich abhold bewiesen, wahrscheinlich weil sie die byzantinischen Griechen zu tief verachteten. Vom Islam der Perser und Türken, die ihnen mehr Achtung einflößten, hatten sie etwas mehr angenommen, sich deshalb aber weder dem Schah, noch Sultan unterworfen. Nun bekamen sie aber einen neuen und viel gefährlicheren Feind an den Russen. Nach Eroberung der Krim hatten sich die Russen an einigen Punkten sowohl des schwarzen, als des kaspischen Meeres festgesetzt und durch List den letzten König von Georgien im Jahre 1800 bethört, ihnen sein Land abzutreten. Das waren die Anfänge der russischen Provinz Transkaukasien. Aber das ungeheure Bergland, welches zwischen den beiden Meeren, dem schwarzen und kaspischen, im Norden von Georgien liegt, war und blieb frei, auch dann noch, als die Russen immer weiter am kaspischen Meere vordrangen und den Persern einen Theil von Armenien entrissen. Im letzten Türkenkriege 1828 halfen die Tscherkessen den Türken Anapa am

schwarzen Meere gegen die Russen vertheidigen. Nun ließ sich aber der Sultan bethören, im Frieden von Adrianopel die künftige Grenze zwischen der Türkei und Rußland in Asien dergestalt festsetzen zu lassen, daß kein Punkt des Zusammenhangs zwischen dem kaukasischen Gebirge und der Türkei mehr übrig und daß es dahingestellt blieb, ob das Tscherkessenland innerhalb der russischen Grenze zu Rußland gehören oder frei seyn sollte. Streng genommen hatte der Sultan keine Verpflichtung gegen die Tscherkessen, aber es lag in seinem Interesse, kein Document zu unterzeichnen, durch welches sie der Willkür Rußlands völlig bloßgestellt wurden. Auffallenderweise haben auch nicht einmal die Westmächte und Oesterreich die Rechte der freien Tscherkessen damals zu wahren versucht. Mit kaum begreiflicher Verblendung war die ganze gebildete Welt stillschweigend einverstanden, der ganze Kaukasus gehöre bereits den Russen, und es gab in ganz Europa keine einzige Karte des russischen Reichs, auf der das große freie Tscherkessengebirge auch nur durch irgend ein Merkmal als bloße Enclave Rußlands bezeichnet worden wäre. Man scheint sich mit der oberflächlichen Meinung getäuscht zu haben, die Tscherkessen seyen doch nur Barbaren, und es sey vielleicht eine Wohlthat, wenn sie durch die Russen civilisirt würden.

Aber die Tscherkessen haben bewiesen, daß sie ungleich mehr Achtung und Hülfe vom gebildeten Westen aus verdient hätten, und daß sie an angeborenem menschlichen Adel unvergleichlich hoch über den Russen stehen, die ohne alles Recht räuberisch in ihre Gebirge hereinbrachen, um ihnen nicht die Civilisation, sondern die Corruption und eine unerträgliche Sklaverei zu bringen.

Kaiser Nicolaus ließ die Unterwerfung der freien Tscherkessen schon im Jahr 1830 und durch Paskiewitsch selbst in Angriff nehmen, in der sichern Erwartung, sie werde diesem Unüberwindlichen, zumal unter dem Eindruck der eben errungenen doppelten Siege der Russen über Perser und Türken, leicht ge-

lingen. Aber Paskiewitsch konnte in den engen Thälern und auf den steilen Bergen keine großen Massen entwickeln, seine Artillerie nicht concentrisch gegen feindliche Massen wirken lassen. Er mußte seine Streitkräfte theilen, und sie wurden auf allen Punkten mit großem Verlust zurückgeschlagen. Es brauchte lange, bis die Russen sich an diesen Gebirgskrieg nur einigermaßen gewöhnt hatten.

Achtes Buch.

Karl X.

Durch den Sieg der französischen Waffen in Spanien waren die Einwendungen und Warnungen der liberalen Partei glänzend widerlegt worden. Das spanische Volk hatte sich nicht „wie ein Mann" erhoben, sondern in seiner Mehrheit die Wiederherstellung des absoluten Königthums gebilligt. Dieser Erfolg konnte nicht verfehlen, den Ultras in Frankreich eine großartige Genugthuung zu gewähren und ihren Muth zu erhöhen. Das Haupt der Partei, der Graf von Artois, gewann mithin auch jetzt mehr als jemals Einfluß auf seinen königlichen Bruder, zumal der letztere sichtbar seinem Ende zuneigte, immer kränklicher wurde, bald das Zimmer nicht mehr verlassen konnte und von Frau von Cayla gepflegt wurde, der er mit der größten Zärtlichkeit zugethan war, die aber insgeheim den Ultras zum Werkzeuge diente.

Inzwischen werden siegreiche Parteien gern uneins, und die Ultras wurden es um so mehr, als sie schon früher gespalten waren in strenge Ultras, die nicht weit genug in der Contrerevolution

gehen zu können meinten, und in Gemäßigte, die sich an das Ministerium Villèle hielten. Villèle trat nach dem Siege in Spanien den strengen Ultras und dem Grafen von Artois viel näher, aber Chateaubriand, der die Seele des spanischen Krieges gewesen, mußte der Antipathie des alten Königs weichen, der seinen Liebling Decazes an ihm rächte und ihn jetzt aus dem Ministerrath entfernte. Chateaubriand machte nun mit seiner geistreichen Feder dynastische Opposition im Journal des Debats. Auch in kirchlicher Beziehung waren die Ultras nicht einig. Der Graf von Artois, wie bigott er immer war und wie sehr er die gesunkene Kirche zu heben suchte, mißtraute den Jesuiten, die unter dem Namen der „Glaubensväter" heimlichen Eingang in Frankreich gefunden hatten und denen namentlich jetzt Frau von Cayla das Ohr lieh. Der Graf den die Verleumdung selber für einen verkappten Jesuiten*) ausgab, äußerte einmal gegen Lamartine seine Besorgniß, der Orden werde der katholischen Sache mehr schaden als nützen, weshalb er auch gesonnen sey, sich ihm nicht hinzugeben, sey es, daß er fürchtete, der mächtige Orden fördere Zwecke, welche nicht die des Königthums sind, sey es, daß ihn die ungeheure Unpopularität des Ordens scheu machte.

Der Graf von Artois hatte ein bestimmtes System, gleichviel, ob nur aus königlichem Instinkt, oder aus reifer Ueberlegung. Er wollte die Verfassung nicht über den Haufen werfen, nachdem sie einmal eingeführt war; allein er hoffte sie für den Thron unschädlich zu erhalten, indem er den letztern theils auf die Kirche, theils auf die Aristokratie stützte. Der klägliche Zustand der Kirche, die immer noch in den gebildeten Classen vorherrschende Freigeisterei, forderten dringend zu Maßregeln auf, die der Religion ihr Ansehen und ihre Macht über die Gemüther wiedergeben sollten. Die Ueberzeugung, daß in der ländlichen Mehrheit des

*) Heimliche Affilirte des Ordens nannte man Jesuiten à courte robe. Als solcher ist der Graf von Artois unzähligemal auf Karikaturen, wie auch unter dem Uebelnamen l'abbé Tise (la bètise) abgebildet worden.

Volkes der alte Glaube noch unerschüttert sey, mußte dem Grafen von Artois auch die feindliche Gesinnung der gebildeten Minderheit in den Städten als nicht unüberwindlich erscheinen lassen, jedenfalls seinen Muth in der Bekämpfung des Unglaubens stärken. Ob er in der Aristokratie einen gleich starken Beistand zu finden gehofft habe, ist wohl noch dem Zweifel unterworfen. An den emigrirten Adel fesselten ihn die Sympathien seiner Jugend, das gemeinsame Loos der Verbannung, die Dankbarkeit für lange Treue, aber wohl kaum die Ueberzeugung, daß dem alten Adel noch Kraft genug inwohne, den Thron zu schützen. Hier war es der Thron, der den Adel schützte. Der in der ersten französischen Revolution am Adel begangene Güterraub war ein Unrecht, welches wieder gut zu machen für die wiederhergestellte Dynastie in der That als eine sittliche Pflicht erschien. Es konnte nur die Frage seyn, ob durch eine Maßregel zu Gunsten dieses Adels nicht wichtigere Interessen des ganzen Volkes und der Monarchie gefährdet würden? Diese Frage hatte Ludwig XVIII. bisher bejaht. Nach dem glücklichen Ausgang des spanischen Krieges aber nahm der Graf von Artois die Sache wieder auf, und Villèle, der damals noch allvermögende Minister, bot sich ihm zum Werkzeuge dar, um die betreffende Maßregel einstweilen vorzubereiten, damit ihre Frucht nach dem bald zu erwartenden Hintritt Ludwig XVIII. dem neuen Könige reif vom Baume falle.

Der leitende Gedanke war beim Grafen von Artois, Villèle unterwarf sich ihm nur und diente ihm. Die größte Schwierigkeit lag für ihn in der Verantwortlichkeit für eine Maßregel, die dem Lande Geld kosten sollte, denn man berechnete die dem emigrirten, um seine Erbgüter gekommenen Adel vorbehaltene Entschädigung in runder Summe zu einer Milliarde Livres. Sollte so viel Geld dem Adel aus den Taschen der steuerpflichtigen Bürger und Bauern bezahlt werden, so mußte das den bittersten Haß im Volk erzeugen. Villèle half sich auf zweierlei Art. Einmal stellte er dem Grafen von Artois und dessen vertrautesten Anhängern den Telegraphen zur Verfügung, um auf die schnellste Weise diejenigen Börsennachrichten

zu empfangen und zu verbreiten, die ihnen die Vorhand bei Kauf und Verkauf im Geldhandel verschafften, ein unerlaubtes Mittel raschesten Gelderwerbs und öffentlichen Betruges, dessen sich später die französischen Minister in noch weit ausgedehnterem Maße bedient haben. Damals gebrauchte Villèle dieses Mittel, um sich dem künftigen König zu verpflichten, die Häupter der Ultras zu bestechen und ihnen seinen Plan der Adelsentschädigung zu empfehlen. Er beabsichtigte nämlich, den Zinsfuß der Staatsschuld herunterzusetzen und aus dem dabei gemachten Gewinn die Zinsen des dem Adel zu bewilligenden Entschädigungscapitals zu bestreiten, ein Ausweg, der allein im Stande war, die Entschädigung zu ermöglichen, ohne dem steuerpflichtigen Landmann und Bürger eine zu große neue Last aufzubürden.

Der Adel war aber mit diesen Anerbietungen keineswegs überall zufrieden. Es gab eine nicht geringe Anzahl von Ultras, welche mehr verlangten. Versetzt man sich in den Standpunkt uralter begüterter Adelsfamilien, die in der Revolution alles verloren hatten, so kann man nicht umhin, es sehr natürlich zu finden, daß sie nicht eine immerhin nur mäßige Geldentschädigung, sondern ihr altes Erbe selbst zurückzuerhalten wünschten. Es gibt viele solche Familien, die nicht einmal in die Schuld des altfranzösischen Hofes verstrickt waren, sondern patriarchalisch auf dem Lande gelebt hatten und durch ihre Vertreibung in jeder Beziehung als Unschuldige das herbste Unrecht erduldet hatten. Wie tief mußte es Familien dieser Art kränken und entrüsten, wenn sie, die ältesten im Lande, jetzt als fremde Eindringlinge angesehen und von der liberalen Presse verhöhnt wurden, man ihnen ihr natürlichstes Recht ohne weiteres absprach.

Die liberale Partei hatte in der spanischen Frage eine moralische Niederlage erlitten, indem alle ihre Voraussetzungen und Drohungen hinsichtlich des Widerstandes, den die französische Armee in Spanien finden würde, sich als falsch erwiesen. Der Sieg einer Partei zieht immer die Schwachen von der andern ab. Da nun Villèle überdies bei den neuen Wahlen den Beamten befahl,

allen ihren Einfluß zu Gunsten loyaler Candidaten zu gebrauchen, und dieser Befehl zum Theil mit brutalster Willkür ausgeführt wurde, so gelangte in die neugewählte Deputirtenkammer eine große Mehrheit von Ultras, und die Liberalen fielen in eine sehr kleine Minderheit zusammen.

Die Kammer wurde am 23. März 1824 eröffnet. Villèle legte derselben noch nicht den Entschädigungsplan, wohl aber ein Gesetz über die Herabsetzung der Rente vor, durch welche jener vorbereitet, und ein Gesetz, nach welchem die Wahlperiode auf sieben Jahre ausgedehnt wurde. Ging dieses Gesetz durch, so konnte Villèle, wie er meinte, mit der eben gewählten der Regierung ergebenen Kammer sieben Jahre lang hausen und durchsetzen, was er immer wollte. Allein er hatte doch nicht ganz richtig gerechnet. Die Deputirtenkammer nahm zwar mit enormer Mehrheit (292 gegen 87 Stimmen) die siebenjährige Wahlperiode an, gegen welche die Liberalen sich vergebens wehrten. Aber die Pairskammer verwarf (mit 120 gegen 106 Stimmen) das Rentengesetz. Die Mehrheit der Pairs war selbst reich oder vertrat doch die reichen Classen, denen der Villèlesche Plan an den Beutel, mithin an das Herz griff. Auch der Klerus war gegen die Zinsenherabsetzung. Herr von Quelen, Erzbischof von Paris, erklärte, das Gesetz drücke auf die Armen, weil es auf die Reichen drücke. Mancher von Adel, der nur Staatspapiere und keine Landgüter hatte, glaubte mit Recht, der Staat nehme ihm mit einer Hand durch die Zinsreduction schon voraus, was er ihm mit der andern durch die Entschädigung zu geben erst verspreche. Viele von Adel hatten im Sinn, ihre Güter zurückzuverlangen, widersetzten sich also dem Geldplan schon aus dem Grunde, damit es nicht scheine, als seyen sie mit der Geldentschädigung, wozu er vorbereitete, zufrieden. Im Allgemeinen verrieth sich in der Debatte der Pairskammer ein gemeiner Eigennutz, der einen um so unangenehmeren Eindruck machte, als das Ministerium, gegen welches man ankämpfte, doch wahrhaft wohlwollend die Interessen der Ultras wahrgenommen hatte, und die Partei sich gleichsam selber ins Gesicht schlug,

indem sie die Durchführung des Entschädigungsplans erschwerte. Grollend sah das Volk dem Kampfe zwieträchtiger Habgier zu.

In Bezug auf die Kirche wagte das Ministerium nur schüchtern voranzugehen. Es fürchtete die unermeßliche Mehrheit der s. g. Gebildeten, deren Macht in der That außerordentlich groß war. In unsern Tagen gibt es in Frankreich auch unter den Gebildeten eine ansehnliche Zahl von Gläubigen, und hat sich selbst die indifferente Menge daran gewöhnt, mit Achtung von der Kirche zu reden. Eine solche Stimmung herrschte vor vierzig Jahren noch nicht. Damals war nur der Landmann noch fromm, auf den aber niemand achtete. In den Städten, in der Presse war die s. g. öffentliche Meinung von einer durchaus kirchenfeindlichen flachen Humanität beherrscht oder stand immer noch unter dem Einflusse Voltaires. Wenn der Bankier Casimir Perier damals in der Deputirtenkammer den Vertheidigern der Kirche zurief: „in dieser Kammer sind wir Liberale nur unsrer elf, aber draußen stehen 30 Millionen hinter uns,“ so log er zwar in Bezug auf die Ziffer, denn das Landvolk war nicht auf seiner Seite; aber daß die Mehrheit der Städter für ihn war, ließ sich nicht bestreiten. Der Minister Peyronnet erkannte das an, indem er fast furchtsam ein paar Gesetze vorschlug, wonach erstens der an Kirchen verübte Diebstahl strenger als der gemeine bestraft werden, und zweitens religiöse Corporationen weiblichen Geschlechts die Erlaubniß erhalten sollten, Eigenthum zu erwerben. Der Minister glaubte nicht weiter gehen zu dürfen, um die Gebildeten nicht zu tief zu empören. Aber es gab ehrliche Ultras genug in der Kammer, die mit Recht meinten und erklärten, wenn man einmal die Kirche schützen wolle, müsse man mehr thun. Erst dadurch ermuthigt bereiteten die Minister neue Gesetze zu Gunsten der Kirche für die nächste Kammersitzung vor.

Nach langem Leiden auf dem Krankenlager verschied Ludwig XVIII. am 16. September 1824. Sein Bruder, der Graf von Artois, bestieg als Karl X. den Thron seiner Väter und fand, da er in der letzten Zeit eigentlich schon regiert hatte, an

dem zuletzt eingehaltenen Systeme nichts zu ändern, welches er nur fortsetzen und weiter führen wollte. War es früher und namentlich beim ersten Regierungsantritt seines verstorbenen Bruders sein lebhafter Wunsch gewesen, Frankreich ohne Verfassung regieren zu können, so ließ er doch jetzt die Verfassung ungekränkt und scheint nach den bisher gemachten Erfahrungen geglaubt zu haben, daß er immerhin eine ergebene Kammer finden würde, mit welcher sich so gut constitutionell regieren lasse, als ob es absolutistisch wäre. Lag etwas Unlautres darin, daß er constitutionelle Formen, die er principiell verachtete, als bloßes Mittel zu absolutistischen Zwecken mißbrauchte, so ist er dafür gestraft worden, wie in der Zeit, von der wir reden, alle und jede Unnatur ihre Strafe empfing.

Der erste königliche Act Karls X. war die Aufhebung der bisherigen Censur, die Freierklärung der Presse. Das überraschte freilich, aber es war nicht natürlich und konnte nicht hindern, daß ein Gebrauch von der freien Presse gemacht wurde, welcher den König bald wieder nöthigen mußte, sein Geschenk zurückzunehmen. Der zweite königliche Act war die Verabschiedung von 150 Generalen und maréchaux de camp aus der napoleonischen Zeit, von Männern, die größtentheils noch dienstfähig waren. Eine Maßregel, welche tief verletzte und die Sympathien der Armee gegen sich hatte. Denn der Feldzug des Herzogs von Angoulême in Spanien war doch nicht von der Art gewesen, daß er dem französischen Soldaten Ersatz für die Feldzüge Napoleons hätte bieten und die Erinnerung daran hätte verlöschen können. Aus beiden königlichen Acten scheint übrigens hervorzugehen, daß Karl X. die Absicht hatte, sich (durch die Aufhebung der Censur) mit der liberalen Partei auf Kosten der napoleonischen Partei zu vertragen, oder wenigstens durch die ganz verschiedenartige Behandlung beider eine von der andern zu trennen und die Opposition zu spalten.

Ein dritter königlicher Act schien gleichfalls eine der liberalen Partei gemachte Concession. Das war die Wiedereinsetzung des Hauses O r l e a n s in seinen alten Güterbesitz. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, während der Revolution als Herzog von

Chartres bekannt, lange in der Verbannung lebend, vermählt mit der Prinzessin Amalie, Tochter Ferdinands IV. von Sicilien, die ihn zum Vater vieler blühender Kinder machte, war mit der übrigen Emigration nach Frankreich zurückgekehrt, hatte aber bisher immer noch der Dynastie ein wenig fern gestanden. Man hatte den Verrath seines Vaters, seine eigene republikanische Jugend, und er selbst hatte die alte Politik seiner Familie (Nebenbuhlerei und Usurpationsgelüste der jüngeren Linie Bourbon gegen die ältere) nicht vergessen. Wenn auch noch so harmlos scheinend, verbarg er hinter den Tugenden seines Privatlebens doch einen tiefen Ehrgeiz und suchte sich durch eine angenommene bürgerliche Einfachheit beim Volke beliebt zu machen. Man wußte, daß er schon nach der Vertreibung Ludwigs XVIII. im Jahre 1815 geheime Umtriebe gemacht hatte, um möglichenfalls statt der verhaßten älteren Linie der Bourbons, wenn Napoleon zum zweitenmale vertrieben würde, die jüngere, d. h. sich selbst für den französischen Thron zu empfehlen. Die Unpopularität der älteren Linie dauerte fort, und dadurch wurde auch die Hoffnung und das geheime Gelüsten des Herzogs von Orleans fortwährend genährt. Trotz alledem fand sich Karl X. bewogen, diesem Prinzen seine ganze Gunst zuzuwenden. Karl X. besaß nicht jenen Verstand, den die Welt als solchen anzuerkennen pflegt; aber was ihn dumm erscheinen ließ, war gerade das Achtungswürdigste an ihm, ein königlicher Instinkt, ein ritterliches Gefühl aus mittelalterlicher Vergangenheit. Er mißkannte die tief versteckte Arglist des Herzogs von Orleans, hielt ihn solidarischer Gefühle eines Prinzen von Geblüt für fähig und hoffte ihn durch Großmuth zu verbinden, das Interesse der jüngeren und älteren Linie Bourbon zu identificiren. Er gewährte ihm daher unaufgefordert das Prädikat „Königliche Hoheit“ und befahl, daß ihm alle die ausgedehnten Besitzungen, welche vor der Revolution die Apanage des Hauses Orleans gebildet hatten, zurückgegeben würden. Dadurch wurde der Herzog der reichste Güterbesitzer in ganz Frankreich. In dieser königlichen Großmuth lag zunächst die Aufforderung für den Herzog, sich weniger als bisher vom politischen

Schauplatze zurückzuziehen und die Regierung des neuen Königs zu unterstützen. Aber der Herzog entsprach dem nicht. Alles nehmend, gab er nichts.

Am 22. Dezember 1824 eröffnete Karl X. die beiden Kammern mit großer Feierlichkeit, freute sich des gegenwärtigen Wohlstandes, in welchem sich das Reich befinde, gelobte, die Verfassung zu halten, erklärte, daß er alle seine Pflichten kenne und sich stark genug wisse, um sie zu erfüllen, kündigte aber auch an, eine dieser Pflichten sey: die Entschädigung derjenigen Classe, welche durch die Revolution mit Unrecht alles ihres Jahrhunderte alten Erbes beraubt worden sey. „Schon mein Bruder," sprach er, „hat die Mittel zur Heilung der letzten Wunde der Revolution vorbereitet. Jetzt ist die Zeit der Ausführung gekommen. Aber dieser große Act der Gerechtigkeit soll vollzogen werden, ohne daß die Steuern erhöht, ohne daß der Staatscredit gefährdet und ohne daß die Summen angegriffen werden, die für den laufenden Dienst bestimmt sind." — Die Entschädigung für den emigrirten Adel sollte nach Villèles Plan mittelst 30 Millionen Renten zu 3% bewirkt werden, die ein Capital von 1000 Millionen Franken repräsentirten. Das war die berühmte Milliarde, welche damals ein ungeheures Aufsehen erregte. Von der einen Seite wurde das Opfer, welches das Volk dem Adel bringen sollte, aufs äußerste übertrieben. Der Ingrimm der Liberalen stellte die Sache nicht anders dar, als ob die Aermsten im Volke ihr letztes Scherflein darbringen müßten, um jene Milliarde in klingender Münze vollzählig zu machen und damit jene Emigrirten zu bereichern, die man als fremde Eindringlinge, als eine verdorbene und miserable Race, als in jeder Beziehung Unwürdige bezeichnete. Von der andern Seite beklagten sich die Ultras eben so sehr, daß die Maßregel unzulänglich sey, daß die auf so Viele sich vertheilende Geldentschädigung in Renten dem wahren Werthe des Verlorenen, der ihnen mit so schreiendem Unrecht entrissenen theuren Erbgüter nicht entspreche. Daher die sonderbare Erscheinung, daß die Milliarde in der französischen Kammer in noch leidenschaftlicheren Reden von denen angegriffen und

verwünscht wurde, welche sie empfangen, als von denen, welche sie geben sollten. Unter den letzteren zeichnete sich neben dem General Foy besonders Dupont de l'Eure aus, dessen Reden die größte Popularität im Volke erlangten. Unter den Ultras, welche gegen die Milliarde sprachen, standen die Herren von Beaumont und Duplessis de Grénédan oben an; aber weil sie einer verhaßten Partei angehörten, fanden sie nur Schmähung und Mißachtung, wie viel Wahres immer in dem lag, was sie sagten. Uebrigens kam es auf die Reden nicht an, denn durch die Wahlumtriebe der Regierung war dem Ministerium Villèle die Mehrheit in der zweiten Kammer schon gesichert. Die Milliarde wurde bewilligt.

Unmittelbar darauf ließ sich Karl X. feierlich zu Rheims in altherkömmlicher Weise zum Könige von Frankreich salben und krönen, am 29. Mai 1825. Den ersten König Chlodwig, im 5ten Jahrhundert nach Christi Geburt, hatte der heil. Remigius mit dem Oel eines Fläschchens gesalbt, welches ein Engel vom Himmel gebracht haben sollte. Mit diesem himmlischen Oele waren alle folgenden Könige Frankreichs gesalbt worden. In der Revolution aber wurde die Flasche mit allen andern Reliquien zu Rheims zerschlagen und hätte keine neue Salbung mehr stattfinden können, wenn nicht eine Scherbe jenes Fläschchens mit ein paar Tropfen Oel noch glücklich gerettet worden wäre. Damit wurde nun Karl X. gesalbt. Der ganze feierliche Act seiner Krönung war nicht ein Spiel der Eitelkeit, sondern drückte die Idee aus, die in ihm lebte. Das französische Königthum, an dessen 14hundertjährigen Bestand die neue Krönung erinnerte, sollte dem Volke in die Augen fallen als etwas Unüberwindliches, Unzerstörliches, was alle Revolutionen überlebe.

Im Herbst desselben Jahres beging die liberale Partei eine Feier anderer Art, um gleichsam jener Feier in Rheims das Gegengewicht zu halten. Eines ihrer Häupter, der General Foy, war (28. November 1825) gestorben, und seine Beerdigung wurde zu einer großartigen Parteidemonstration benützt. Alles, was dem Könige und dem Minister Villèle feindlich gesinnt war, drängte

sich herbei, um den Leichenzug des Mannes zu vergrößern, der jene immer am rücksichtslosesten in der Kammer angegriffen hatte. Man wollte beweisen, wie zahlreich die Opposition im Volke sey, obgleich sie in der Kammer selbst nur schwach vertreten war. Ganz Paris war auf den Beinen, obgleich es kalt war und in Strömen regnete, und den Sarg des Generals begleiteten nicht weniger als 100,000 Menschen in Trauerkleidern, alle mit entblößtem Haupte. Ein Gesinnungsgenosse des Verstorbenen, Casimir Perier, hielt am Grabe eine politische Rede und empfahl die arme Wittwe dem Schutze des Volkes. Die Sammlungen für die Wittwe betrugen in Kurzem 1 Mill. Franken, wozu der Herzog von Orleans 10,000 beisteuerte.

In demselben Jahre wurde von Seiten der französischen Regierung die Unabhängigkeit des Negerstaats auf der Insel Hayti gegen eine Geldentschädigung ausgesprochen. Ein Wiedereroberungsversuch wäre um so thörichter gewesen, als er sogar dem großen Napoleon mißlungen war. Karl X. gab, indem er Hayti anerkannte, dem König von Spanien eine gute Lehre, sofern der letztere mit den unzureichendsten Mitteln immer noch daran dachte, die unermeßlichen Colonien in Amerika wieder zu erobern.

Karl X. hatte den sehr richtigen Gedanken, daß eine gesunde und naturwüchsige Aristokratie nicht durch die Milliarde hergestellt werden könne, sondern daß es dazu noch anderer Maßregeln bedürfe, vor allem der Primogenitur. Er hatte während seines Aufenthaltes in England den Werth des Erstgeburtsrechts würdigen lernen und ließ durch den Minister Peyronnet ein Gesetz einbringen, welches auch dem französischem Adel diese Wohlthat, die alleinige Bürgschaft dauernden Erbbesitzes, gewähren sollte. Aber das Gesetz scheiterte am Widerstande nicht sowohl der Liberalen, welche die gleichen Rechte aller Kinder, wie die Gleichheit vor dem Gesetz überhaupt vertheidigten, als vielmehr der Pairs, die, einmal an das Erbtheilen gewöhnt, das große Staats- und Standesinteresse dem persönlichen nachsetzten, wodurch der französische Adel seine Unfähigkeit, sich auf den Standpunkt des englischen zu versetzen,

selber documentirte. Unter den wenigen, die den Gedanken des Königs verstanden und ihm beistimmten, glänzte der junge Graf Montalembert, unter den Gegnern Pasquier, der die Mehrheit für sich gewann und das Gesetz durchfallen machte.

Auch die Bemühungen Karls X. zum Besten der Kirche konnten nicht verfehlen, einen hartnäckigen Widerstand hervorzurufen. Anstatt des früheren wegen seiner Unvollständigkeit zurückgezogenen Gesetzes in Betreff des Kirchendiebstahls, wurde jetzt ein umfassendes Sacrilegiengesetz eingebracht, welches der seit der Revolution immer noch herkömmlichen Gleichgültigkeit gegen das Heilige und der fahrlässigen oder absichtlichen Entweihung desselben wieder eine Schranke setzen sollte. Ein zweites Gesetz dehnte die Errichtung von Nonnenklöstern aus. Im Jahr 1825 verkündigte der Papst das Jubeljahr und zogen in Folge dessen Missionäre durch Frankreich, um außergewöhnliche Andachten im Freien zu halten und hohe Kreuze aufzurichten. Solche Missionen ließen sich auch in Mitte der Truppen erblicken. Ein Anblick, der die Gebildeten mit jenem unheimlichen Grauen erfüllte, welches nach alter Sage den Dämon überläuft, wenn er eine Kirchenglocke läuten hört. War es nicht eine Wohlthat für das fromme Landvolk, seinen alten, so lange von den Mächtigen der Erde und von den Gebildeten verachteten Glauben wieder öffentlich verehrt zu sehen? und that Bekehrung, Reue und Buße nicht so vielen verwilderten Gemüthern Noth? Heute sind die französischen Soldaten an die Heilmittel der Kirche, an Beichte und Gebet, an Missionen und barmherzige Schwestern gewöhnt und haben eine Freude daran. Damals war es noch anders. Die kirchenfeindliche Aufklärung unter dem gebildeten Civilstande vereinigte sich noch mit der Verwilderung alter Soldatenherzen aus der napoleonischen Zeit zu einer Aufregung gegen die Missionen in den Städten und in der Presse. Das lag damals noch im Zeitgeist, das war, was man die öffentliche Meinung nannte und worunter man die Meinung Aller verstand, obgleich es nur die der gebildeten Classen war und die große Mehrheit des Landvolkes vielmehr der alten Kirche anhing.

Man schob alle Schuld auf die Jesuiten. Casimir Perier klagte sie in der Kammer an als die Urheber der Missionen und aller s. g. Rückschritte. Vergebens erinnerte der Minister des Unterrichts, Herr von Frayssinous, die wenigen Jesuiten, die unter dem Namen der Glaubensväter in Frankreich weilten, mischten sich nicht in Politik, sondern lebten einzig dem Unterricht in einigen wenigen Schulanstalten und der Erbauung. Er hätte sagen können, der König selber sey ihnen nicht gewogen, weil er durch sie compromittirt zu werden fürchte. Aber das half alles nichts. Man glaubte einmal an eine systematische, wenn auch geheime Begünstigung der Jesuiten, um durch sie ganz Frankreich um die Früchte der Aufklärung und Freiheit zu bringen. Neben Perier war Royer-Collard damals der glänzendste Redner in der Opposition, der die kirchliche Reaction mit allen Waffen des s. g. philosophischen Jahrhunderts bekämpfte. Er vergaß nur, daß sich das eigentliche Volk niemals auf den philosophischen Standpunkt erheben läßt, daß es stets einer Kirche bedarf, daß mithin auch die kirchenfeindliche Tendenz des damaligen Liberalismus denselben nothwendig in Widerspruch bringen mußte mit dem eigentlichen Volke und daß früher oder später diese einseitige Tyrannei der Gebildeten im Kampf mit den ewigen Volksinteressen unterliegen mußte.

Ein Graf Montlosier erfreute sich damals des allgemeinsten Beifalls unter den Gebildeten nicht nur in Frankreich, sondern auch in ganz Europa, als er mit einem Werke gegen die Jesuiten hervortrat, in dem alles Gehässige, was ihnen irgend einmal nachgesagt worden ist, zusammengestellt wurde. Montlosiers Buch und die Art, wie demselben von allen Seiten zugejauchzt wurde, erklärt zur Genüge die Besorgniß, die der König damals gegen Lamartine aussprach, und deren oben schon gedacht ist. Der König wußte wohl, die Jesuiten schadeten ihm mehr, als sie ihm nützten. Graf Montlosier begnügte sich nicht mit seinem literarischen Angriffe, er denuncirte die Jesuiten als eine in Frankreich gesetzlich nicht geduldete Gesellschaft bei den Gerichten, und da sich diese für nicht competent erklärten, klagte er bei der Pairskammer. Das war keine

geringe Verlegenheit für die Pairs. Die Mehrheit dachte wie der König von den Jesuiten; es fiel ihr jedoch schwer, durch Aufopferung des Ordens dem gräflichen Schreier und der gesammten liberalen Partei eine Concession zu machen. Die Pairskammer hielt sich an das formelle Recht, indem sie zugab, daß die Gesellschaft Jesu gesetzlich keinen Zutritt in Frankreich habe, und es übrigens dem Ministerium überließ, die Thatsache zu untersuchen. Nunmehr blieb alles beim Alten. Die Nichtduldung der Jesuiten blieb anerkannt, aber die geheimen und unter anderm Namen in Frankreich weilenden Jesuiten blieben auch unvertrieben.

Die Regierung fand für nöthig, aus diesem Anlasse die kaum befreite Presse wieder in den Zügel zu nehmen, und legte der Kammer ein neues Preßgesetz vor, welches so großes Mißfallen erregte, daß auch die Akademie dagegen Vorstellungen machte. Damals galt unter den Gebildeten alles, was gegen den König und gegen die Kirche gesagt wurde, für vortrefflich, für das allein Wahre, und weckte Begeisterung. Alles was von der andern Seite gesagt wurde, galt für unwahr oder wurde gar nicht angehört. Niemals war die anmaßliche Bildung tyrannischer und verblendeter. Villèle hatte sehr recht, wenn er in der Kammer sagte: „die einzige Tyrannei, die jetzt in Frankreich geübt wird, ist die der s. g. öffentlichen Meinung und der Presse. Sie allein hat jenes Gespenst geschaffen, das man als Jesuitismus bekämpft."

Hatte der König einen tiefen Widerwillen, seine Sache mit der des Jesuitenordens verwechselt zu sehen, so gab es andererseits auch verständige Freunde der Kirche, welche die reine Sache der letzteren gefährdet glaubten durch jede Vermischung des kirchlichen mit dem dynastischen Interesse. In diesem Sinne sprach sich der Bischof von Tours und besonders auch der geistreiche Publicist Herr von Eckstein in Paris aus. Sie erkannten die geheime Schwäche des Thrones und wollten den Altar nicht in dessen Fall mit hineinziehen lassen.

Mit diesen Händeln verging das Jahr 1826. Aus dem Gange der Debatten in der Pairskammer entnahm der König, daß

er sich auf diesen Körper nicht ganz verlassen könne, und ließ daher das neue Preßgesetz, damit es nicht durchfalle, lieber wieder zurückziehen. Es war ihm überhaupt zuwider, so oft seinen Willen zu ändern. Er hatte bei seinem Regierungsantritt Preßfreiheit verkündigt; die gesteigerte Wuth der Opposition drängte ihn nun wieder, die Presse zu zügeln, und die Wiedereinführung der Censur erschien ihm doch im höchsten Grade gehässig und unpopulär. So wußte dieser unglückliche Fürst nicht, was er thun sollte. Indem er nun das Gesetz zurücknahm und in der liberalen Weise verfuhr, wie bei seiner Thronbesteigung, wollte der loyale Marschall Oudinot, Commandant der Nationalgarde, dem Könige Gelegenheit geben, den Dank seines Volkes entgegenzunehmen, und veranstaltete eine große Musterung der Nationalgarde, am 29. April 1827. Allein der Marschall kannte seine Leute nicht, der Haß der Bürgerclasse war schon zu tief eingefressen. Die Nationalgarde, größtentheils aus dieser Classe zusammengesetzt, theilte, wie gleichzeitig der deutsche Philister, den ganzen Ingrimm gegen die Kirche und war durch die Presse und durch die Kammerdebatten schon so exaltirt worden, daß der König, als er mit glänzendem Gefolge die zwölf Pariser Legionen musterte, von einem Theile derselben nicht mit dem loyalen und gewohnten Rufe: „Es lebe der König!“ sondern mit der Oppositions-Parole: „Es lebe die Charte!“ begrüßt wurde. Als er sich wieder entfernt hatte, erhob das Volk ein noch viel revolutionäreres Geschrei: Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten! Als die Nationalgarde auf ihrem Rückmarsch an Villèles Hotel vorbeizog erschütterte sie dasselbe mit dem Donner ihrer Verwünschungen. Die Herzogin von Angoulême gerieth mit ihrem Wagen in das Gedränge der Legionäre, die ihr dergestalt ihren bösen Willen blicken ließen, daß sie vor Schrecken und Wuth zitterte. Der entrüstete König befahl noch an demselben Abend die Auflösung der Nationalgarde. Merkwürdigerweise legte sich die Aufregung und Paris blieb ruhig. Bald darauf begab sich der König in das Lager von St. Omer, wo die loyalen Jubelrufe der Soldaten ihn für die Mißtöne in Paris entschädigten.

Man bemerkte, daß in dieser Zeit die Regierung den Kopf verlor. Man überredete den König, an seiner Unpopularität trage Niemand Schuld, als Villèle. Wie ungeheuer dieser Minister verhaßt war, davon hatte sich der König überzeugen können. Er schwankte in seinem Vertrauen und daher auch in seinen Maßnahmen. Im Schwanken aber entsagte er Vortheilen, die er schon errungen hatte. Die siebenjährige Dauer der Kammer wurde vorschnell wieder aufgegeben und die ganze Versammlung aufgelöst, im Juni. Und zugleich wurde eigenmächtig die Censur wieder eingeführt. Man vermehrte also auf der einen Seite den Haß, und gab auf der andern dem Volke Gelegenheit, durch neue Wahlen die Opposition zu verstärken. Ehe die neuen Kammern für das Jahr 1828 zusammenberufen wurden, mußte sich der König auch erst noch der Pairs versichern. Diese vornehmen Herren hatten sich ihm wiederholt widerspenstig gezeigt und mit dem Liberalismus kokettirt. Er ernannte daher 76 neue Pairs, um sich der Mehrheit in der Herrenkammer zu versichern. Allein dießmal erwartete die Regierung ein Widerstand von Seite der Deputirtenkammer, den sie kaum vorausgesehen hatte. Denn hätte sie ihn vorausgesehen, so würde sie lieber die alte Kammer beibehalten, als eine neue haben wählen lassen. Trotz der Censur und aller Wahlumtriebe, welche Villèle wieder durch die Beamten machen ließ, fielen die neuen Wahlen dennoch überwiegend liberal aus. Am 17. November wählte die Stadt Paris ihre acht Candidaten, sämmtlich Liberale, Dupont de l'Eure, Jacques Laffitte, Casimir Perier, Benjamin Constant, von Schonen, Terneaux, Royer-Collard, Baron Louis. Das Volk strömte durch die Straßen und erzwang eine allgemeine Illumination, indem es alle Fenster einwarf, die nicht erleuchtet waren. Der Pöbel beging Excesse, sogar Barrikaden wurden aufgeworfen, und das Militär konnte die Ruhe nicht herstellen, ohne daß einiges Blut geflossen wäre. Als sämmtliche Wahlen in Frankreich vollendet waren, berechnete man eine liberale Mehrheit von 428 Stimmen, die ministerielle Minderheit behielt nur 125.

Einer solchen Kammer gegenüber konnte sich der verhaßte Villèle unmöglich behaupten, nahm daher am 3. Januar 1828 seine Entlassung und empfahl dem Könige zu seinem Nachfolger den Herrn v. Martignac, einen besonnenen und gemäßigten Mann, der noch allein fähig schien, die Parteien zu vertragen und für den König ein zweiter Villèle, für das Volk ein zweiter Decazes zu seyn. Aber die Kluft zwischen König und Volk war schon viel zu weit aufgerissen, als daß sie ein guter Name und der gute Vorsatz eines Ministers hätte ausfüllen können. Vor allem kam es darauf an, die Opposition zur Mäßigung zurückzuführen, und das glaubte Martignac durch Concessionen erreichen zu können.

Die Kammern wurden am 5. Februar 1828 wieder eröffnet und Martignac legte sogleich ein Gesetz vor, welches den Beamten untersagte, sich künftig in die Deputirtenwahlen einzumischen; zweitens wieder ein neues Preßgesetz, welches dem Journalismus nur leichte Bedingungen stellte; drittens ein Gesetz zu Gunsten der Befreiung Griechenlands; und viertens mehrere Verordnungen gegen die Jesuiten. Mehr konnte die Opposition von einem Minister Karls X. in der That nicht verlangen. Aber der König hatte früher nach einem andern Systeme regiert; daß er davon abging, legte man ihm nur als Schwäche aus, und er verlor an Achtung, ohne an Liebe zu gewinnen. Die Kammern gingen natürlicherweise auf sämmtliche Gesetze ein, und mit großem Aufsehen wurde insbesondere am 16. Juni das Jesuitengesetz verkündigt, welches diesen Vätern die acht Schulen entzog, in denen sie bisher gelehrt hatten, und den Jesuiten überhaupt die französische Erde verbot. Sie wanderten alle nach der Schweiz oder Italien aus.

Im Herbst des Jahres 1828 machte der König eine Reise nach Straßburg, um die Stimmung im Osten Frankreichs zu sondiren und für sich zu gewinnen. Man empfing ihn in der Provinz überall sehr ehrenvoll. In Straßburg selbst begrüßten ihn der König von Württemberg und der Großherzog von Baden. Gleichzeitig durchreiste die Herzogin von Berry mit ihrem jungen Sohn den Westen Frankreichs, besuchte das Schloß Chambord, die treuen

Vendéer, und fand ebenfalls überall große Anhänglichkeit. Somit schienen dem König die Provinzen weit geneigter, als die Hauptstadt. Auch in der auswärtigen Politik spielte Frankreich damals keineswegs eine untergeordnete Rolle. Es handelte einig mit England in Griechenland und in Portugal. Seine Schiffe wirkten wesentlich mit in der Schlacht bei Navarin und zerstörten mehrere Corsarenschiffe von Algier, General Maison führte eine französische Armee nach Morea. Die Flagge wie die Fahne Frankreichs war unter Karl X. in Ehren.

Wie es scheint, war es Martignac, der dem König die Rundreise durch die Provinzen angerathen hatte, denn im Beginn des Jahres 1829 brachte er ein wichtiges, auf die Provinzen bezügliches Gesetz vor die Kammer. Er wollte nämlich die Gemeinde- und Departementalordnung in der Art ändern lassen, daß künftig die Gemeinden und Departements eine collegialische Controle über die Maires und Präfecten üben sollten, die bisher unumschränkt geherrscht hatten. Das hieß nicht viel weniger als die Provinzen und größeren Provinzialstädte von der Tyrannei emancipiren, welche bisher Paris allein über sie ausgeübt hatte. Dieses wohlthätige Gesetz aber wurde von den Parteien übel aufgenommen. Die Opposition fürchtete die große Mehrheit conservativer und insbesondere kirchlicher Elemente in den Provinzen, welche, wenn das Gesetz angenommen wurde, darin eine Stütze finden würden gegen die von Paris aus geleitete Aufregung. Unter den Royalisten selbst war kein richtiges Verständniß der heilsamen Maßregel. Es gab unter ihnen eine Partei, der das Ministerium Martignac nicht weniger zuwider war, wie einst das Ministerium Decazes, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß Männern von einseitiger, aber fester Richtung das Schwanken des Königs und sein letztes Hinneigen zum Liberalismus unerträglich seyn mußte. Diese Männer vergaßen nun über der Persönlichkeit und der allgemeinen Haltung des Ministers den Werth und Nutzen des von ihm bevorworteten Gesetzes und verwarfen dieses wegen jenem. Als nun von beiden Seiten her so heftig gegen das Gesetz gesprochen wurde, daß es durchfallen mußte, nahm es der Minister zurück.

Martignac war nur ein Werkzeug, ein Nothbehelf in der schlimmsten Verlegenheit, wider Willen aufgegriffen, herzlos wieder weggeworfen; aber in der kurzen Zeit seiner Verwaltung hat er sich doch als ein Ehrenmann bewährt, und sein Gedanke, Frankreich wieder ein wenig zu decentralisiren, sichert ihm ein achtungsvolles Andenken. Die Gemeinden und die einzelnen Provinzen Frankreichs, ehemals viel selbständiger und reicher an eigenthümlichem Leben, wurden schon unter der absoluten Regierung der Könige von Paris aus mit ungebührlicher Willkür beherrscht, und die Revolution verschärfte noch die Centralisation. Weil aber auch die Opposition, die ihren Mittelpunkt immer in Paris hat, von hier aus ihre Fäden durch das ganze Land zieht, so war auch ihr eine größere Selbständigkeit der Provinzen entgegen. Immerhin wird Frankreich nicht eher einer dauernden politischen Gesundheit sich erfreuen, bis die Provinzen wieder mit ihren conservativen Interessen ein Gleichgewicht bilden gegen die ewig aufgeregte und nach Neuem gierige Hauptstadt.

Der König entließ die Kammern am 30. Juli und unmittelbar darauf auch das Ministerium Martignac. Man hat ihn beschuldigt, dieses sein eigenes Ministerium gewissermaßen verrathen zu haben, indem er selbst die Opposition der Ultras gebilligt habe. Es lag allerdings nahe zu vermuthen, daß er an den liberalen Concessionen seines Ministers keine Freude haben konnte. Allein er hatte denselben einmal zum Minister angenommen und die Schwäche des Ministers war seine eigne Schwäche. Gewiß ist, daß dem Könige nichts so sehr schaden mußte, als sein Schwanken zwischen Concessionen und Gewaltmaßregeln. Von Anfang an nicht stark in seiner Stellung, verlor er vollends die Achtung, die man wenigstens der Consequenz zu zollen pflegt.

Ehe man inzwischen zu voreilig den König tadelt, muß man alle Umstände erwägen, unter denen er handelte. Martignac hielt es für vortheilhafter für Frankreich, sich in der griechischen Frage an Rußland anzuschließen. Man muß sich die europäische Situation vergegenwärtigen. Diebitsch stand in Adrianopel, ein Friede wurde

dort unterhandelt, der am 14. Dezember wirklich zu Stande gekommen ist. England und Oesterreich gaben sich die äußerste Mühe, Frankreich auf ihre Seite zu bringen. Man kennt die Depeschen des russischen Gesandten in Paris, Grafen Pozzo di Borgo, aus jener Zeit. Dieser schlaue Diplomat hatte es mit Martignac so weit gebracht, daß Karl X. Oesterreich mit Krieg drohte, wenn es sich thätlich in den türkischen Krieg einmische, um etwa den Russen die Vortheile zu schmälern, die sie sich vom Frieden versprachen, Grund genug für Wellington, der damals in England regierte, alles daran zu setzen, um Martignac zu stürzen, wozu sich der ihm schon länger vertraute Polignac darbot.

Am 8. August 1829 ernannte der König an Martignacs Stelle den Fürsten Julius von Polignac zum Minister. Das war der Sohn jener bekannten Fürstin von Polignac, der die unglückliche Königin Marie Antoinette dereinst ihre ganze Gunst zugewendet hatte, und derselbe, der in die Verschwörung gegen Napoleon verwickelt und gefangen gewesen war. Die Opposition hat ihn als den hochnasigsten und zugleich unfähigsten Junker von der Welt dargestellt. Inzwischen hat sie den Haß übertrieben. Polignac besaß nicht die großen Eigenschaften eines Regenten, aber wenigstens die Consequenz des Parteimannes.

War das Ministerium Polignac ein Extrem, so wurde der König doch nur in dasselbe hineingetrieben, nachdem er sich in anderartigen Versuchen, in Ruhe regieren zu können, erschöpft hatte. Polignac hatte zugleich eine unbedingte und längst geprüfte blinde Ergebenheit für seinen Herrn, was in Zeiten der Noth den Königen vom höchsten Werth ist. Unter den übrigen neu ernannten Ministern zeichnete sich Labourdonnaye durch einen eisernen Charakter aus. Ihn fürchtete man, während Polignac verachtet und verspottet wurde. Von ihm erwartete man die feindseligste, gegen die Liberalen schonungsloseste Reaction, denn er hatte als Redner in der Kammer seine Gesinnungen desfalls niemals verhehlt. Zum Kriegsminister wurde General Bourmont ernannt, eine sehr ungeschickte Wahl, da Bourmont bekanntlich vor der Schlacht bei

Waterloo das französische Lager verlassen hatte und zu den Alliirten übergelaufen war. So etwas verzeiht das französische Volk nie. Es ist kaum begreiflich, wie es Karl X. seiner eigenen Ritterlichkeit abgewinnen konnte, einen Deserteur an die Spitze der französischen Armee zu stellen. Die andern Minister waren von keiner Bedeutung, Montbel, Courvoisier, Chabrol und d'Haussez, fast alle früher schon Anhänger Villèles.

Als dieses Ministerium ernannt war, ging ein Schrei der Entrüstung durch ganz Frankreich. Der Constitutionnel nannte es einen Bund der Aristokratie (Polignac) mit der Treulosigkeit (Bourmont), der Unwissenheit (Montbel), und dem Hasse der Verfolgung (Labourdonnaye). Man setzte gleich anfangs voraus, daß Frankreich nur zwischen diesem Ministerium und der Revolution zu wählen habe. Man nannte es le ministère impossible und bereitete sich auf alle Fälle vor. Schon im September bildete sich in der Bretagne ein Verein zur Verweigerung ungesetzlicher Steuern, der sich alsbald über die Normandie, das Elsaß und ganz Frankreich ausdehnte. Der alte General Lafayette hielt diesen Zeitpunkt für günstig, sich der Nation in Erinnerung zu bringen, er als die personificirte Revolution. Schon im September unternahm er mit großem Aufsehen eine Reise nach Lyon, die einem Triumphzuge glich, denn überall brachte die Oppositionspartei ihm Huldigungen dar, bereitete ihm glänzende Feste und gab ihm Gelegenheit zu politischen Reden, welche Oel ins Feuer gossen. In Lyon fuhr er, mit Eichenlaub bekränzt, in einem von vier weißen Pferden gezogenen Wagen ein, vor ihm 300 geschmückte junge Leute zu Pferde, hinter ihm viele Tausende zu Fuß. Die Bürgerschaft von Lyon empfing ihn feierlich und Lafayette sprach: „Ich vertraue in dieser kritischen Zeit auf die ruhige und mit Verachtung gepaarte Festigkeit eines großen Volkes, das sein Recht kennt und seine Kraft fühlt.“ Lafayette stand an der Spitze eines geheimen Ausschusses, der von Paris aus die Opposition im Lande leitete. Außer den Steuerverweigerungsvereinen in den Provinzen bildete sich noch eine weit ausgedehnte geheime Gesellschaft unter dem Namen Aide toi

et le ciel t'aidera (Hilf dir selber, und der Himmel wird dir helfen). Diese Gesellschaft hatte zunächst einen defensiven Charakter und wollte nur sämmtliche Volksrechte gegen das neue Ministerium schützen, allein sie hatte schon etwas von jacobinischem Geschmack.

Das Ministerium setzte diesen Bewegungen im Lande und den wüthenden Angriffen der Presse eine auffallende Gleichgültigkeit entgegen; man glaubte darin den stumpfsinnigen Hochmuth Polignacs wieder zu erkennen. Allein das Ministerium that nichts, weil es in sich selbst noch nicht einig war. Labourdonnaye wollte handeln, den Liberalismus entwaffnen, dem Throne die aristokratischen und kirchlichen Stützen geben, wie es längst in den Wünschen des Königs lag. Der König selbst soll damals gesagt haben: „Point de concessions! j'agis et je ne cesserai d'agir dans les intérêts de la réligion et de la royauté.“ Die Art, wie Labourdonnaye als Minister des Innern sein Beamtenpersonal zusammensetzte, ließ keinen Zweifel übrig, daß dieser stolze Mann energisch einschreiten werde. Aber Polignac selbst stand unter dem Einflusse von England. Nicht ohne Englands Einfluß war er zum Ministerium gelangt, und die Intriguen, welche Pozzo di Borgo, der russische Gesandte in Paris, Martignacs Gönner, aus Unmuth über des letztern Entfernung gegen Polignac anspann, machten diesem den Anschluß an England nur um so nothwendiger. Wellington aber war zu klug, um nicht die Gefahren zu erkennen, denen sich Karl X. bei einer allzuscharfen Reaction aussetzte. Er rieth also zur Mäßigung, und hauptsächlich deshalb war Polignac zum Warten, Hinhalten und Laviren geneigt. Auch die Anhänger Villèles im Ministerium neigten mehr zur Mäßigung. Während nun das Ministerium nach außen hin unthätig blieb, war in seinem Innern lebhafter Kampf. Endlich gab der König dem englischen Einflusse nach und entfernte Labourdonnaye, an dessen Stelle Guernon de Ranville trat. Die Villèle'sche Partei hätte sich gern auch Polignacs entledigt; diesen aber, den England hielt, stellte der König an die Spitze des Ministeriums.

Erst am 2. März 1830 wurden die Kammern wieder eröffnet. Der König trat mit Ruhe und Festigkeit auf. „Frankreich, sagte er, ist im Frieden mit der Welt und überall geachtet. Es auch im Innern glücklicher geachtet zu sehen, ist das Bedürfniß meines Herzens. Die Charte hat die öffentlichen Freiheiten unter den Schutz der Rechte meiner Krone gestellt. Diese sind geheiligt. Es ist meine Pflicht gegen mein Volk, sie meinen Nachfolgern unverletzt zu überliefern.“ Er gab also zu verstehen, daß, wenn die Opposition seine Rechte nicht achte, er nöthigenfalls auch die ihrigen beschränken werde, daß keinesfalls die Charte über die Krone wachsen dürfe. Im Uebrigen drückte er sein Vertrauen aus, daß Frankreich an seinen guten Willen glauben und die Uebelgesinnten nicht hören werde, die seine königliche Gesinnung verdächtigten. Der König fügte hinzu: „Sollten strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse in den Weg legen, so werde ich in meinem Entschlusse, den öffentlichen Frieden zu handhaben, im gerechten Zutrauen der Franzosen und in der Liebe, die sie jederzeit ihren Königen erwiesen haben, die Kraft finden, sie zu besiegen.“ Als er diese Worte mit lauter Stimme und in einiger Aufregung sprach, entfiel ihm sein Hut, und der neben ihm stehende Herzog von Orleans hob denselben auf, was man wie ein Omen ansah.

In der Deputirtenkammer befanden sich alle Liberalen von Auszeichnung beisammen. Unter den jüngeren, neu eintretenden Mitgliedern glänzte Guizot, ein Protestant von philosophischer, beinahe deutscher Bildung, welcher damals in die Fußstapfen Royer-Collards tretend, für diese zweite und viel energischere Generation des französischen Liberalismus ungefähr das wurde, was für die erste Benjamin Constant unter der Leitung der geistreichen Frau von Stael gewesen war. Royer-Collard und Guizot behandelten das constitutionelle System wissenschaftlich nach allen seinen Consequenzen, und wegen der bei ihnen herrschenden Theorie oder Doctrin nannte man alle ihre Anhänger Doctrinäre, im Gegensatz gegen die practischen Menschen, die gerade auf ihren Zweck losgehen, ohne sich um ein System zu bekümmern. Die Praxis

war damals bei den geheimen Gesellschaften, aber die Doctrinäre spielten öffentlich die glänzendste Rolle durch ihre Beredsamkeit und durch die begeisterungsvolle Vertheidigung der politischen Grundlehren des Liberalismus, denen man damals den Werth evangelischer Wahrheiten beilegte. Es ist bemerkenswerth, daß die Doctrin auf der entgegengesetzten Seite sich viel weniger geltend machte. Die Ultras hatten schon in den Zeiten von Decazes und Villèle ihre Beredsamkeit erschöpft und wohl eingesehen, wie unnütz es ist, da Doctrinen auszukramen, wo man sie nicht hören will. Indeß trat damals auch auf der royalistischen Seite ein Redner ersten Ranges auf, aber kein Doctrinär, sondern ein durchaus practischer Advocat seiner Partei, der junge Berryer.

Die Deputirtenkammer wählte nur Liberale in die Candidatenliste der Präsidentschaft und Karl X. stand nicht an, gerade den namhaftesten unter ihnen, Royer-Collard, zum Präsidenten zu ernennen. Doch hatte er in jenen Tagen ziemlich vielen Stolz blicken lassen, und es fehlte nicht an Aufhetzern, die den Bruch zwischen dem Könige und der Kammer gerne beschleunigt hätten. Auch der Herzog von Orleans soll sich, wie wenigstens Lamartine versichert, damals herbeigedrängt und dem König Muth zugesprochen haben, denn er sey der Herr, und ihm zieme der Ton des Gebieters. Der Herzogin von Angoulême sagte man nach, sie habe die höchsten Justizbeamten bei einer Audienz mit beleidigender Kälte empfangen und, anstatt sie anzuhören, ihnen die Thüre zum Thronsaale gewiesen. Soferne damals so viel verleumdet wurde, weiß man nicht, ob sie nicht aus einem Mißverstand handelte. Die Deputirtenkammer entwarf eine Adresse, worin sie unter anderem sagte: „Ein ungerechtes Mißtrauen in die Gesinnungen und die Vernunft Frankreichs ist heutzutage der Grundgedanke der Administration; Ihr Volk trauert darüber, weil es sich dadurch gekränkt fühlt, es beunruhigt sich darüber, weil seine Freiheiten dadurch bedroht sind. Dieses Mißtrauen findet keinen Weg in Ihr edles Herz. Nein, Sire, Frankreich will so wenig die Anarchie, als Sie den Despotismus wollen; Frankreich ist würdig, daß Sie auf seine

Loyalität vertrauen, wie es auf Ihre Versprechungen vertraut. Zwischen denjenigen, die eine so ruhige, treue Nation verkennen, und uns, die wir mit einer tiefen Ueberzeugung den Schmerz eines ganzen und auf die Achtung und das Vertrauen seines Königs eifersüchtigen Volkes jetzt in Ihren Busen niederlegen, möge sich die hohe Weisheit Ihrer Majestät aussprechen. Die königlichen Prärogative haben in Ihre Hände die Mittel gelegt, die constitutionelle Harmonie zwischen den Staatsgewalten, diese erste und nothwendige Bedingung der Stärke des Thrones und der Größe Frankreichs, zu schaffen."

Die Debatten über diese Adresse waren äußerst interessant. Das Ministerium hatte es nämlich nicht bloß mit der liberalen Opposition, sondern auch mit den s. g. Defectionen in der bisherigen royalistischen Partei selbst zu thun. Die früher gestürzten Minister, Villèle, selbst Labourdonnaye, waren mit allen ihren Anhängern, wenn auch Freunde des Königs, doch Feinde Polignacs und wollten diesen letzteren stürzen. Andere meinten es aufrichtig gut mit dem Könige, beneideten auch Polignac nicht, fürchteten aber, er werde Mißgriffe begehen und schade dem König jedenfalls durch seine Unpopularität. Also wollten auch sie ihn stürzen. Sie halfen den Liberalen zu einem Siege, dessen Opfer nothwendig der König werden mußte. Die Liberalen selbst benutzten diese Defectionen mit Klugheit, schämten sich aber nicht der Heuchelei und Lüge. Dupin der ältere, Mitverfasser der Adresse, sagte in der Vertheidigung derselben: „der Grundgedanke der Adresse ist eine tiefe Verehrung für die Person des Königs; sie drückt die hochachtungsvollste Ergebenheit für jenes alte Geschlecht der Bourbons aus rc." Ein weniger berühmter Royalist, Chantelauze, blieb der einfachen Wahrheit getreuer, indem er den Liberalen sagte: „ihr wollt dem Königthum ans Herz, ihr wollt der Deputirtenkammer allein die Macht erobern, die gesetzlich dem König zukommt." Conny erinnerte daran, die Charte, die man jetzt als tödtliche Waffe gegen die Monarchie wende, sey ein freiwilliges Geschenk Ludwigs XVIII. gewesen, Niemand, am wenigsten das französische

Volk selbst, hätte den König zwingen können, sie zu geben, und jetzt wollte man seine Nachfolger mit derselben Charte erwürgen. Montbel frug sehr mit Recht: wozu dieser ungeheure Lärmen? ist denn Frankreich nicht frei und glücklich? kann es milder regiert werden? — Aber die Mehrheit der Kammer bestand darauf, der König müsse sich ihrem Willen beugen und dürfe nur solche Minister haben, die sie ihm vorschreibe. Die Adresse wurde mit 221 gegen 181 Stimmen angenommen.

In der Pairskammer wurde der König ebenfalls durch Defectionen im Stich gelassen. Hier donnerte Chateaubriand gegen das Ministerium. Der von Neid verblendete Dichter vergaß jede dem Könige schuldige Rücksicht. Das Nämliche that der Herzog Fitz James, ein Günstling des Königs, aber Feind der Polignacs und gleich vielen andern Höflingen ein Werkzeug der russischen Intrigue. Hinter allen vornehmen Defectionen stand Pozzo di Borgo. Das Schicksal schien zu wollen, daß, wenn Nesselrode den ersten Schlag gethan, um den Thron der Bourbons wieder aufzurichten, ein andrer russischer Minister den ersten thun sollte, um ihn wieder zu zerschlagen. Ohne russische Mitwirkung konnte schon nichts Wichtiges mehr in Europa vor sich gehen.

Die Adresse der Pairskammer an den König war nicht weniger feindselig als die der Deputirtenkammer, wenn auch mehr versteckt. Indem sie nicht ohne eine beleidigende Bosheit die Worte der Thronrede parodirte, sagte sie: „Sollten strafbare Umtriebe Ihrer Regierung Hindernisse in den Weg legen, so würden sie durch das gleichzeitige Zusammenwirken beider Kammern bald überwunden seyn.“ Damit wollte sie sagen, daß nur von Polignac solche Hindernisse zu erwarten seyen, und daß die Pairskammer im Kampfe gegen diesen Minister der Deputirtenkammer zur Seite stehen würde.

Einem so vielseitigen Widerstande hätte der König aus Klugheitsgründen nachgeben, als constitutioneller König hätte er ein Ministerium, für welches eine Mehrheit in den Kammern zu gewinnen unmöglich war, fallen lassen müssen. Dabei hätte ihn das

Beispiel des Königs von England trösten können, der immerhin ein mächtiger Herr blieb, wenn er sich auch jederzeit seine Ministerien vom Parlament mußte vorschreiben lassen. Endlich hätte Karl X., wenn er nicht sowohl auf seine Ehre als auf seinen Nutzen gesehen und einige Arglist besessen haben würde, durch Ernennung eines rein liberalen Ministeriums die jetzt gegen ihn vereinigten Parteien rasch wieder trennen und die Liberalen in Verlegenheit setzen können. Allein jede solche Arglist lag ihm fern. Man muß, wenn man seine Unklugheit bedauert, wenigstens seine Ehrlichkeit achten. Es ist der Geschichtschreibung unwürdig, länger in die Schmähungen einzustimmen, mit welchen der unglückliche Greis verfolgt worden ist. Als Royer-Collard an der Spitze der ständischen Deputation dem Könige die Adresse vorgelesen hatte, antwortete der König mit vieler Würde: „Ich hatte ein Recht, auf die Mitwirkung der Kammern zur Ausführung alles Guten, was ich im Sinne habe, zu vertrauen. Mein Herz ist bekümmert, von Ihnen zu hören, daß diese Mitwirkung nicht vorhanden ist. Aber meine Entschließungen sind unerschütterlich. Das Wohl des Volkes erlaubt mir nicht, mich davon zu entfernen.“ Einen Tag später wurden die Kammern einstweilen vertagt, jedoch noch nicht aufgelöst. Die royalistische Minderheit auf der rechten Seite der Kammer rief laut: „Es lebe der König!“ Aber die liberale Mehrheit auf der linken noch lauter: „Es lebe die Charte!“ Was weiter geschehen sollte, wurde nun vom Könige mit dem Ministerrathe verabredet. Montbel erklärte sich am entschiedensten für rasches Handeln. Er ging, wie früher Martignac, und wie später Napoleon III., von dem Gedanken einer Appellation an das Volk aus. In den Provinzen und sonderlich beim Landvolk zweifelte er nicht, die Mehrheit zu finden, die ihm Paris versagte. Er rieth daher, der König solle die Kammern augenblicklich auflösen und sich mit einem Manifeste an die Nation wenden. Aber Guernon de Ranville, Chabrol und Courvoisier waren dagegen und riethen zur Mäßigung. Es bot sich nämlich noch ein Mittel dar, durch welches vielleicht in den Gesinnungen der Wähler eine

Aenderung bewirkt werden konnte. Bis dieses Mittel gewirkt haben würde, schien es räthlicher, die definitive Auflösung der Kammer, die Appellation an das Volk und jede andere Maßregel zu verschieben.

Das gedachte Mittel war eine Kriegsoperation, von der man sich Ruhm für die königliche weiße Fahne und Erfolge bei den Wahlen versprach, wie nach dem letzten Siege in Spanien. Der Raubstaat von Algier unter dem gewaltthätigen Dey Hussein Bey hatte fortwährend Frankreich geneckt und war durch die früher empfangene Strafe noch nicht genug gedemüthigt worden. Da nun die durch die Seeräuber beraubten französischen Eigenthümer in Algier selbst keinen Ersatz fanden, so hielten sie sich an das französische Finanzministerium, welches zwei Kaufleuten in Algier 7 Millionen Franken für Getreide schuldig war. Das Ministerium zog wirklich von jener Summe 2½ Millionen ab, um sie den Reclamanten als Ersatz für ihre Verluste zuzustellen. Natürlicherweise wandten sich nun die um ihre Bezahlung verkürzten Kaufleute von Algier an ihren Dey. Von Rechtswegen hätte dieser die Seeräuber zum Ersatz zwingen müssen, allein die Art und Weise, wie Frankreich sich so rasch und eigenmächtig bezahlt gemacht hatte, ärgerte ihn so sehr, daß er bei einem öffentlichen Feste, bei welchem ihm unter anderen auch der französische Consul Duval aufwartete, denselben grob anfuhr, ja mit dem Fliegenwedel schlug und zur Thür hinausjagte. Auf diese Beleidigung hin verließ der Consul Algier, am 15. Juni 1829. Hierauf ließ der Dey alle französischen Niederlassungen in seinem Bereiche plündern und zerstören, namentlich das Fort Lacalle, jedoch erst, nachdem es die Franzosen verlassen hatten. Im Juli wurde Herr von Labrétonnière nach Algier geschickt, um für Frankreich Genugthuung zu fordern. Aber der Dey weigerte sich nicht nur, sondern ließ auch, sobald der Parlamentär den Hafen wieder verließ, auf sein Schiff feuern. Frankreich hatte nun ein volles Recht, einen solchen Barbaren zu züchtigen, und der König erkannte gleich, wie vortheilhaft ein siegreicher Feldzug gegen Algier auch für seine innere

Politik seyn würde, da die Franzosen nichts mehr reizt, als kriegerischer Ruhm. Es handelte sich also hier nicht bloß um die Strafe eines kleinen Seeräubers, sondern um eine große politische Demonstration. Eben deshalb aber besorgte England, Karl X. werde der Expedition nach Algier eine zu große Ausdehnung geben und Algier nicht nur erobern, sondern auch behalten wollen. Es bot daher seine Vermittlung an und sträubte sich auf alle Weise gegen die Expedition, die es endlich nur unter der Bedingung zugab, daß Frankreich sich verpflichtete, Algier nicht zu behalten. Schon war eine große englische Flotte unter Admiral Malcolm ins Mittelmeer geschickt worden, um die Franzosen nöthigenfalls mit Gewalt an ihrer Expedition zu hindern, und das englische Ministerium wurde im Parlament mit Fragen und Vorwürfen bestürmt, da die englische Eifersucht den Franzosen den Besitz von Algier durchaus nicht gönnen wollte. Das Parlament beruhigte sich erst, als die Minister versicherten, sie hätten von Frankreich die befriedigendsten Erläuterungen erhalten. Obgleich es nicht bestimmt gesagt wurde, verstand darunter doch jedermann, daß Frankreich sich der Forderung Englands gefügt habe, Algier nicht behalten zu wollen. Die englische Presse beutete den Gegenstand mit gewohnter Ungebundenheit aus. Und wenn Karl X. von seiner Expedition Ruhm erwartete, so gereichte es ihm doch zur großen Demüthigung, daß er sich die Erlaubniß dazu von England erbitten mußte. Noch viel mehr schadete seinem Vorhaben die Wahl des Feldherrn, der die Expedition commandiren sollte. Die Unpopularität des Generals Bourmont, damaligen Kriegsministers, war zu groß, die Verachtung dieses Deserteurs in ganz Frankreich zu allgemein, als daß seine Wahl nicht neue Erbitterung gegen den König hätte hervorrufen sollen, namentlich in der Armee selbst. Der Feldzug wurde bis ins Frühjahr verschoben und der Ausmarsch so berechnet, daß Algier gerade in einem Zeitpunkt erobert werden konnte, in welchem die Nachricht davon und der Siegesjubel auf die neuen Wahlen einwirken konnte, welche der König, nach Auflösung der bisherigen Kammer, veranlassen wollte. Am 16. Mai sollte die

Einschiffung der Expeditions-Armee, welche 30,000 Mann stark war, im Hafen von Toulon beginnen. Am nämlichen Tage verfügte der König die definitive Auflösung der Kammern und berief die neuen Kammern auf den 3. August ein. Die neuen Wahlen zur zweiten Kammer aber sollten in den kleineren Wahl-Collegien am 23. Juni, in den größeren am 3. Juli vorgenommen werden. Bis zu diesen Terminen hoffte Bourmont Algier eingenommen und ganz Frankreich mit ruhmreichen Proclamationen erfüllt zu haben. Indem der König die Auflösung der Kammern verfügte, nahmen Chabrol und Courvoisier ihre Entlassung. An ihre Stelle traten Graf Peyronnet, schon früher Minister unter Villèle und sehr muthvoll, der gleichfalls energische Chantelauze und Baron Capelle, für den ein neues Ministerium der öffentlichen Arbeiten geschaffen wurde. Vor den Wahlen erließ der König ein Manifest an die Nation, worin aber nur das wiederholt war, was er schon den Kammern gesagt hatte. Den großartigen Eindruck einer Appellation von der gebildeten Minderheit der Franzosen an die ungebildete Mehrheit machte es nicht. Eine solche Appellation hätte, wie später unter dem Präsidenten Louis Napoleon, erst erfolgen müssen, nachdem die Kammern durch einen Staatsstreich völlig vernichtet waren. Eine bloße Ermahnung, man solle loyalere Deputirte wählen, als die bisherigen, konnte nichts fruchten. Die Wahlbewegung war einmal im Zuge, die Wahl auf die Begüterten beschränkt, also vorzugsweise in den Händen der liberalen Mittelklasse. Die Gesellschaft Aide toi und das Comité directeur, an dessen Spitze Lafayette stand, thaten das Ihrige.

Bourmonts Berechnung hinsichtlich seiner Erfolge bewährte sich nicht. Die Flotte wurde durch Stürme aufgehalten und mußte lange im Hafen von Palma verweilen. Zwei französische Briggs, Aventure und Silène, scheiterten an der Küste von Algier und fielen den Corsaren in die Hände. Diese schlimmen Nachrichten waren alles, was man während der Wahlen von der Expedition erfuhr. Es wurden daher nicht bloß die 221 Deputirte, welche für die Adresse gestimmt hatten, wieder gewählt, sondern auch noch

eine Menge neue Liberale, und diese Wahlen fielen noch viel unglücklicher für das Ministerium Polignac aus, als die früheren.

Die Wahlen waren schon vollendet, als jetzt erst, viel zu spät, Siegesbotschaften von Algier anlangten. Die französische Flotte war am 14. Juni daselbst angelandet, die Truppen hatten sich ausgeschifft, am 19. die rohen Massen des Feindes, die sich ihnen entgegenstemmten, auseinander geworfen, am 4. Juli die Citadelle von Algier, das s. g. Kaiserschloß, erobert und am folgenden Tage die Stadt durch Capitulation eingenommen. Dem Dey wurde die Freiheit geschenkt, er durfte aber nicht in Algier bleiben. Der Schatz des Dey, den man erbeutete, soll ziemlich beträchtlich gewesen seyn.

Es versteht sich von selbst, daß diese Siegesbotschaft mit großem Pompe durch ganz Frankreich getragen wurde, allein die Absichtlichkeit blickte zu grob hindurch. Der Sieg einer zahlreichen französischen Armee über einen erbärmlichen Räuberfürsten war eigentlich nichts Ruhmvolles. Auch hatte die Opposition nicht verfehlt, überall zu verbreiten, daß man Algier zwar erobert habe, es aber nicht behalten dürfe. Der Enthusiasmus, auf den der König so sehr gerechnet hatte, blieb aus. Frankreich war nicht in einem Freudenrausche, sondern in einem Fieber des gährenden Hasses. Man hörte überall von zahlreichen Brandstiftungen. Ein Besuch der königlichen Familie von Neapel in Paris vermehrte den Widerwillen gegen den Hof. Allen Menschen der Neuzeit war der Anblick jener verjährten Majestäten verhaßt. Ueber das Haus Bourbon war die Revolution gegangen. Man glaubte nur seine Leichen aufsteigen zu sehen, und wandte sich mit Abscheu und ein wenig bösem Gewissen von den Mumien ab. Auch die damaligen Hirtenbriefe vieler französischen Bischöfe verfehlten ihren Zweck. Soweit die Kirche dem Ministerium Polignac helfen wollte, zog sie den Haß gegen jenen auf sich selbst.

Wie ein böser Dämon trat wie immer, wenn der älteren Linie des Hauses Bourbon Gefahr drohte, der Herzog von Orleans aus seiner scheinbar arglosen Ruhe und Apathie hervor. Am 30. Juni gab er einen glänzenden Ball in seinem großen Palais

Royal und hatte es ohne Zweifel veranstaltet, oder sah es wenigstens sehr gern, daß sich das Volk in Schaaren herbeidrängte, den Palast umgab, ihm als dem Volksfreunde zujubelte, ja sogar in der Freude seine Gartenstühle zusammenhäufte, aufthürmte, und als Freudenfeuer verbrannte.

Der König erhob Bourmont zum Marschall von Frankreich und befahl am 11. Juli ein großes Tedeum und Siegesfest in Paris zu feiern, allein die Herzen blieben kalt. Bei diesem Anlasse fiel eine Scene vor, die dem König unendlich schadete. Unter den Deputationen nämlich, die sich nach üblicher Weise oder nach Parteizwecken ihm vorstellen ließen, befand sich auch eine der Kohlenträger von Paris und einer derselben sagte zum Könige: „Sire, ein Kohlenträger ist Herr in seinem Hause, machen Sie es auch so!" Die ministeriellen Blätter waren so unklug, diese Anecdote zu verbreiten. Auch der Herzogin von Angoulême wird bei diesem Anlaß wieder ein hochmüthiges und abstoßendes Benehmen vorgeworfen. Die Parole in den Tuilerien sey, wie man damals verbreitete, monter à cheval. Während das Herz des Königs tief bekümmert war und er nur in letzter Nothwehr entschlossen war, männlich den Sturm auszuhalten und nicht mehr nachzugeben, war alles verschworen ihn zu verleumden, als sinne er nur auf Gewaltthaten. Die französische Opposition glich damals einer Koppel Jagdhunde, die den Hirsch, indem sie ihn auf den Tod hetzen, noch beschuldigen, er sey es, der sie verfolge.

Der König war in der übelsten Lage von der Welt und seit die neuen Wahlen bekannt waren, wurde ein Ministerrath nach dem andern gehalten. Chantelauze sah ein, daß mit den beiden widerspenstigen Kammern nicht mehr zu regieren sey und daß entweder der König oder die Kammer das Opfer werden müßte. So lange nun die königliche Gewalt noch faktisch bestand, wollte Chantelauze, daß sie auch alle Mittel ihrer Selbsterhaltung erschöpfe, und schlug daher vor, Paris und alle größeren Städte, die allein gefährlich seyen, mit Truppen zu überfüllen und dann in Gottes Namen die Charte aufzuheben. Guernon de Ranville wollte dagegen den ver-

fassungsmäßigen Weg nicht verlassen und der König selbst scheute sich vor dem Verfassungsbruch. Man hatte einen §. 14 in der Charte, welcher lautete: le roi fait les réglements et ordonnances nécessaires pour l'éxécution des lois et la sureté de l'état. Diesen Paragraphen glaubte man nun benutzen zu können, um immer noch auf verfassungsmäßigem Wege die Uebel zu beseitigen, ohne welche der Thron nicht länger feststehen könnte. Nach langen Berathungen kam man zu dem Entschluß, gemäß jenem Paragraphen „zur Sicherheit des Staats" und um die Handhabung der Gesetze zu ermöglichen, seine Zuflucht zu ausnahmsweisen „nothgedrungenen Ordonnanzen" zu nehmen. Vor allem sollten dieselben gegen die Tyrannei der liberalen Presse gerichtet seyn, die kaum mehr einen Widerspruch der Royalisten in Frankreich ungestraft aufkommen ließ. Sodann sollten sie das Wahlgesetz modificiren. Der König hätte vielleicht besser gethan, ein demokratisches Wahlrecht auf breitester Grundlage zu decretiren, denn in den niedern Volksschichten, sonderlich beim Landvolk vieler Provinzen, würden ihm die Stimmen nicht gefehlt haben. Allein der König wagte eine solche Ausdehnung des Wahlrechts nicht und zog vielmehr eine aristokratische Einschränkung desselben vor. Die kleinen Wahlkollegien, in denen die liberale Bourgeoisie vorherrschte, sollten verringert werden und künftig auch nur ein indirectes Wahlrecht besitzen.

Am 25. Juli kam man endlich zu St. Cloud, wo sich der König damals aufhielt, im Ministerrathe zum definitiven Beschlusse, Ordonnanzen zu erlassen, wodurch

1) die Preßfreiheit suspendirt und strenge Censur eingeführt, eine Mehrzahl liberaler Blätter unterdrückt,
2) das Wahlgesetz abgeändert, die Zahl der Wähler vermindert, der Wahl-Census erhöht, die directe Wahl in eine indirecte verwandelt,
3) die noch nicht zusammengetretene Kammer wieder aufgelöst,
4) eine neu zu wählende Kammer auf den 28. September einberufen wurde.

Zwei noch weitere Ordonnanzen ernannten aus der Mitte der Ultras eine ziemliche Menge neue Staatsräthe. Man hat nicht unbemerkt gelassen, daß der 25. Juli der nämliche Tag war, an welchem weiland der Herzog von Braunschweig im Jahr 1793 sein berüchtigtes Manifest gegen Frankreich erlassen hatte. Die Ordonnanzen, die am 26. veröffentlicht wurden, begleitete ein Bericht der Minister an den König, worin jene Ordonnanzen motivirt waren. Darin hieß es unter anderm von der Presse: „durch die gewaltsame und ununterbrochene Thätigkeit der Presse erklären sich die allzu raschen und allzu häufigen Wechsel unserer innern Politik. Sie erlauben weder, daß sich in Frankreich ein regelmäßiges Regierungssystem festsetzte, noch daß man sich in einiger Folgereihe mit Einführung von Verbesserungen in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, deren sie fähig sind, beschäftigen könnte. Alle Ministerien seit 1814, obgleich sie unter verschiedenen Einflüssen gebildet wurden und entgegengesetzten Leitungen unterworfen waren, blieben denselben Pfeilen, denselben Angriffen und derselben Zügellosigkeit der Leidenschaften ausgesetzt. Opfer aller Art, Concessionen der Staatsgewalt, Parteiallianzen, nichts konnte sie diesem gemeinschaftlichen Geschicke entziehen. Die Presse geht auf nichts Geringeres aus, als die Souveränetät zu unterjochen und die Staatsgewalt an sich zu reißen. Vorgebliches Organ der öffentlichen Meinung, strebt sie, die Debatte beider Kammern zu lenken, und es ist unbestreitbar, daß sie darin einen eben so traurigen, als entscheidenden Einfluß ausübt. Ihre Herrschaft hat besonders seit zwei bis drei Jahren in der Kammer der Deputirten einen offenen Charakter der Unterdrückung und Tyrannei angenommen. Seit jener Zeit sah man die Journale diejenigen Mitglieder, deren Votum ihnen unbestimmt oder verdächtig dünkte, mit ihren Insulten und ihren Schmähungen verfolgen. Keiner Ihrer Unterthanen, Sire, ist vor Schmähung gesichert, wenn er von seinem Souverän das geringste Zeichen des Vertrauens oder der Zufriedenheit erhält." Man kann nicht leugnen, daß diese Darstellung der Wahrheit gemäß war. Allein wer wollte damals die Wahrheit hören? Karl X.

sollte nicht der einzige König seyn, den die zügellose Presse vom Throne stieß.

Uebrigens muß man über die Verblendung erstaunen, mit welcher der König und sein Ministerium die ganze Leidenschaft der Opposition herausforderte und sich allen Schlägen ihrer gewiß furchtbaren Macht bloßstellte, ohne dem Rath von Chantelauze zu folgen und sich bis an die Zähne zu waffnen. In dem volkreichen und unruhigen Paris hatte der König nicht mehr als 12,000 Mann Truppen unter dem schwachherzigen und unzuverlässigen Marschall Marmont beisammen.

Neuntes Buch.

Die Julirevolution.

Die Ordonnanzen wurden am 26. Juli 1830 im Moniteur, dem Amtsblatte, verkündet und begreiflicherweise als die große Neuigkeit des Tages von Munde zu Munde getragen. Menschengruppen sammelten sich in den Straßen, die Tagesarbeit wurde fast von jedermann verlassen und die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Die in Paris anwesenden Deputirten und die Journalisten steckten die Köpfe zusammen, allein es blieb damals noch den Einzelnen überlassen, ihren größeren Muth zu erproben. Es bildete sich noch keine Autorität von Seite der Opposition, welche Beschlüsse hätte fassen können. Doch verrieth sich eine gewisse Gemeinsamkeit im Handeln, sofern nicht nur die liberalen Besitzer großer Buchdruckereien, sondern auch liberale Fabrikherrn schon an diesem Tage plötzlich ihre Geschäfte schlossen und alle ihre Arbeiter fortschickten. Der Grund davon war nicht sowohl Furcht, als die böse Absicht, viel Tausende brodloser Arbeiter in die revolutionäre Gährung der Stadt hineinzuwerfen und eine

Armee des Widerstandes aus ihnen zu bilden. Auch zeigten sich diese Arbeiter nicht wenig fanatisirt, machten großen Lärm und warfen noch an demselben Abend im Hotel Polignac die Fenster ein. Die spießbürgerliche Furcht selber wurde eine Waffe der Opposition. Als der Buchdrucker des liberalen Journal du Commerce, erschreckt durch die Ordonnanzen, dieses Blatt nicht mehr drucken und der Redaktion den Vertrag nicht halten wollte, machte die Redaktion sogleich eine Klage beim ersten Tribunal von Paris anhängig, dessen Präsident, Debelleyme, auch keinen Anstand nahm, den Fortdruck des Journals zu befehlen, weil die Ordonnanzen, soferne sie noch nicht im Gesetzesbulletin erschienen seyen, auch noch keine Gesetzeskraft hätten. Und diese Entscheidung trug nicht wenig bei, den Männern der Presse Muth zu machen.

Am Morgen des 27. erschien daher schon eine Protestation der Journale, unterzeichnet von 43 Geranten und Redacteuren fast aller liberalen Pariser Blätter, unter denen jetzt zum erstenmale der geistgewandte und verschmitzte, aber gesinnungslose Thiers auftrat, der sich von einem armen Zeitungsschreiber bald zu einer der ersten Stellen im Staate emporschwingen sollte, einer jener Höflinge des Volks, welche diesem schmeicheln, wie andere den Königen, und nur an ihren eigenen Vortheil denken. In der Protestation wurde geradezu gesagt, die Charte gestatte die Ordonnanzen nicht, die königliche Auslegung des betreffenden §. sey falsch, die Charte sey durch die Ordonnanzen verletzt, und soferne die Charte allein zu Recht bestehe, seyen die Ordonnanzen rechtswidrig und ihnen nicht zu gehorchen, sondern ihnen Widerstand zu leisten, und ihre Durchführung unmöglich zu machen, sey nicht nur erlaubt, sondern Pflicht jedes Franzosen. Während dieser Protest in der Stadt verbreitet wurde, zogen Gensdarmen umher, um die liberalen Pressen zu versiegeln. Da diese Maßregel nicht schon den Tag vorher und überall mit Einem Schlage ausgeführt worden war, fruchtete sie jetzt nichts mehr, weil sie viel zu langsam vollzogen wurde und überall auf einen schon vorbereiteten Widerstand stieß. Dieser Widerstand war am meisten systematisch in der

Druckerei des Temps, eines Blattes, welches an Geist und Kühnheit vor allen andern Oppositionsblättern den Vorrang behauptete. Der Eigenthümer Baude verschloß den Gensdarmen die Thüre und las ihnen den Artikel des Criminalgesetzes vor, der den gewaltsamen Einbruch in ein Haus verbot. Als die Gensdarmen das Schloß nicht öffnen konnten, wurde nach einem Schlosser gesucht, aber alle Schlosser weigerten sich. Endlich öffnete ein Gefängnißwärter das Schloß der Thüre, die Gensdarmen drangen ein und zerstörten die Pressen; aber der moralische Sieg war auf Seite der Unterdrückten. Die Zusammenläufe auf den Straßen vermehrten sich, die Stimmung der müßigen Menge wurde immer gereizter. Schon gab es manchen Zusammenstoß mit der Gensdarmerie. Niemand zweifelte, daß bald auch Linientruppen in Bewegung gesetzt werden würden, und daß es zu blutigen Straßenkämpfen kommen werde. Furchtsame Bürger fingen an, ihre Läden zu schließen. Andere thaten dasselbe, weil doch alle Geschäfte stockten und jedermann den Neuigkeiten und dem Aufruhr nachlief. Es war die Zeit der langen Tage, warmer Sommer und ein überaus klarer Himmel. Um halb 5 Uhr gegen Abend marschirten wirklich die ersten Truppen auf, um die Ordnung und das Ansehen der Regierung in der Hauptstadt aufrecht zu erhalten. In gleichem Maße aber mehrten sich auch die Volksmassen, die in den Straßen drängten. In Paris fehlt es nie an kühnen Menschen, die den Kampf suchen, und sie waren diesmal schon seit lange aufgehetzt und vorbereitet. Die persönliche Berührung solcher Menschen mit den Truppen konnte nicht anders als zu Blutvergießen führen. Eine Truppenabtheilung gerieth in der Straße des Herzogs von Bordeaux dergestalt ins Volksgedränge, daß sie weder vor- noch rückwärts konnte. Da begann man, sie aus den benachbarten Häusern mit Steinen und Ziegeln zu werfen. Bald darauf knallten auch die ersten Schüsse, man weiß nicht von welcher Seite. Eine andere Truppenabtheilung wurde in der Straße St. Honoré mit einem Hagel von Steinen überschüttet; sie forderte das Volk dreimal nach dem Kriegsgesetze auf, auseinander zu gehen, und gab, da ihr nicht

Folge geleistet wurde, eine volle Salve. Das Volk floh nun, sammelte sich in andern Straßen, plünderte die Waffenläden und suchte sich über Nacht so gut als möglich zu bewaffnen. Im Laufe des Tages hatten auch die liberalen Deputirten wieder ihre Köpfe zusammengesteckt und die versammelten Wähler von Paris schickten eine Deputation zu Casimir Perier, in dessen Hause die Deputirten sich versammelt hatten, und forderten dieselben auf, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, allein die meisten Deputirten hatten Angst und Casimir Perier weigerte sich mit großer Heftigkeit, den gesetzlichen Boden zu verlassen. Erst spät am Abend brachten sie eine Protestation zu Stande, in welcher sie dem König das Recht, eine noch nicht zusammengetretene Kammer aufzulösen, absprachen und jede Neuwahl gemäß den Ordonnanzen für ungesetzlich erklärten. Der junge Bankier Laffitte feuerte hauptsächlich den Muth der Deputirten an, Dupin der ältere weigerte sich mitzuhandeln. Der alte Lafayette war auf seinem Landgute und wurde erst herbeigeholt. Die Deputirten hatten also, wie gewöhnlich, nur Worte bereit und taugten nicht zum Handeln. Aber die Entschlossensten von den Pariser Bürgern versammelten sich während der Nacht in einem Hause der Rue St. Honoré bei Cadet-Chassicourt, um anstatt jener furchtsamen Deputirten allgemeine Maßregeln zu ergreifen. Sie beschlossen, am andern Tage alles anzuwenden, daß die früher aufgelöste Nationalgarde sich wieder in ihren Uniformen auf der Straße blicken lasse, sich unter den bewaffneten Pöbel mische und dem Aufstande einen gleichsam gesetzlichen Charakter gebe. Der Pöbel selbst war unterdeß die ganze Nacht auf den Beinen, steckte ein Wachthaus an der Börse in Brand, zerschlug alle Laternen in der Stadt und schleppte den Leichnam eines Weibes beim hellen Fackelschein umher, um durch diesen Anblick zur Rache aufzureizen, ein revolutionärer Kunstgriff, der später in und außerhalb Paris öfters wiederholt worden ist. Auch die polytechnischen Schüler, in denen die Erinnerungen der napoleonischen Zeit fortlebten und die stets zu großen Dingen aufgelegt waren, brachen in dieser Nacht ihre Gitter und eilten, Lafayette aufzusuchen, der

eben angekommen war, sie aber damals noch ermahnte, sich ruhig zu verhalten.

In derselben Nacht beschlossen die bei Polignac versammelten Minister, Paris in Belagerungszustand zu erklären und noch einige Truppen von St. Denis, St. Omer und Luneville herbeizuholen, auch Verhaftsbefehle gegen die Deputirten zu erlassen, welche die Protestation unterzeichnet hatten. Allein es waren weder Truppen genug vorhanden, noch hatte der Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, sie so aufgestellt, daß die Volksmasse sich an ihrer freien Bewegung gehindert gesehen hätte, noch wurden die Verhaftsbefehle mit der Blitzesschnelle und Gleichzeitigkeit vollzogen, ohne welche sie wirkungslos seyn mußten. Am meisten setzte in Erstaunen, daß der König in dieser kritischen Zeit ganz gemüthlich nach Rambouillet auf die Jagd gegangen war. Welches Motiv ihn auch dabei leiten mochte, so war es seiner nicht würdig, gleichgültig zu scheinen in einem Augenblick, in welchem das Volk in der leidenschaftlichsten Aufregung und sein eigener Thron in Gefahr war.

Die Sonne des 28. Juli ging glänzend am wolkenlosen Himmel auf und es war einer der schönsten Tage des Jahres. Da begannen sich zuerst die plebejischen Bewohner von St. Antoine in Bewegung zu setzen und gegen das Stadthaus vorzudringen. Dieses berühmte Hôtel de ville war auch schon in der ersten französischen Revolution immer Mittelpunkt des Aufruhrs gewesen. Unter den Arbeitern der Vorstadt zeigten sich auch schon Bürger in der Uniform der Nationalgarde. Das Stadthaus war nicht gehörig besetzt, die Thüren wurden eingestoßen und auf dem Dachgiebel zum erstenmale wieder die dreifarbige Fahne aufgepflanzt, welche Paris seit dem Sturze Napoleons nicht mehr gesehen hatte. Dieselbe Fahne begann fast in allen Straßen von Paris aufzutauchen. Die Kämpfer wuchsen gleichsam aus der Erde hervor. Wie in der Nacht verabredet worden war, sammelten sich an vielen Punkten Nationalgardisten. Aber die wohlhabenden verheiratheten Bürger hatten immer noch nicht Muth genug. Die Häuflein der Nationalgarde blieben klein. In der Straße St. Honoré ließen sie sich

von den Truppen entwaffnen. An der Bank aber wurden sie von den Truppen gut aufgenommen und gerne zum Schutze der dort aufgehäuften Geldmassen benützt. Im Allgemeinen war die Nationalgarde keineswegs zum Aeußersten entschlossen und daher auch nicht gefährlich, wenn Marmont Energie genug behielt. Gefährlich waren nur die Arbeiter in den damals üblichen blauen Blousen, die Vorstädter, der Pöbel und die Gamins, die zu allem fähigen Gassenbuben von Paris. Hier war der Instinct französischer Tapferkeit und eine Lust am Neuen, die keine Verantwortung scheute. Die Wuth in dieser verwilderten Menge wurde gewissermaßen geadelt durch die Begeisterung der polytechnischen Schüler. Diese hatten vergeblich mit heißer Ungeduld auf eine Ordre von Lafayette gewartet. Ihre eigenen Vorgesetzten waren so feig, alles aufzugeben und sie zu entlassen. Sie schlossen sich also mit lautem Zuruf in ihren Uniformen an das bewaffnete Volk an. Das Nämliche thaten auch die zahlreichen Studenten der Rechts- und Arzneischule. Einige reiche Liberale hatten in der Nacht in ihren Häusern Waffenvorräthe aufgehäuft und theilten sie jetzt dem Volke aus. So der Deputirte Audry de Puyravaux, der reiche Buchhändler Joubert, der Bürger Gisquet und sogar der Theaterdirector Etienne Arago. Andere bisherige Volksmänner zeigten dagegen eine lächerliche Furcht. Der kleine Thiers z. B. konnte nicht schießen hören und war aufs Land geflüchtet.

Marmont war nicht der Mann, um wie ein Fels die Wogen des Volkes zu brechen. Er hatte einst Napoleon verrathen und war deshalb, nächst Bourmont, der verhaßteste Mann der französischen Armee. Seine Unpopularität drückte ihn. Er hatte nur ungern das Commando übernommen und die Ordonnanzen ausdrücklich mißbilligt. Er hatte zu wenig Truppen und mußte dieselben in der Nähe der Tuilerien concentriren. Am Morgen des 28. schrieb er an den König und ermahnte ihn, der Opposition nachzugeben und zu unterhandeln. Als commandirender General hätte er entweder Verstärkungen verlangen oder seine Entlassung nehmen müssen. Und auf einen solchen muthlosen Rath hin hätte

der König ihn entlassen, oder aber wirklich nachgeben müssen. Von alle dem geschah nichts. Der König ließ antworten, Marmont solle sich nur halten, unbekümmert darum, daß derselbe schon erklärt hatte, seine Mittel seyen unzureichend. Inzwischen glaubte Marmont einen Versuch machen zu müssen, um die Pariser zu schrecken. Er ließ also zwei starke Colonnen auf zwei verschiedenen Wegen gegen das Stadthaus vordringen, jede aus Fußvolk, Reiterei und Geschütz zusammengesetzt. Die erste, unter General Talon, marschirte an der Seine hin und fand an der Brücke von Notredame heftigen Widerstand. Die zweite Colonne, unter General Chamans, wurde bei der Porte St. Martin und in der Straße St. Antoine mit Steinwürfen und Schüssen begrüßt und stieß bald auch auf Barrikaden. Sie kämpfte sich aber glücklich durch und beide Colonnen vereinigten sich auf dem Grèveplatze vor dem Stadthause, welches letztere vom Volke wieder verlassen wurde. Indessen hatte sich bei dem 50. Linienregiment, welches der zweiten Colonne angehörte, schon unterwegs Lauigkeit gezeigt. Es weigerte sich jetzt förmlich, länger gegen das Volk zu dienen, wollte aber auch nicht gegen den König dienen, und gab seine Patronen ab. Um dieses Regiment zu ersetzen, schickte Marmont ein Bataillon der Schweizergarde nach dem Stadthause. Diese Schweizer, als Söldner der Gewalt dem Volke besonders verhaßt, wurden wüthend angegriffen, rückten aber in ununterbrochenem Feuer vor und streckten alles vor sich nieder. Nun war es aber Mittag, die Sonne brannte glühend heiß und zur Erfrischung der Truppen war nicht die geringste Vorsorge getroffen. Hunger und Durst steigerten den Unmuth der Linientruppen, die immer mehr mit dem Volke fraternisirten. Nur die Garden blieben unerschütterlich. Hätte Marmont von Anfang an mehr Truppen gehabt und wäre gehörig für sie gesorgt gewesen, so würde ihre gute Disciplin unfehlbar den ganzen Aufstand bemeistert haben.

Der liberale Held dieses Tages, Audry de Puyravaux, versammelte wieder die Deputirten in seinem Hause und drang auf kräftiges Handeln. Mauguin, von gleichem Muth beseelt, beschwor die Versammelten, aus der Emeute eine Revolution zu machen und

die verhaßten Bourbons zu stürzen. Dagegen erklärte sich Casimir Perier, der nie den gesetzlichen Boden verlassen wollte und die Anarchie mehr fürchtete, als den Despotismus. Desgleichen General Sebastiani, das Haupt der alten Anhänger Napoleons, und der Doctrinär Guizot, der abermals eine papierne Protestation vorschlug. Audry, Mauguin, der alte Lafayette und Laffitte verwahrten sich und behaupteten, jetzt sey keine Zeit mehr zu Protestationen, es müsse gehandelt werden. Dennoch ließen sich die Deputirten nicht weiter fortreißen, als auf den gelinden Weg der Unterhandlung. Man beschloß, eine Deputation an Marmont zu schicken. Zu diesem begab sich nun Laffitte mit dem berühmten Naturforscher Arago und verlangte Waffenstillstand und das Ende des Blutvergießens. Und wie man von Marmont voraussetzen konnte, ließ er sich mit ihnen ein und schrieb gleichsam in ihrem Namen an den König, er möchte doch nachgeben, die Gefahr werde immer größer. Das war der Mann, dem der König die bewaffnete Macht anvertraut hatte und der ihn schützen sollte.

Der König, von seiner Jagdpartie nach St. Cloud zurückgekehrt, hielt die angewandten Militärkräfte immer noch für ausreichend, blieb guter Dinge und war nicht im geringsten geneigt, Concessionen zu machen. Auch Polignac empfahl dem Marschall Marmont nur, die Truppen bei den Tuilerien zusammenzuhalten. Doch zeigte sich unter den Höflingen in St. Cloud schon viele Angst, und Rathgeber aller Art drängten sich auf. Einer rieth, die Herzogin von Berry solle sich, ihren kleinen Sohn in den Armen, dem Volke zeigen, aber Karl X. verbot der Herzogin eine so unwürdige Comödie. Ein anderer gab den klugen Rath, den Herzog von Orleans festzunehmen und als Geißel zu behalten, aber auch dazu war der König zu großmüthig.

In der Nacht auf den 29. Juli war das Volk in Paris ununterbrochen thätig, in allen Straßen Barrikaden zu errichten, um am andern Tage jedes neue Vordringen der Truppen zu vereiteln und selbst von der Vertheidigung zum Angriffe überzugehen. Andrerseits war allen Truppen im Lager von St. Omer und

Luneville Befehl ertheilt, in Eilmärschen nach Paris zu kommen. Aber schon war die Telegraphenlinie unterbrochen und der Befehl kam zu spät. Marmont concentrirte am Morgen des verhängnißvollen Tages (es war ein Donnerstag), alle seine Truppen um die großen Paläste her, Tuilerien, Louvre und Palais-Royal, und unterhielt von hier aus den ganzen Tag über das Feuer gegen die Volksmassen, die von allen Seiten vergebliche Angriffe machten. Da sich die Garde so unerschütterlich schlug, machten die Deputirten neue Stürme auf das schwache Herz des Marschalls, warfen ihm das vergossene Bürgerblut vor, beschwerten sich, daß auch Wehrlose und Unschuldige erschossen worden seyen, und lockten ihm den Befehl ab, das Feuern einstellen zu lassen. Erst dieser feige Befehl, zu welchem der Marschall gar nicht einmal vom Könige autorisirt war, entriß den Garden ihre Lorbeern und verwandelte den Sieg in eine Niederlage. Denn während die Truppen um die königlichen Schlösser her nicht mehr schießen durften, schoß doch das Volk auf allen andern Punkten, wo es seinen Vortheil fand. Die Kaserne der Gensdarmerie wurde vom Volk erstürmt, das Pulvermagazin beim jardin des plantes gleichfalls. Auch die Kaserne der Schweizer wurde nach einem heftigen Kampfe genommen. Das Invalidenhaus ging über und die alten Invaliden des Kaiserreichs lieferten ihre Kanonen aus. Ebenso die Kriegsschule. Das ganze linke Seineufer war in den Händen der Insurgenten.

Ein abgedankter General, Dubourg, erschien unter dem Volk in voller Generalsuniform und ließ sich den Oberbefehl geben. Eine Proklamation wurde angeschlagen, nach welcher schon eine provisorische Regierung eingesetzt seyn sollte, bestehend aus den Generalen Lafayette und Gérard und dem Herzog von Choiseul, der nichts davon wußte. Alles war erlogen, nur um dem Volke den Weg zu zeigen, den es gehen sollte, und um dem Bruch mit der Krone unheilbar zu machen. Lafayette übernahm, auf das Andringen der Deputirten, den Oberbefehl über die Nationalgarde und erließ an dieselbe eine Proklamation, worin er sagte, das Betragen der Pariser Bevölkerung mache ihn stolz, sie zu befehligen.

„Die Freiheit wird siegen oder wir werden mit einander untergehen!“ Er nahm sein Hauptquartier im Stadthause, traf aber hier bereits den General Dubourg und den kecken Baude an, der sich selbst zum Secretär der angeblichen provisorischen Regierung aufgeworfen hatte und Befehle ertheilte. Dubourg war so klug, die Autorität Lafayettes sogleich anzuerkennen.

Mittlerweile wurden die Schweizer, die unter Oberst von Salis mit zwei Bataillonen das Louvre besetzt hatten, wieder vom Volk angegriffen, während die Linientruppen auf dem Vendômeplatz in Folge des Befehls, nicht mehr zu schießen, alle Haltung verloren und zum Theil zum Volke übergingen. Marmont befahl, eines der Schweizerbataillone aus dem Louvre wegzuziehen, um statt der abtrünnigen Linie den Vendômeplatz zu halten. Indem aber jenes Bataillon vom Louvre abzog, drängte sich das Volk gleich in dessen verlassene Posten. Nun konnte sich auch das andere Bataillon nicht mehr halten und wich dem ungeheuren Andrange der Volksmassen, indem es gegen die Tuilerien zu floh. Schon aber wälzten sich dichte Schaaren des niedrigsten Pöbels durch die lange mit prächtigen Gemälden geschmückte Gallerie des Louvre nach den Tuilerien, die durch jene Gallerie mit dem Louvre in unmittelbarer Verbindung standen, und da auf dieser Seite keine Vorkehr getroffen war, wurde bald der schöne Palast der Tuilerien selbst von innen her durch das Volk überschwemmt. Marmont wollte den Palast nicht zum Kampfplatz machen und zog sich mit dem Rest der treu gebliebenen Garden durch die großen Gärten ins Freie zurück. Der Pöbel trieb in den königlichen Gemächern einigen Unfug, zog die Kleider der Prinzessinnen an, zerstörte ein Bild des Königs und verletzte einige andere, legte die Leiche eines gefallenen Volksmanns auf den Thron des Königs im großen Saale, raubte aber nichts. Ein Mensch, den man beim Plündern ergriff, wurde sogleich executirt. Die Kostbarkeiten wurden von denen, welche sie der Sicherheit wegen weggenommen hatten, auf das Stadthaus abgeliefert. Man legte den größten Werth darauf, den Volkssieg nicht zu beflecken. Auch das Palais-

Royal wurde um diese Zeit vom Volke genommen und einige abgeschnittene Truppentheile, die sich in einer Ecke der Straße St. Honoré und Rohan tapfer wehrten, endlich zusammengeschossen. Am Abend war die Niederlage der Truppen auch auf dem rechten Ufer der Seine vollständig. Der erzbischöfliche Palast, aus dem der Erzbischof entflohen war, wurde nicht geschont wie die Tuilerien, sondern barbarisch geplündert und verheert.

Schon am Morgen desselben Tages hatten sich die Herren von Sémonville, ein intriganter und geschwätziger Greis, und d'Argout als Vertreter der bis jetzt unthätig gebliebenen Pairskammer in den Tuilerien mit Polignac gezankt und von demselben Concessionen verlangt, die er nicht gewähren konnte. Sie eilten sodann nach St. Cloud, wohin ihnen Polignac aber schon zuvorkam, und bestürmten den König, dem Volke nachzugeben. Der König hielt lange mit den Ministern Rath. Unterdeß kam eine Unglücksbotschaft nach der andern von Paris an und nicht nur jene Pairs, auch viele, die meisten andern großen Herren des Hofes waren in bitterer Angst, die Revolution könne eine Macht und Ausdehnung gewinnen, die nicht blos den Thron, sondern auch die aristokratischen Institute und den Besitzstand umwerfen würde. Viele gaben den König schon verloren und wollten nur noch die Dynastie retten. Diesen lag eine Regentschaft im Namen des jungen Herzog von Bordeaux im Sinne. Fast alle aber waren darin einig, daß es die höchste Zeit sey, die Wogen der Revolution durch Concessionen zu beruhigen.

Auch die, welche früher zum Gebrauch der Gewalt gerathen hatten, verstummten jetzt, seitdem die Niederlage der Truppen bekannt war. Nur Guernon de Ranville, der früher zur Mäßigung gerathen, verlor den Kopf nicht und rieth jetzt von Concessionen ab, weil es zu spät sey. Jetzt bliebe dem Könige nur noch übrig, sich unter dem Schutz eines treugebliebenen Heeres in eine treue Provinz zu retten und hier eine ihm ergebene Kammer um sich zu versammeln. Dann erst habe er einen festen Hinterhalt, um weiter mit den insurrectionellen Machthabern in Paris zu unterhandeln.

Jetzt aber, umgeben von wenigen erschöpften und besiegten Truppen und durch die gährende Bevölkerung der Hauptstadt in der Nähe bedroht, könne er nichts zu erreichen hoffen, was ihn nicht noch tiefer demüthigen, noch mehr entwaffnen würde. Aber nur der Herzog von Angoulême rief dem verständigen Minister Beifall zu. Alle andern setzten in augenblickliches Nachgeben allein ihre Hoffnung, und der tieferschütterte König, sich selber ungetreu, begann zu wanken und bereits in einem Punkte nachzugeben, indem er die Entlassung Polignacs genehmigte, dessen Namen ihm nicht nur bei der Volkspartei unermeßlich schadete.

Man hätte sehr unrecht, wenn man sich den greisen König in seiner damaligen gefährlichen Lage als völlig eingeschüchtert und gleichsam kopflos denken wollte. Der König wußte, mit welchem Eifer Pozzo di Borgo gegen Polignac intriguirt hatte, und wenn er in diesem Augenblicke es gerathen fand, sich Rußland hinzugeben, mag er dazu wohl seine Gründe gehabt haben. Man behauptet, Vitrolles habe ihm den Gedanken eingegeben. Dem sey, wie ihm wolle, der König bezeichnete als Polignacs Nachfolger den Herzog von Mortemart, der früher in der großen Armee Napoleons gedient hatte und zuletzt französischer Gesandter in St. Petersburg und ein Liebling des Kaiser Nicolaus gewesen war. In welchen Beziehungen er zu Pozzo di Borgo gestanden, ist noch in Dunkel gehüllt. Unfehlbar aber mußte es dem Kaiser von Rußland schmeicheln, daß der König von Frankreich in seiner Noth zuerst an ihn dachte und die schwankenden Geschicke Frankreichs gleichsam unter russischen Schutz stellte. Sein Bruder Ludwig XVIII. war von Rußland immer gut berathen gewesen. Mortemart sollte für Karl X. werden, was Richelieu für dessen Vorgänger gewesen war. Aber der König beeilte sich nicht, irgend einen weitern Schritt zu thun. Er machte Abends seine Whist-Parthie und ging dann schlafen. Man hat ihm sein Verhalten damals überhaupt als greisenhaften Stumpfsinn ausgelegt, wozu man aber doch nicht berechtigt ist, da die geheime Geschichte dieses kritischen Tages noch mancher Aufklärung bedarf. Mortemart hatte sich in St. Cloud eingefunden,

wartete aber vergebens auf eine Instruction. Eigenmächtig entwarf er noch in der Nacht mit Vitrolles und d'Argout neue Ordonnanzen, welche die nöthigsten Concessionen des Königs aussprachen, und ernannte Casimir Perier zum Finanz-, den General Gérard zum Kriegsminister. Nun, sagt man, habe Vitrolles den König aufwecken lassen und dringend um Unterzeichnung gebeten, der König habe jedoch noch eine Weile gezaudert. Vitrolles habe ihn gefragt, ob er in die Vendée gehen und dort einen Widerstand organisiren wolle, in welchem Falle er, Vitrolles, sich nicht von ihm trennen würde. Der König aber habe die Aufgabe, sich in der Vendée zu halten, zu schwer gefunden. War er ermattet und in seiner Altersschwäche zu keinem Handeln mehr fähig? Wollte er einen längern, wahrscheinlich doch erfolglosen Bürgerkrieg vermeiden? Oder hoffte er, durch Concessionen die Wuth seiner Gegner hinzuhalten, bis er durch die Intervention der Großmächte, namentlich Rußlands, unterstützt werden würde? Genug, er ließ Mortemart hereinrufen und unterzeichnete, was dieser ihm vorlegte. Die Herren von Sémonville, Vitrolles und d'Argout aber eilten mit diesen Concessionen nach Paris.

Darüber war der Morgen des 30. herangebrochen. Die ganze Nacht hindurch war die Bevölkerung von Paris auf den Beinen gewesen, theils um sich im Jubel über den Sieg zu berauschen, theils um die ganze Stadt mit Barrikaden zu erfüllen und einen unüberwindlichen Widerstand vorzubereiten, falls etwa die Truppen, die der König von außen her noch sammeln würde, einen Angriff auf die Hauptstadt machen würden. Auch wurden die Todten begraben. Am Morgen des 30. fuhr ein großes Schiff mit schwarzer Fahne die Seine hinauf und hielt unterhalb der Morgue, um die Leichen der Unbekannten aufzunehmen. Die Zahl der Todten wurde damals überschätzt, scheint aber 700 nicht überstiegen zu haben.

In derselben Nacht hatten sich wieder die Deputirten versammelt und einen Maueranschlag entworfen, des Inhalts: „Die zu Paris anwesenden Abgeordneten haben sich vereinigen müssen, um den ernsten Gefahren zu begegnen, welche die Sicherheit der Personen

und des Eigenthums bedrohen. Eine Commission ist ernannt worden, um bei der Abwesenheit jeder regelmäßigen Organisation über die Interessen Aller zu wachen." Das hieß so viel als den ersten Keim zu einer neuen Regierung legen. Und wirklich wurde am andern Morgen mit einer solchen der Anfang gemacht, unter dem bescheidenen Namen einer Municipal-Commission, die sich auf dem Stadthause etablirte und den bereits dort gebietenden Lafayette in die Mitte nahm. Die Mitglieder dieser Commission waren Casimir Perier, Laffitte, Gérard, Lafayette, Puyravaux, Lobau, v. Schonen, Mauguin. Sie wählten zu ihren Beamten, gleichsam schon Ministern, Odilon Barrot, der unter dem Namen eines General-Secretärs hier die Rolle begann, die ihm in der neueren Geschichte Frankreichs vorbehalten war, neben ihm einige minder Bedeutende. Gérard übernahm das Commando des Heeres, wie Lafayette das der Nationalgarde. Der Herzog von Choiseul lehnte die auf ihn gefallene Wahl ab. Die neue Behörde von Paris fand überall Anerkennung und Gehorsam. Die Linientruppen waren fast alle vollends zum Volk übergegangen. Die Garden zogen sich, zum Theil vom Volke verfolgt und geneckt, nach St. Cloud zurück.

Als nun Herr von Sémonville mit der ersten Nachricht von St. Cloud anlangte und laut und freudig verkündete, die Ordonnanzen seyen zurückgenommen, ein neues Ministerium ernannt rc., fand er bei der Municipal-Commission kein Gehör mehr. Von Schonen sagte ihm mit eisiger Kälte: „Es ist zu spät! der Thron ist im Blute zusammengefallen." Da Vitrolles den alten Herrn von Sémonville begleitet hatte, trug sein Anblick nicht wenig bei, die Liberalen von jeder Unterhandlung abzuschrecken. Sémonvilles andrer Begleiter, d'Argout, machte noch einen zweiten Versuch bei den Deputirten, die sich im Hause Laffittes versammelt hatten, aber obgleich Casimir Perier einer Vermittlung günstig gestimmt war, lehnten doch die Andern in ihrem Siegesstolze sie ab, und auch hier hieß es wieder: „Es ist zu spät!" Voll Verzweiflung kehrte nun Sémonville nach St. Cloud zurück und berichtete, was ihm widerfahren war. Da machte sich Mortemart

selbst auf den Weg und zwar zu Fuß, um unerkannt durchzukommen und vielleicht durch geheime Unterhandlungen mit den Gemäßigten noch zu einem Ziele zu gelangen. Weil er bald darauf die Sache des Königs verließ, darf man annehmen, er habe schon vorher in anderweitigen Verbindungen gestanden, vorzugsweise mit der russischen Gesandtschaft, und darnach seine Schritte bemessen. Je näher er der Stadt kam, um so lauter tönte ihm der Ruf entgegen: à bas les Bourbons! Da er sich selbst nicht getraute, auf das Stadthaus zu gehen, übernahm es ein Pair, Collin de Sussy, für ihn hinzugehen, allein niemand wollte ihn als Minister anerkennen oder mit ihm unterhandeln. Er verschwand, um einen Tag später in den Vorzimmern des Herzogs von Orleans wieder aufzutauchen.

Der Herzog von Orleans hatte sich scheinbar um die ganze große Bewegung in Frankreich nicht bekümmert. Er verweilte den Sommer über in seinem Lustschlosse Neuilly auf dem Lande, im traulichen Kreise seiner zahlreichen Familie, als ein harmloser Privatmann. Allein er hatte seine Arglist oft genug durchblicken lassen und schon bei mehr als einem Anlasse hatte man seinen falschen Blick nach der Krone der älteren Bourbonen hinüberschielen sehen. Lamartine erzählt: „Seine Salons waren seit 1815 das Asyl der liberalen Meinungen, die Zuflucht der persönlichen Unzufriedenheiten, der Heerd des geheimen Murrens gegen die Restauration. Herr von Talleyrand, seitdem er ein dynastisches Schisma in der Legitimität ahnete, der General Sebastiani, der General Foy, Benjamin Constant, Casimir Perier, Laffitte besonders, der Mann, der durch die plebejischen Eitelkeiten am leichtesten zu verführen war, alle einflußreichen Mitglieder der Opposition in den beiden Kammern, alle Häupter der vergangenen oder künftigen Parteien, alle hervorragenden Journalisten, die über irgend einen Theil der Popularität verfügten, wurden empfangen, bedauert, gelobt, gestreichelt mit einem Eifer und einer Vertraulichkeit, die zuweilen bis zur Unterwürfigkeit und Kriecherei des Höhern gegen den Niedern stiegen, indem sie die Rangordnung umkehrten,

um die Dienste zu erschmeicheln. Seit fünfzehn Jahren hatte es keine Verschwörung der Idee oder des Ehrgeizes in der Volkspartei gegeben, in deren Hintergrunde nicht der Herzog von Orleans das letzte Wort gewesen wäre.“ Gewandte Freunde, mit denen er hauptsächlich Geldgeschäfte machte, wie Laffitte, und bezahlte Federn, wie der kleine Thiers, waren für ihn thätig. Sein mächtigster Freund aber war der alte Fürst Talleyrand, ein Mann, welcher der älteren Linie der Bourbons so wenig, wie irgend einer der früheren Regierungen in Frankreich, aufrichtig anhing, sondern jeder nur so lange diente, als sie im Vollbesitz der Macht war. Sobald sich die Regierung in Gefahren stürzte und ihre Macht im Sinken war, beeilte sich dieser Staatsmann, sich derjenigen neuen Macht anzuschließen, oder dieselbe mitschaffen zu helfen, die an die Stelle der alten treten sollte. Talleyrand erkannte, die ältere Linie der Bourbons sey unfähig, den Thron zu behaupten, die Errichtung einer Republik würde Europa nicht geduldet haben, an die Thronbesteigung eines Napoleoniden war damals eben so wenig zu denken; mithin schien es am einfachsten, an die Stelle der ältern Linie die jüngere des Hauses Orleans zu setzen. Bevor der Herzog von Orleans sich für irgend etwas entschied, frug er bei Talleyrand an und erst, nachdem er dessen Zustimmung erhalten hatte, griff er wirklich nach der Krone.

Wo so große Interessen im Spiele waren, versteht es sich von selbst, daß die einflußreichsten Diplomaten ihre ganze Thätigkeit entfaltet haben und daß die idyllischen Erzählungen, mit denen man das europäische Publikum abspeiste, von der Art und Weise, wie Ludwig Philipp zur Usurpation gelangte, nur abgeschmackte Erfindungen sind. Man sagte, der gute, treuherzige und patriarchalische Herzog habe an gar nichts gedacht, nur seine unverheirathete Schwester Adelaide, eine Dame voll Verstand und Ehrgeiz, sey durch den schlauen Thiers verlockt worden, ihrem Bruder etwa in der Weise zuzureden, wie die Gräfin Terzky ihrem Bruder in Schillers Wallenstein zuredet. Der Gedanke der Usurpation war für den Herzog weder so neu, noch war er so sentimental,

als diese Erzählung voraussetzt. Neuilly lag nahe bei Paris, der Herzog lauschte auf alles, was dort vorging, und eilte, als der rechte Moment gekommen war, in den Mittelpunkt der Bewegung. Zuerst schlüpfte der kleine Thiers aus seinem Versteck hervor, mischte sich unter die Deputirten im Hause Laffittes und machte hier Politik zu Gunsten des Herzogs von Orleans, im Gegensatze gegen das Stadthaus, wo viel mehr republikanische Einflüsse vorwalteten. Laffitte, dem Herzog längst vertraut, stand ihm bei. Aber nicht sowohl ihre Beredsamkeit, als ihre guten Gründe trugen den Sieg davon. Ließ man Lafayette und das Stadthaus gewähren, so gelangte man zum Versuche einer Republik, zu einem europäischen Kriege und zu einer Restauration, wobei wenigstens die Deputirten nichts gewinnen konnten. Wenn dagegen der Herzog von Orleans durch die Deputirten und die bisherige liberale Mehrheit der Wähler auf den Thron erhoben wurde, so mußte er nicht nur dem Volke alle die liberalen Concessionen machen, welche Karl X. verweigert hatte, sondern der neue König blieb auch von denen abhängig, durch deren Gunst er emporgekommen war, und die Deputirten blieben die eigentlichen Herren des Landes. Es gab eine Art Parlaments-Regierung und der neue König mußte aus Dankbarkeit und Interesse ihnen alle Aemter und Vortheile gewähren, die sie wünschten. Man war in dieser Beziehung bald einig. Es kam nur darauf an, die Bevölkerung von Paris dafür zu gewinnen und hinterdrein die Diplomatie damit auszusöhnen. In letzterer Beziehung konnte man auf Talleyrand rechnen, der eine große Autorität an den europäischen Höfen genoß. Auch zweifelte man nicht, wenn scheinbar ganz Frankreich mit Acclamation den Herzog auf den Thron erhöbe, würde derselbe, der doch auch ein Bourbon sey und nach seinem Alter und Charakter dem europäischen Frieden alle Bürgschaften darbot, auch von den Großmächten anerkannt werden. Was nun die Bevölkerung von Paris betrifft, welche die Deputirten zuerst gewinnen mußten, so war dieselbe schon längst gewöhnt, in dem Herzog einen Volksfreund zu sehen. Eine Menge Leute befanden

sich sogar in der persönlichen Clientel dieses Prinzen, als des reichsten Eigenthümers im Lande. Die einflußreichsten Journalisten waren ihm ergeben. Es gab in Paris nur zwei Parteien, die dem Herzog von Orleans widerstrebten, aber sie waren nicht stark genug, nämlich die Royalisten, die eben besiegt worden waren, und die Republikaner und Bonapartisten, die, von ihrem eigenen Siege überrascht, über das, was sie thun sollten, sich noch nicht klar geworden waren. Lafayette, obgleich er immer mit der äußersten Revolutions-Partei kokettirte, hatte doch niemals mit dem Königthume selbst gebrochen und hielt, wenn es zum Ernste kam, immer lieber zur Bourgeoisie, als zum Pöbel. Die Bourgeoisie, die sich den Sieg zuschrieb und jetzt die dichtgedrängten Colonnen der Nationalgarde formirte, sympathisirte vollkommen mit den Deputirten, freute sich nach damaliger Mode, daß es mit den Pfaffen und Aristokraten zu Ende sey, wollte aber die liberalen Errungenschaften in Ruhe und Frieden genießen, scheute die Anarchie und suchte die Ordnung zu erhalten. Der Herzog von Orleans schien nun gleichermaßen gegenüber dem alten Despotismus die Freiheit, und gegenüber jeder etwa drohenden Anarchie die Ordnung zu verbürgen. Man unterschied zweierlei Hauptmeinungen, die dem Herzog beide gleich günstig waren, eine mehr conservative, nach welcher der Herzog König werden sollte, weil er ein Bourbon sey, und eine mehr liberale, die dasselbe wollte, obgleich er ein Bourbon sey. Der einen fügten sich am Ende auch die Royalisten, der andern die Republikaner, indem jene in dem neuen Herrn nur den König aus dem alten Geschlechte, diese in ihm nur den einstweiligen Garanten der noch zu erweiternden Volksfreiheit sahen. Im Uebrigen entging es auch der Bourgeoisie keineswegs, daß sie derjenige Stand wäre, auf den sich der neue Thron hauptsächlich stützen müsse, und daß die Wahl Ludwig Philipps zum Könige allen Interessen ihres Standes zu gut kommen würde.

Thiers hatte schon eine Proklamation bereit, die man der Bourgeoisie als Lockspeise hinhalten wollte. Sie wurde sogleich

angenommen und überall an die Mauern geheftet und lautete folgendermaßen: „Karl X. kann nicht mehr in Paris regieren; er hat das Blut des Volks vergossen. Die Republik würde uns furchtbaren Convulsionen aussetzen, sie würde uns mit Europa verfeinden! Der Herzog von Orleans ist der Revolution ergeben! Der Herzog von Orleans hat sich nie gegen uns geschlagen! Der Herzog von Orleans war bei Jemappes! Der Herzog von Orleans ist ein Bürgerkönig! Der Herzog von Orleans hat endlich die drei Farben getragen, der Herzog von Orleans kann sie allein wieder tragen, wir wollen keinen andern. Der Herzog von Orleans spricht sich nicht aus; er wartet auf unser Votum; proklamiren wir dieses Votum, und er wird die Charte annehmen, wie wir sie verstanden und gewollt haben. Das französische Volk ist es, von dem er seine Krone haben wird."

Alles war im Hause Laffittes abgemacht worden. Von hier aber begaben sich die Deputirten in das Palais Bourbon zu einer größeren und förmlichen Versammlung, welcher Laffitte präsidirte, und unterzeichneten eine Zuschrift, in welcher sie den Herzog von Orleans ersuchten, einstweilen die Oberleitung des Staates unter dem Titel eines Generallieutenants des Königreichs zu übernehmen und die dreifarbige Fahne beizubehalten, bis die Kammern die volle und ganze Verwirklichung der Charte gesichert haben würden.

Alle diese Schritte fanden in Paris Beifall, wenigstens wagte niemand einen offenen Widerstand dagegen. Der Herzog von Orleans entschloß sich daher, dem Rufe zu folgen, hielt aber keinen Triumpheinzug, der ihm den Vorwurf des Stolzes hätte zuziehen können, sondern schlich sich ganz allein und zu Fuß von Neuilly nach dem Palais Royal. Als ein kluger und erfahrener Mann wußte er wohl, die Bevölkerung von Paris widerstrebe ihm nicht. Seine ängstliche Sorge ging nur dahin, die europäische Diplomatie mit seiner Usurpation zu versöhnen und dem Könige die Entsagung abzulisten. Er unterhandelte mit Talleyrand. Er beschied noch in derselben Nacht den Herzog von Mortemart zu sich,

der es übernahm, dem alten König ein Billet des Herzogs zu überbringen, in welchem er diesen noch seiner Treue versicherte. Es ist kein Zweifel, daß hier mit dem alten Könige das unwürdigste Spiel getrieben und schnöder Verrath geübt wurde.

Am folgenden Morgen (am 31. Sonnabends) fanden sich die Deputirten schon beim Herzog ein und baten ihn dringend, die Stelle anzunehmen, die sie ihm zugedacht hatten. Er sträubte sich aber, spielte den Demüthigen und Bescheidenen, und bat sie, zu warten. Eben war General Sebastiani von Talleyrand zurückgekommen. Der Herzog zog sich mit diesem in ein Nebenzimmer zurück und empfing die Nachricht, Talleyrand stimme seiner Erhebung zu. Hierauf kehrte der Herzog zu den Deputirten zurück, erklärte sich bereit, das Amt eines Generalstatthalters zu übernehmen und erließ eine Proklamation, worin er sagte, er habe geglaubt, dem Rufe der Deputirten folgen zu müssen, er wolle die Gefahren der Pariser theilen, stelle sich der heldenmüthigen Bevölkerung zur Verfügung und wolle sie vor Anarchie schützen. Die ruhmreichen drei Farben sollten bleiben und die Kammern alsbald zusammentreten. Diese Proklamation schloß mit den Worten: „Eine Charte wird künftig eine Wahrheit seyn.“ Die Deputirten fügten noch eine besondere Proklamation hinzu, worin kurz die Volksrechte verzeichnet waren, für deren gesetzliche Consolidirung sie sich im eigenen Namen und im Namen des Herzogs verbürgten: Herstellung der Nationalgarde, Geschwornengerichte für Preßvergehen, Verantwortlichkeit der Minister 2c.

Damit etwa nicht das Stadthaus andere Meinungen kund gebe, beschloß man, es sogleich zu überrumpeln. Man hatte mit dem Stadthause nicht ehrlich gehandelt, die Municipalcommission von nichts in Kenntniß gesetzt, ihr die Ernennung des Herzogs zum Generalstatthalter erst diesen Morgen bekannt gemacht, eben weil man Widerspruch fürchtete. Das Stadthaus protestirte nun wirklich, aber zu spät. Am lautesten erklärte sich damals General Lobau gegen den Herzog, und Odilon Barrot übernahm es, die Protestation der Commission den Deputirten zu überbringen. Aber

er fand sie schon unterwegs, vom Jubel des Volks umgeben, und mußte umkehren. Denn alle versammelten Deputirten, an ihrer Spitze der Herzog, zogen in feierlicher Procession nach dem Stadthause unter dem unermeßlichen Jubel des Volkes, welches wetteifernd: es lebe der Herzog von Orleans! und: es lebe Laffitte! rief. Laffitte hatte ein Fußübel und ließ sich deshalb auf einem Sessel von vier zerlumpten Proletariern tragen. Dadurch wollte er sich als Volksmann charakterisiren und die guten Pariser fanden dies schön. So sehr log man sich damals wechselseitig an. Der eitle Bankier hätte wohl auch anständig gekleidete Träger gefunden, aber man kokettirte damals mit der Zerlumptheit. Der Herzog von Orleans sagte, als er Lafayette begrüßte: „ihr seht, meine Herrn, einen alten Nationalgardisten, der seinen ehemaligen General zu besuchen kommt.“ Einer solchen Aufmerksamkeit und Ehrenbezeugung konnte Lafayette nicht widerstehen. In der Phrase „ein populärer Thron mit republikanischen Einrichtungen“ verständigten sich beide. Den Protest, den Odilon Barrot nicht angebracht hatte, wagte auch Lafayette nicht mehr vorzubringen. Er umarmte den Herzog und stellte ihn auf den Balkon unter einer dreifarbigen Fahne der versammelten Menge als den Mann des Volkes dar. Lafayette hatte sich auch in der ersten Revolution immer nur constitutionell, nie republikanisch erwiesen. Er handelte also auch diesmal nicht gegen sein Princip und mochte glauben, der Herzog werde wirklich alles halten, was er verspreche. Man sagt, Lafayette habe den Herzog für ehrlich, aber beschränkt gehalten. Das ist jedoch nicht wahrscheinlich, da sich sonst Lafayette, gleich andern Liberalen, früher schon dem Herzoge genähert haben würde. Daß er nie in dessen Salon erschien, beweist ein Mißtrauen, mit welchem obige Aeußerung sich nicht vereinigen läßt. Die Harmonie auf dem Stadthause wurde nur durch den ungestümen Dubourg gestört, der sich herausnahm, dem Herzog unverholen sein Mißtrauen zu äußern und ihm zu sagen: „wenn Sie je unsere Rechte verletzen, werden wir sie Ihnen ins Gedächtniß zurückrufen.“ Der Herzog erwiderte: „wissen Sie, daß ich stets

meine Pflicht kannte und sie nicht verkennen kann, wenn mich das Vaterland ruft.“ Die Grobheit Dubourgs wurde mißbilligt und im Jubel des Volks erstickt, aber nach achtzehn Jahren bekam Dubourg Recht.

Der neue Generalstatthalter ernannte sofort ein Ministerium, welches auf eine sehr charakteristische Weise aus Vertretern aller Parteien zusammengesetzt war, um allen zu schmeicheln, mit Ausnahme der alten Royalisten. Dupont de l'Eure, der sich zu den Republikanern neigte, Guizot, der Doctrinär, und Laffitte, des Herzogs Vertrauter; Louis, der Günstling Talleyrands; Bignon, der die Bonapartisten vertrat; der Herzog von Broglie, der den Aristokraten beweisen sollte, auch sie würden, wenn sie nur den alten König verließen, im Dienste des Herzogs willkommen seyn; endlich Gérard und Rigny, die Helden zu Lande und zur See, deren Namen imponirten. Auch dem volksthümlichen Dichter Béranger wurde ein Ministerium angeboten, weil er Liebling des Pariser Pöbels war. Aber Béranger war ehrlich genug, der Arglist und Lüge nicht dienen zu wollen.

So wurde nun in Paris die große Woche, wie man sie nannte, vollendet. In dieser Woche waren die drei Tage (27. bis 29. Juli) die entscheidenden gewesen, und die ganze Umwälzung der Dinge empfing den Namen der Julirevolution. Die Julisonne wurde gleichbedeutend mit der siegreichen Freiheit.

Unterdessen herrschte große Noth in St. Cloud. Der alte König war verlassen und verrathen, sowie das Glück sich von ihm wandte. Doch war der Abfall seiner Hofleute nicht so kolossal und widrig, wie beim Sturze Napoleons. Die alte Aristokratie hatte mehr Adel der Seele bewahrt, als die neue erworben. Wäre der König sich selbst klarer gewesen, so würden auch seine bisherigen Anhänger fester zu ihm gestanden seyn. Aber er ließ sich durch den Herzog von Orleans vollständig täuschen. In dem Briefe, welchen der Herzog in der Nacht durch Mortemart an den König schickte, muß er denselben noch seiner Treue versichert haben,

denn Karl X. ließ sich dadurch bewegen, den Herzog von Orleans durch förmliches Patent vom 31. als Generallieutenant des Königreiches zu bestätigen. Auch schrieb er ihm und forderte ihn auf, seiner Rechte wahrzunehmen. So wenig glaubte der König, daß ihn der Herzog verrathen könne. Durch dieses Vertrauen zum Herzog aber trieb er seine eigenen Anhänger in das Lager des Herzogs hinüber und schwächte seine Stellung immer mehr. Und das eben hatte der Herzog mit seinem Treucheucheln im Briefe bezweckt. Hätte sich der König in dieser Beziehung nicht getäuscht und wäre er gegen den Herzog, als einen Verräther, entschieden aufgetreten, so war er der Treue seiner noch übrigen Truppen gewiß, und hätte, wenn nicht noch einen Angriff auf Paris selbst machen, sich doch in eine starke Stellung zurückziehen können. Zu seinen treuen Garden waren noch die Linienregimenter gestoßen, die zuletzt von St. Omer und Luneville gekommen waren, so daß der König wieder 12,000 Mann beisammen hatte. Sie waren von so gutem Geiste beseelt, daß General Talon sich gegen den Dauphin, Herzog von Angoulême, heftig über Marmont beschwerte, der in seinem letzten Armeebefehl zwar die Treue der Truppen gelobt, aber auch seine Freude über den Sturz Polignacs geäußert hatte. Da dieß von Marmont ohne Auftrag des Königs geschrieben worden war, gerieth der Dauphin in solchen Zorn gegen den Marschall, daß er ihn persönlich insultirte, und als dieser den Degen zog, wüthend in die Klinge hineingriff und sich die Finger verwundete. Man glaubte, der Marschall habe ihn verwundet und dieser wurde einen Augenblick arretirt, aber sogleich vom Könige wieder freigelassen und versöhnt, indem er seinen Sohn zwang, sich vor dem Marschall zu entschuldigen. Der Herzog von Angoulême ahnte den Verrath des neuen General-Statthalters und es war ja auch *seine* Krone, um die der Vetter ihn betrog. Daher die außerordentliche Aufregung des sonst stillen Prinzen in diesen Tagen und der mehrmalige Versuch, die Truppen zur Ausdauer zu ermuthigen. Allein, da der König schon nachgegeben und die Generalstatthalterschaft gut geheißen hatte, sahen die Trup-

pen nicht recht ein, wozu man sie länger im offenen Felde stehen und Noth leiden ließ? Die lange Ungewißheit machte sie ungeduldig. Die Herzogin von Berry war damals am ängstlichsten. Auch sie mißtraute dem Herzog von Orleans und scheint sogar für das Leben ihres jungen Sohnes gefürchtet zu haben. Mitten in der Nacht, nur halb angezogen, weckte sie den Dauphin und beschwor ihn, ihren Sohn, den Herzog von Bordeaux, die einzige Hoffnung der legitimen Dynastie, in Sicherheit zu bringen. Der Dauphin bewog nun seinen Vater, schon am frühesten Morgen St. Cloud zu verlassen und sich in das etwas weiter entfernte Lustschloß Trianon zurückzuziehen. Die treuen Garden folgten stumm. Nur zwei Bataillone Schweizer zeigten sich widerspenstig und liefen auseinander. Eine Compagnie sollte die Brücke bei Sèvres besetzt halten, die den Rückzug des Königs deckte, aber auch sie weigerte sich, als die Pariser schon vom andern Ufer herüberschossen. Angoulême feuerte die Soldaten an und ritt selber auf die Brücke vor, aber niemand folgte ihm, die Soldaten liefen auseinander und er mußte traurig umkehren. Zu Trianon gab Guernon de Ranville dem Könige noch einmal den Rath, sich nach Tours zu begeben und hier eine neue Kammer einzuberufen. Allein der König wartete immer noch auf Antwort von Orleans. Die Angst der Herzogin von Berry bewog ihn am folgenden Tage (1. August), sich noch weiter nach dem Lustschlosse Rambouillet zurückzuziehen. Dahin kam auch die Herzogin von Angoulême, welche während der ganzen schrecklichen Zeit nicht in Paris, sondern in den Bädern von Vichy gewesen war und die jetzt erst durch das fast überall empörte Land incognito wieder zu ihrer Familie gelangte. Sie sank dem König weinend in die Arme. Unterdeß kam immer noch keine Antwort von Orleans, der mittlerweile sein Amt in Paris angetreten hatte. Die Truppen, die noch beim Könige waren, wurden immer ungeduldiger und verließen schaarenweise das Lager. Ein Reiter-Oberst kam mit 13 Mann, die ihm allein noch geblieben waren, und stellte dem Könige die Fahne seines Regiments zurück. Endlich kam die Antwort des Herzogs

von Orleans an. Man kennt sie nicht, aber sie muß immer noch Treue geheuchelt haben. Der Inhalt scheint gewesen zu seyn, Karl X. sey zu unpopulär geworden, um nicht für seine Person der Krone entsagen zu müssen. Der tiefbewegte König erließ nun eine Ordonnanz, worin er für sich und den Dauphin dem Throne entsagte, dagegen seinen Enkel als Heinrich V. proklamirte und den Generalstatthalter aufforderte, die Regentschaft in dessen Namen zu führen.

Während der unglückliche König sich auf diese Weise immer noch Illusionen machte, fügte sich in Paris alles möglichst harmonisch zusammen, um dem Herzog von Orleans eine eben so fanatische Liebe und Hingebung zu beweisen, als man dem alten Könige Haß bewiesen hatte. Was die Deputirten angefangen hatten, vollendeten die Pairs, welche sich versammelten, um dem Herzog zu huldigen. Die Bourgeoisie war in Freude berauscht. Nur im Proletariat war keineswegs alles zufrieden. Mancher träumte von der Republik. Die rauhen Hände der Arbeiter, die den Sieg errungen, ließen sich die Frucht desselben nur ungerne entreißen durch die wohlhabenden Philister, die eigentlich nichts gethan hatten. In dem armen Volke lebte eine Ahnung, was für eine Glücksjägerei, Stellenjagd und öffentliche Gaunerei aller Art jetzt unter dem Aushängeschild des Liberalismus beginnen würde. Aber nur wenige wagten, ihre Meinung zu sagen, um nicht als Anarchisten verfolgt zu werden. Die republikanischen Maueranschläge wurden von den guten Bürgern abgerissen, das Haus, in welchem ein republikanisches Blatt erschien, gestürmt. Die Anhänger Orleans' hatten die Parole gegeben, die dießmal an Edelmuth sich selbst übertreffenden Pariser sollten ihren schönen Sieg vollkommen rein erhalten, und wie sie in den Tuilerien keinen Diebstahl geduldet hätten, so sollten sie auch in der Stadt keine Anarchie und folglich auch keine republikanische Schilderhebung dulden. Es gelang dem Herzog von Orleans, die guten Pariser für Ordnung und Recht zu fanatisiren, während er selbst den großen Diebstahl an der Krone beging. Einige Republikaner drängten sich zu Lafayette

und beschworen ihn, nach einem so großen Volkssiege auch die Volksrechte zu wahren und das Volk nicht darum betrügen zu lassen, allein der alte General folgte dem allgemeinen Impulse des damaligen Liberalismus und versagte den Republikanern seinen Beistand.

Die liberale Mehrheit von Paris sah es als selbstverständlich an, daß die ganze ältere Linie der Bourbons des Thrones verlustig erklärt werden müsse. Wären auch nur dem jungen Prinzen seine Rechte gewahrt geblieben, so würde die in der dreitägigen Straßenschlacht besiegte Partei der alten Monarchie und Aristokratie immer neue Umtriebe gemacht haben. Man wollte ganz mit ihnen brechen. Da nun aber der wohlhabende Mittelstand keine Republik haben wollte, weil er sonst die der Aristokratie entrissene Alleinherrschaft mit dem Proletariate hätte theilen müssen, war ihm ein Bürgerkönig wie der Herzog von Orleans, der ganz von den Kammern und Wählern abhängen würde, am angenehmsten. Darauf konnte nun Orleans fußen, indem er die letzte vom König an ihn gestellte Bitte herzlos zurückwies, keine Antwort ertheilte und auch niemand vor sich ließ, der vom Könige kam. Da er einmal selber König werden wollte und der Pariser bereits gewiß war, nahm er auch gar keine Rücksicht mehr, sondern traf Maßregeln, um die ganze königliche Familie zum Lande hinauszutreiben. Einerseits wurde das Volk von Paris auf lügnerische Weise in Furcht gesetzt, als ob der König mit einem Angriff auf die Stadt drohe. Andererseits wurden offiziell auf Befehl des Generalstatthalters und der Kammern Marschall Maison, Odilon Barrot und von Schonen als Commissäre an den König geschickt, um ihn über die Grenze zu begleiten. Als diese Herren in Rambouillet ankamen, schlief der König, und Marschall Marmont sagte ihnen, der König werde in keinem Falle Rambouillet verlassen, bis er eine Antwort von Orleans erhalte. Die Commissäre eilten noch in der Nacht nach Paris zurück, um sich von Orleans weitere Instruktion zu erbitten. „Er muß reisen," rief der aufgeregte Herzog, „er muß durchaus fort." Noch ehe der Tag anbrach, wurde

in ganz Paris Allarm geschlagen und die Parole gegeben: „nach Rambouillet!“ Alles, was Waffen tragen konnte, sollte dorthin marschiren, um dem König diejenige Angst einzujagen, die erforderlich war, um ihn mit seiner ganzen Familie zur Flucht zu zwingen. Diesem wilden Haufen fuhren die Commissäre rasch voraus. Als sie wieder in Rambouillet anlangten, empfing sie der alte König sehr ungehalten und frug, was sie wollten, da er ja seinen Generalstatthalter in Paris habe? Maison antwortete: „Eben dieser Generalstatthalter hat uns abgeschickt, um Ew. Majestät zu wissen zu thun, daß das Volk von Paris gegen Sie ausgezogen ist, und daß Sie sich daher entfernen möchten.“ Jetzt erst erkannte der König die ganze entsetzliche Wahrheit des Verraths, an den er bisher nicht hatte glauben können, und gerieth in so heftige Wallung, daß sich Maison vor ihm zurückzog. Odilon Barrot trat vor und suchte den königlichen Greis zu beruhigen, zu einem ihm selbst jetzt allein noch nützlichen Entschluß zu bringen. Man drängte ihn, abzureisen. Man sagte ihm, 60,000 bewaffnete Pariser seyen schon gegen Rambouillet im Anmarsche und würden ihn gefangen nehmen, wenn er nicht entflöhe. Der König frug den Marschall Maison, ob es wahr sey, daß eine so große Armee heranrücke? und erst, als der Marschall auf seine Ehre versicherte, es sey wahr, anerkannte der König, seine Garden seyen nicht stark genug, einem solchen Heere zu widerstehen, und um sie nicht in einem unnützen Blutvergießen aufzuopfern, erklärte er sich bereit, ins Exil zu gehen. Er beschloß sich mit seiner ganzen Familie nach England zu begeben, wohin er vom Hafen von Cherbourg aus überfahren wollte. Bis zu diesem Hafen nahm er das schützende Geleit der Commissäre an.

Die Garde begleitete den König noch bis Maintenon, wo sie mit großer Rührung von ihm Abschied nahm. Von hier aus begleitete ihn nur noch die Leibwache und die Gensdarmerie d'Elite mit sechs Kanonen unter dem Befehl des Marschall Marmont. Die Einwohner der Städte und Dörfer, die auf seinem Wege lagen, erwiesen ihm überall die gewohnte Ehrfurcht und achteten

sein Unglück. Das der Majestät zukommende Ceremoniell wurde nirgends verabsäumt. Die Kosten der Reise übernahm der König selbst, indem er sein Silbergeschirr verkaufen ließ, das Einzige, was ihm noch geblieben war. Denn da er früher an Flucht nicht gedacht hatte, war seine Kasse leer. Alle seine in Paris zurückgelassenen Schätze fielen dem habgierigen Kronräuber zu. Die Besorgniß, er möchte unterwegs insultirt werden, war unbegründet; in zwei sehr aufgeregten Städtchen der Normandie murrte das Volk nur gegen Marmont und man schonte die königlichen Personen so sehr, daß man fast überall, wo sie durchzogen, die dreifarbigen Fahnen entfernte. Zu Valognes, wo der König zwei Tage verweilte, um den zu seiner Ueberfahrt bestimmten Schiffen in Cherbourg Zeit zur Ausrüstung zu lassen, verabschiedete er seine Leibwache. Alle Compagnien überreichten ihm ihre weißen Fahnen. Der König empfing sie und sprach: „Ich nehme diese Fahnen entgegen, die euch (auf den Herzog von Bordeaux zeigend) dieses Kind einst wieder geben wird. Die Namen aller Mitglieder der Leibwache werden im Archiv meiner Familie bewahrt werden, zum Zeugnisse meines Unglücks und des Trostes, den ich in eurer Treue gefunden habe.“ — Diese würdevollen Worte entlockten den Soldaten und allen Umstehenden Thränen. Auch das Volk weinte mit. Von hier aus begab sich der König nach Cherbourg und ging zu Schiffe, um Frankreich niemals wieder zu sehen. Er soll damals gesagt haben: „Ich verlasse Frankreich ungerne. Ich wünsche, daß es glücklich seyn möchte. Aber mir fehlte, was dazu nöthig ist, die Festigkeit. Frankreich braucht eine eiserne Hand!“ Der Dauphin war ruhig wie sein Vater, nur die Herzogin von Berry war höchst aufgeregt und schied von Frankreich mit Mienen der Verzweiflung. Auch die Züge der Dauphine waren entstellt. Ihr Schmerz muß der größte gewesen seyn.

Das taktvolle Benehmen der französischen Bevölkerung während der Reise des Königs wurde von den rohen Engländern nicht nachgeahmt, denn als der König am 17. August zu Portsmouth

landete, war das ganze Ufer mit Menschen bedeckt, die sich mit dreifarbigen Cocarden, Bändern und Fahnen geschmückt hatten, um den verbannten König noch in seinem Unglücke zu verhöhnen. Auch erhielt er die Weisung, auf englischem Boden nur als bescheidener Privatmann zu leben. Talleyrand hatte sich damals schon mit dem englischen Cabinet zur Anerkennung des Herzogs von Orleans verständigt. Karl X. bekam das alte Schloß Holyrood bei Edinburgh in Schottland, wo er schon während seiner früheren Verbannung gelebt hatte, zum abermaligen Asyle. Von den Großmächten, welche die ältere Linie der Bourbons auf dem französischen Thron anerkannt hatten und mit denen er bisher in Freundschaft gestanden, nahm sich nicht eine einzige seiner Rechte an.

Sehen wir uns nun wieder nach Rambouillet um. Kaum hatte die königliche Familie dieses Unglücksschloß verlassen, als auch schon die wilden Freischaaren, die von Paris herangezogen kamen, in dasselbe einbrachen. Da sie den König und die Garden nicht mehr fanden, verübten sie allen möglichen Muthwillen, aber einer der Generale hatte den glücklichen Einfall, gerade die tollsten mit guter Manier nach Paris heimzuschicken. Er machte ihnen nämlich den Vorschlag, in den zurückgelassenen königlichen Hofwagen nach Paris zurückzufahren und daselbst eine Art Triumpheinzug zu halten. Gesagt, gethan. Bursche in Blousen, Hemdärmeln oder Lumpen bestiegen die vergoldeten Staatscarossen, überfüllten sie und ließen sich von den königlichen Kutschern in Galla unter unaufhörlichem Jubel langsam nach Paris fahren. Diese lustige Fahrt endete harmlos, denn die Wagen fuhren alle in das Palais Royal und wurden lachend dem Herzog von Orleans, als ihrem neuen Eigenthümer, zugestellt.

Mittlerweile langten immer mehr Nachrichten aus allen Provinzen an, welche die neue Ordnung der Dinge gut hießen oder wenigstens duldeten. Nur im Süden, namentlich in Nismes, war man nicht damit zufrieden und es kostete Mühe, hier einen großen Aufruhr zu verhüten. Ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher, Bonhomme und Vincent, vereinigten sich, die Parteien

zu versöhnen. Auch in der Vendée zeigte sich eine vorübergehende Aufregung. Im Ganzen nahm das Land wie gewöhnlich an, was ihm von Paris aus zugemuthet wurde. Die Bischöfe von Arras und Troyes beeilten sich, in ihren Hirtenbriefen dem Volke die neue Regierung zu empfehlen. Ganz anders dachte der größere Theil des Klerus, fügte sich aber dem Unvermeidlichen und hütete sich, den Haß der neuen Macht zu reizen. Unter den auswärtigen Mächten war es England, welches die Eröffnungen und Anerbietungen Talleyrands im Namen des Herzogs von Orleans schnell und gerne annahm, um sich dadurch einen noch größeren Einfluß auf Frankreich zu sichern, als der gewesen war, der ihm mit Polignac verloren ging. Durch England aber glaubte der Herzog bald auch die andern Großmächte mit seinem Regierungsantritt auszusöhnen, zumal er ihnen die heiligsten Versicherungen geben ließ, daß er die friedlichsten Gesinnungen von der Welt hege und weit entfernt, die verjährten Ansprüche der Republik und Napoleons erneuern zu wollen, vielmehr alles thun werde, um die revolutions- und kriegslustige Partei in Frankreich niederzuhalten.

Um aber keine Gegenpartei aufkommen zu lassen, die das sonnenklare Recht des Herzogs von Bordeaux gegen ihn geltend und seine Ernennung zum König zweifelhaft machen könnte, einigte sich der Herzog mit den Deputirten, seine Thronbesteigung möglichst zu beschleunigen und daraus ein fait accompli zu machen, das sich nicht leicht wieder umstoßen ließ. Am 3. August eröffnete der Herzog die Kammern. Bérard erhielt den Auftrag, eine Erklärung abzufassen, welche die Fundamentalsätze enthalten sollte, auf denen der neue Thron stehen werde. Der Herzog gab sich unter der Hand Mühe, den Entwurf Bérards ein wenig zu Gunsten der königlichen Prärogative durch Guizot abändern zu lassen, aber Bérard vereitelte diese Intrigue, indem er auf den ursprünglichen Text zurückkam. Dennoch wurde das Wesentlichste eskamotirt, die Volkssouverainetät. Jedermann war einverstanden, die Souverainetät sollte künftig einzig der Nation inwohnen und nur kraft dieser Souverainetät ernenne das Volk den Herzog zum König. Aber

der Herzog und seine Vertrauten scheuten sich vor einer etwa späteren Anwendung dieser Volkssouverainetät und suchten der Krone so viel Rechte als möglich zuzuspielen, dem Volke so viel als möglich zu entziehen. Um nun die Volkssouverainetät zu beseitigen, hatte Dupin die Stirne, zu behaupten, dieselbe dürfe in der feierlichen Erklärung nicht genannt werden, weil es sonst scheinen könne, als zweifle irgend jemand, daß sie unter allen Umständen der Nation inwohne. Sie, die Kammer, könne der Nation nicht gleichsam das zum Geschenk machen wollen, was sie längst besitze und nie verlieren könne. Und kraft dieses Sophismas ließ man die Sache fallen. Die Erklärung der Kammer faßte die Bedingungen, unter welchen der neue König den Thron besteigen sollte, in Abänderungen der bestehenden Charte und Zusätzen zu derselben zusammen, und zwar wurde ausgemacht 1) der Thron ist erledigt, die ältere Linie der Bourbons hat rechtlich darauf verzichtet durch die Entsagung Karls X. und des Dauphins, und (der Herzog von Bordeaux) faktisch durch ihre Entfernung aus Frankreich. Des Rechts, das dem Herzog von Bordeaux gebührte, wurde mit keinem Wort erwähnt, aber auch nicht der Volkssouverainetät, obgleich hier in der That nichts als der s. g. Volkswille, d. h. die dermalen herrschende Mehrheit entschied. Man vermied aber aufs ängstlichste, des Herzogs von Bordeaux nur zu erwähnen, um in keine Discussion über sein unbestreitbares Recht verwickelt zu werden, und man vermied der Volkssouverainetät zu erwähnen, um die Großmächte nicht durch einen allzu demokratischen Ursprung der neuen Dynastie aufzureizen. 2) Die katholische Kirche ist nicht mehr bevorzugte Staatskirche, sondern alle Kulte sind gleichmäßig berechtigt. 3) Die Preßfreiheit ist unbeschränkt, die Censur kann nie wieder eingeführt werden. 4) Der neue König darf nie weder ein Gesetz suspendiren, noch unvollzogen lassen. 5) Nie dürfen von ihm Specialcommissionen mit Umgehung des ordentlichen Gerichts ernannt werden. 6) Niemals darf er mehr fremde Söldner (Schweizer) in Dienst nehmen. 7) Jeder Franzose von 25 Jahren ist Wähler, und von 30 Jahren wählbar, die indirekten Wahlen

hören auf, die Deputirten werden auf 5 Jahre gewählt. 8) Die von Karl X. ernannten Pairs werden gestrichen und die Sitzungen der Pairskammer sind öffentlich. 9) Die Kammern haben die Initiative bei Gesetzesvorschlägen, wie der König. 10) Der König führt den Titel „König der Franzosen." 11) Die weiße Fahne ist abgeschafft und durch die Tricolore ersetzt. Außerdem waren noch mehrfache Gegenstände bezeichnet, die erst später von den Kammern im Wege der Gesetzgebung erledigt wurden.

Man eilte ungeheuer um fertig zu werden, und unter dem Vorsitze von Laffitte stimmte die Deputirtenkammer mit 219 Stimmen für die Erwählung Orleans' zum König unter den in der Erklärung enthaltenen Bedingungen, welche die Rechte des Volkes sicherten und nachher in die revidirte Charte aufgenommen wurden. 33 Stimmen erklärten sich gegen die Wahl des Herzogs und 39 enthielten sich der Abstimmung. Die, welche für ihn gestimmt hatten, begaben sich unter Laffittes Führung sogleich in den Palast des Herzogs. Laffitte las ihm den Beschluß der Kammer vor. Der Herzog stellte sich, als ob es ihm höchst unangenehm wäre, dem Frieden seines Familienlebens entzogen zu werden, er habe niemals einen Thron begehrt, aber aus Vaterlandsliebe sey er erbötig, das von ihm geforderte Opfer zu bringen und die Krone anzunehmen. Darauf umarmte er Laffitte und zeigte sich zwischen diesem und Lafayette, der hier auch wieder figurirte, auf dem Balkon des Palastes der unten versammelten Menge, die ihm zum erstenmal vive le roi! zujauchzte. Das geschah Sonnabends, den 7. August.

Die Pairskammer wurde gar nicht gefragt. Es verstand sich von selbst, daß sie allem zustimmen mußte. Auch war sie damals so unpopulär, daß von ihrer förmlichen Abschaffung die Rede war. Am Abend des 6. erscholl das Geschrei in den Straßen: Nieder mit den Pairs! In der wichtigen Sitzung der Deputirtenkammer konnte Guizot den Fortbestand der Pairskammer nur dadurch retten, daß er alle von Karl X. ernannten Pairs aus deren Liste streichen ließ. Die Pairs durften sich nur versammeln, um

der neuen Königswahl zuzustimmen. Der Herzog von Orleans legte den größten Werth darauf, diesen aristokratischen Körper zu erhalten und für sich zu gewinnen, da ihm derselbe die besten Dienste leisten konnte, sowohl gegen die Anhänger der alten Regierung, als gegen die demokratischen Bestrebungen von unten. Die Mehrheit der Pairs hatte längst mit der Opposition kokettirt, um, wenn der Thron stürzte, nicht mitzustürzen. Immer der Macht sich anschließend, huldigte sie nun auch gern dem neuen Könige. Nur Chateaubriand wahrte die Würde und die Treue eines Pairs von Frankreich und vertheidigte das Thronrecht des Herzogs von Bordeaux. Die feigen Pairs mußten aus seinem Munde Worte des edelsten Zornes und der tiefsten Verachtung hören. Auch sagte er voraus, das Haus Orleans werde den erschlichenen Thron nicht lange behalten. Von den Pairs stimmten schließlich 89 für den neuen König, nur 19 stimmten mit dem muthigen Chateaubriand; die Uebrigen wagten gar nicht zu stimmen.

Am 9. August wurde der neue König inthronisirt und zwar geschah dieß im Palast Bourbon, in welchem die Deputirten ihren Sitzungssaal hatten. Für den Herzog war hier ein Thron aufgerichtet und mit dreifarbigen Fahnen ausgeschmückt. Casimir Perier verlas die Erklärung vom 7. August und Baron Pasquier die Beitrittserklärung der Pairskammer. Hierauf sagte der Herzog, er nehme die in diesen Erklärungen enthaltenen Bedingungen ohne Vorbehalt an und leistete darauf den Eid. Nach dieser Ceremonie bestieg er als Ludwig Philipp, König der Franzosen, unter allgemeinem Vivatruf den Thron und wiederholte, was er schon am 7. gesagt hatte: „Ich hätte lebhaft gewünscht, niemals den Thron zu besteigen, aber die Kammern hielten es für nothwendig und sahen in meiner Erhebung eine Bürgschaft einerseits für die öffentliche Freiheit, andererseits für die öffentliche Ordnung.“

Damit hat der neue König in der That das ausgesprochen, was allein seine Erschleichung des Throns entschuldigt. In seiner Person blieb allein eine Ausgleichung ermöglicht zwischen Parteien,

die sich sonst auf Leben und Tod hätten bekämpfen müssen. Er war den Einen liberal, den Anderen conservativ genug. Das galt nicht nur für Frankreich, sondern auch für Europa. Im Bewußtseyn dieser Stellung bezeichnete Ludwig Philipp selbst die rechte Mitte (juste milieu) als das Princip seiner Regierung. Aber er täuschte sich, wenn er meinte, die Befriedigung der Parteien, wie sie für den Augenblick ihm günstig war, werde von langer Dauer seyn. Den entschiedenen Freiheitsfreunden erschien er doch nur als ein Heuchler und den alten Dynastien Europas als ein revolutionärer Eindringling. In der Tricolore Frankreichs vertraten fortan die Legitimisten die weiße, die Republikaner die rothe, Ludwig Philipp und sein Anhang aber die blaue Farbe in der Mitte.

Vor allem war es dem neuen Könige darum zu thun, seine Popularität in Paris zu erhalten und dem Auslande gegenüber als ein allgemein geliebter Fürst zu erscheinen, den etwa wieder abzusetzen nicht leicht seyn würde. Er that alles, was den Parisern lieb war. Er löste nicht nur die Garden des vorigen Königs auf und schickte die Schweizer heim, sondern auch die Gensdarmerie von Paris, an deren Stelle Municipalwachen traten. Er setzte den Marschall Bourmont ab und übergab das Commando der Armee von Algier dem General Clauzel. Die bisher abgedankt gewesenen und zum Theil ohne Pension tief verarmten Offiziere der weiland großen Armee Napoleons wurden schaarenweise wieder angestellt. Auch unter den Civilbeamten wurde gesichtet und traten liberale an die Stelle der abgesetzten des alten Königs. Alle seit 1815 verurtheilten politischen Verbrecher wurden für unschuldig und frei erklärt, alle politischen Verbannten zurückgerufen, insbesondere auch alle die noch übrigen s. g. Königsmörder, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten. Nur die gesammte Familie Napoleons blieb nach wie vor vom französischen Boden verbannt. Zugleich wurden die Pensionen, die von den früheren Regierungen bewilligt worden waren, willkürlich wieder herabgesetzt, insbesondere das Einkommen des Erzbischofs von Paris. Auch wurden die

100 Millionen, welche von der dem Adel bewilligten Milliarde noch nicht verausgabt waren, jetzt zurückgehalten. Große Belohnungen empfingen dagegen die Wittwen und Waisen der in den Julitagen Gefallenen. An die Stelle der Todtenfeier Ludwigs XVI. sollte die Jubelfeier der Julirevolution treten. Ganz im Geiste der damaligen Pariser Aufklärung, die das Theater der Kirche vorzog, wurden die Missionen für immer untersagt und die Kirche der h. Genovefa, der Schutzpatronin von Paris, wieder zum Pantheon gemacht, wie in der ersten Revolution, und somit der Cultus von Voltaire und Rousseau erneuert.

Persönlich benahm sich der König lediglich nach Lafayettes Programm: „Ein populärer Thron, umgeben von republikanischen Institutionen.“ Der Hof hatte eine ganz bürgerliche Einrichtung, Rang und Stand galten hier nichts mehr, jeder hatte freien Zutritt. Man kam in Pantalons und Stiefeln. Es wurde bemerkt, daß ein Bürger, den Hut auf dem Kopfe, sich mit den königlichen Damen unterhalten habe, ohne daß dieselben ein Mißfallen hätten blicken lassen. Der König zeigte sich so oft als möglich am Fenster, um das Volk zu grüßen, das sich immer noch um den Palast drängte. Geduldig hielt er dabei das ewige Geleier der Marseillaise und Parisienne aus, die man vor seinem Fenster spielte und wozu er zuweilen mit den Fingern den Takt schlug. Auf den Straßen erschien er zu Fuß, im bürgerlichen Ueberrock mit rundem Hute und einem sprüchwörtlich gewordenen Regenschirm unter dem Arm, grüßte jedermann aufs freundlichste, redete mit jedem, drückte jedem die Hand und vergaß nur, daß sich so die Comödie nicht ewig würde fortspielen lassen und daß, sobald er sich wieder in die Hofetikette zurückziehen würde, es auch mit seiner Popularität zu Ende sey. Ebenso verhielt es sich mit der intimen Freundschaft zu Lafayette, Laffitte ꝛc., die er damals zur Schau trug. Es war ihm gelungen, diese Leute so zu bezaubern, daß nach damaliger allgemeiner Sage Lafayette am Tage der Thronbesteigung Ludwig Philipps ihn „die beste der Republiken“ genannt haben soll. Lamartine erzählt, nicht Lafayette, sondern Odilon Barrot habe diese

Worte gesagt und zwar schon beim ersten Besuche Ludwig Philipps auf dem Stadthause. Es liegt wenig daran, wer es wirklich gesagt hat; die Hauptsache ist, daß man es in Paris damals glaubte und allgemein der schönen Phrase zustimmte.

Nichts charakterisirt den neuen König besser, als die Vorsicht, mit welcher er am Tage vor seiner Thronbesteigung auf sein ganzes unermeßliches Vermögen zu Gunsten seiner Kinder verzichtete, damit es Privatvermögen des Hauses Orleans bleibe und nicht in das Krongut übergehe, das er mit der Krone zugleich verlieren könnte. Er traute also nicht, er selber gab der Krone, indem er sie auf sein Haupt setzte, keinen Credit. Zwischen dieser Maaßregel und dem plötzlichen Tode des alten Herzog von Condé war ein nur zu auffallender Zusammenhang. Man fand den stumpfen, alten Herrn (Vater des auf Napoleons Befehl erschossenen Herzogs von Enghien) am 27. August Morgens erhängt in seinem Zimmer und zwar am Fensterrahmen und in einer Stellung, die einen Selbstmord sehr unwahrscheinlich machte. Noch viel mehr aber fiel es auf, daß dieser Greis, der mit Karl X. das Exil getheilt, sein großes Vermögen nicht der älteren Linie der Bourbons vermacht haben sollte, sondern daß ein Testament zum Vorschein kam, welches Ludwig Philipps Sohn, den Herzog von Aumale, zum Universalerben der Condés einsetzte. Dieser damals noch sehr junge Prinz bekam wirklich alles*) und hat später seinem Sohn den Namen Condé gegeben.

*) Die erbberechtigte Familie Rohan erhob später eine Klage vor Gericht, wurde aber mit ihren Ansprüchen abgewiesen. Aus den Verhandlungen ergab sich Folgendes: der Herzog von Orleans hatte schon seit einiger Zeit mit der Maitresse des alten Condé, einer sehr übel prädicirten Frau von Foucheres, gemeinschaftliche Sache gemacht, um die reiche Beute an sich zu reißen. Da Condé durchaus nicht einsah, warum er sein Erbe den Orleans lassen solle, die er von der Emigration her haßte, weigerte er sich, das Testament zu Gunsten Aumales, das ihm die Foucheres immer wieder vorlegte, zu unterzeichnen. Der Herzog von Orleans selbst spielte den Großmüthigen und versicherte Condé, er wolle von der ganzen Sache nichts; die Foucheres mußte aber fortfahren, den alten Herrn zu bearbeiten, bis er das Testament unter-

Die neue Ordnung der Dinge in Frankreich wurde zuerst von England aus den schon angeführten Gründen anerkannt. Diese englische Zustimmung und die Wiederherstellung einer geordneten Regierung in Frankreich selbst bewogen auch Oesterreich und Preußen, die Rechtsfrage unerörtert zu lassen und das neue Königthum in Frankreich als factisch anzuerkennen. Nun glaubte auch Spanien seine Anerkennung nicht verweigern zu dürfen. Sardinien trug sogar große Sympathie für Ludwig Philipp zur Schau, aus Furcht vor Insurrectionen, wie man glaubte. Nur Rußland zeigte sich ungnädig gegen den neuen König der Franzosen. Kaiser Nicolaus befahl im Anfang, der dreifarbigen Flagge alle seine Häfen zu versperren, nahm aber diese Maaßregel wieder zurück, als er die Ruhe und den neuen Thron in Paris befestigt sah. Indem er aber Ludwig Philipp anerkannte, that er es nicht, ohne einen Vorwurf auszusprechen. Denn in seinem Schreiben an Ludwig Philipp sagte er: „ewig beklagenswerthe Ereignisse haben Euer Majestät in eine grausame Alternative versetzt. Euer Majestät hat einen Entschluß gefaßt, der Ihr allein geeignet schien, Frankreich vor noch größerem Unheil zu bewahren, und ich will mich über die Beweggründe nicht äußern, die Euer Majestät dabei geleitet haben ꝛc."

---

zeichnete (schon im August 1829). Nun kam die Julirevolution. Da wollte der alte Condé die Familie Karls X. nicht verlassen, sondern drängte zur Abreise, ohne Zweifel auch, um in England, wenn er erst in Sicherheit wäre, das ihm abgedrungene Testament zu widerrufen. Aber Ludwig Philipp ließ ihn nicht mehr fort, verweigerte ihm die Pässe und suchte ihn auf alle Art zu beruhigen. Ludwig Philipps Gemahlin selbst mußte sich zu ihm begeben, ihm den Stern der Ehrenlegion bringen und ihm zureden; die Foucheres mußte die letzten Minen springen lassen um auf ihn zu wirken. Aber der alte Herr wollte fort, um jeden Preis fort. Es gab die heftigsten Scenen und weil er durchaus nicht mehr zu halten war, half man ihm — fort. Die für den neuen König entehrendsten Gerüchte, die sich bald verbreiteten, ignorirte derselbe kaltblütig. Sie erstickten im damaligen allgemeinen Jubel des Liberalismus. Einige Stimmen riefen laut: er könne den auf ihm lastenden Verdacht am sichersten entkräften, wenn er die blutbefleckte Erbschaft des alten Condé nicht annehme; aber er ließ sie nicht fahren. Die Foucheres bekam 10 Millionen.

Ludwig Philipp verschluckte diese Pille und war zufrieden, daß ihn Nicolaus wenigstens anerkannt hatte.

Was die Völker anlangt, so kann man nicht leugnen, daß sie rings um Frankreich her durch die Julirevolution in einen freudigen Aufschwung geriethen. Die constitutionelle Opposition hatte ihre Hoffnung längst auf den Fortschritt des Liberalismus in Frankreich gesetzt und wußte, wie sehr der Sieg desselben auch ihr zu gute kommen müsse. Je weniger von Seite der Großmächte gegen die neue Julidynastie eingeschritten wurde, um so mehr schien das constitutionelle System in Frankreich gesichert und eine friedliche Entwicklung desselben auch in den Nachbarstaaten gewährleistet. Man sah Frankreich durch den Sieg seiner Volksvertretung auf die Höhe Englands emporgehoben und erwartete von den französischen Kammern nichts Geringeres, als daß sie fortan einen eben so tiefen und dauerhaften Einfluß auf die Geschicke des Landes üben würden, wie das Parlament in England. Nach den großen Revolutionen in England, die mit der Vertreibung des Hauses Stuart endeten, war dort mit der neuen Dynastie der Welfen aus Hannover die Parlamentsregierung aufgekommen und hatte nun schon fast anderthalb Jahrhunderte unerschüttert bestanden. In ähnlicher Weise, glaubte man nun, werde sich auch in Frankreich unter der neuen Dynastie des Hauses Orleans eine regelmäßige Parlamentsregierung d. h. die Regierung eines stets von der Volksvertretung abhängigen und aus ihrer Mehrheit hervorgegangenen Ministeriums befestigen. Man rechnete ferner darauf, daß nach dem Beispiel und unter dem Schutz der beiden constitutionellen Großstaaten das constitutionelle System auch in der pyrenäischen Halbinsel und Deutschland, Italien, Ungarn, Polen entsprechende Fortschritte machen und daß dadurch dem reactionären System, wie es bisher durch Oesterreich und Rußland zum Uebergewicht gelangt war, ein unerschütterliches Gegengewicht werde gehalten werden.

Diese Hoffnungen des friedlichen und loyalen Constitutionalismus sind getäuscht worden. In England wird die Mehrheit

des Parlaments stets durch eine consolidirte und populäre Aristokratie gewählt, deren beide Parteien Tories und Wighs sich für solidarisch verbunden erachten, gegen die Krone nach oben stets Maaß halten, eine wilde Demokratie von unten nicht aufkommen lassen. In Frankreich gehen die Wahlen aus einer stets von der Parteileidenschaft und dem Ehrgeiz ihrer Führer wildbewegten Volksmasse hervor, gegen deren Neuerungssucht und Umsturzgelüste sich die Krone nur mit List oder Gewalt vertheidigen kann, so daß die Verfassung von unten oder oben stets gebrochen zu werden droht. Die damalige constitutionelle Partei in Frankreich zählte unter sich viele eitle und ehrgeizige Männer, welche entweder dem Bürgerkönig halfen, die Verfassung zu umgehen, oder mit der Umsturzpartei kokettirten, um dem Könige Concessionen abzutrotzen.

Hinter ihr wühlten Parteien, die von Anfang an dem Julithron eben so feind waren, wie sie es dem der älteren Dynastie gewesen waren, die Republikaner und die Bonapartisten. Beide schmolzen zusammen, sofern sie die Erinnerungen der ersten großen französischen Revolution und des Kaiserreichs gemeinschaftlich auf Hoffnungen der Gegenwart übertrugen, die damals hauptsächlich in Belgien, Polen, Italien, zum Theil in Deutschland und Spanien aufs lebhafteste erwachten. Hier waren Völker unterdrückt, in unnatürlicher Lage, reif zur Revolution, zu schwach, um allein Revolutionen machen zu können, aber eben deshalb voll Hoffnung auf französische Hülfe. In ihrer Einbildung war Frankreich durch die Julirevolution verpflichtet und auch stark genug geworden, um Propaganda zu machen für die Freiheit, alle Freiheitsbestrebungen der Völker in der Runde mit seinen Waffen zu unterstützen, und zugleich die Scharte von 1814 und 1815 auszutilgen und Frankreich durch Aneignung Belgiens, des linken Rheinufers, Italiens, endlich durch bewaffnete Intervention in Polen wieder auf die Höhe der Macht zu bringen, auf der es unter Napoleon gestanden hatte. Die Täuschungen dieser revolutionssüchtigen Parteien waren schon lange genährt worden durch die glänzenden Schilderungen der ersten französischen Revolution und der Großthaten der Franzosen in der

napoleonischen Zeit. Man hatte überall die Geschichtswerke und Memoiren, die davon handelten, mit Heißhunger verschlungen, sich in die Illusion jener großen Vergangenheit bis zur Verblendung für die Gegenwart vertieft und wurde überdies durch eine wirkliche geheime Propaganda von Paris aus, in deren Mittelpunkt der alte Lafayette stand, direkt verführt. Allen Unzufriedenen von Madrid bis Warschau, von Antwerpen bis Palermo, wurden von französischen Agenten Hoffnungen erregt und das Feuer geschürt, um durch eine fortlaufende Kette von Revolutionen im Auslande das revolutionäre Element in Frankreich selbst zu nähren und die friedliche und dynastische Politik des Bürgerkönigs zu durchkreuzen.

Zehntes Buch.

Die belgische Revolution.

Die französische Julirevolution wirkte wie ein elektrischer Schlag auf das übrige Europa. Ueberall, wo große Unzufriedenheit aufgehäuft war, machte sich dieselbe Luft und explodirte in Revolutionen, zu welchen die in Paris das Beispiel und den Muth gab.

Zunächst wurde Belgien von dem revolutionären Fieberrausch ergriffen, denn hier war der Haß gegen die holländische Regierung tief gewurzelt und lange genährt, die Opposition stark, disciplinirt und zu großen Schlägen vorbereitet.

Die Politik der Großmächte hatte nach dem Sturze Napoleons, um allen etwa erneuten Eroberungsgelüsten Frankreichs feste Bollwerke entgegenzusetzen, jener kläglichen Kleinstaaterei ein Ende machen wollen, welche bisher an den Grenzen Frankreichs, hauptsächlich Deutschlands Unmacht und Frankreichs Uebermacht bedingt hatte. Aus diesem Grunde wurden im Süden das Königreich Sardinien und die frühere Eidgenossenschaft um ansehnliche

Gebietstheile vergrößert, sollten auch am Oberrhein Elsaß und Lothringen mit einem neuen schwäbischen Reiche vereinigt werden (ein Plan, der leider nicht zur Ausführung kam), erhielt Preußen seine Rheinprovinzen und wurden nun auch die ehemaligen österreichischen Niederlande (Belgien, nebst dem ehemaligen Reichsbisthume Lüttich) mit Holland vereinigt, lediglich um in dieser Vereinigung ein starkes Bollwerk gegen Frankreich zu bilden. Man hätte erwarten sollen, daß Belgien (der vormals burgundische Reichskreis) wenigstens dem deutschen Bunde würde einverleibt werden, aber es unterblieb. Der Sohn des letzten holländischen Erbstatthalters, den die Großmächte zum souveränen König über diese schönen und reichen Länder erhoben, der Oranier Wilhelm, als König I. dieses Namens, hatte nicht den geringsten Anspruch auf diese Würde und empfing sie von den Großmächten nur als ein Geschenk in ihrem eigenen Interesse. Er nahm es aber an, als ob er niemand dafür Dank schuldig sey, und erwies insbesondere den Deutschen, deren siegreiche Waffen im Winter 1814 ihm Holland wieder erobert hatten, den gröbsten Undank, indem er die vom Wiener Congreß beschlossene freie Schiffahrt auf dem Rheine bis ins Meer durch eine falsche Auslegung des betreffenden Artikels vereitelte. Das ließ sich Deutschland gefallen, wie so vieles Andere. Indem aber der neue König der Niederlande denselben groben Egoismus auch im eigenen Lande walten ließ, erweckte er sich zahlreiche und unversöhnliche Feinde. Er stützte sich einseitig auf die Holländer und behandelte Belgien wie eine eroberte Provinz. Das war nun eben so ungerecht als unklug. Ungerecht, weil ihm Belgien nur durch die Weisheit der Großmächte unter einer Bedingung, die sich von selbst verstand, anvertraut worden war, nämlich unter der Bedingung einer weisen und gütigen Regierung, durch welche die Herzen der Belgier von Frankreich abgewendet werden sollten. Sobald sich König Wilhelm durch eigene Unvorsichtigkeit und Ungerechtigkeit die Belgier zu Feinden machte und Ursache wurde, daß sie lieber wieder französisch geworden wären, that er gerade das Gegentheil von dem, was die Absicht der

Großmächte gewesen war. Aber König Wilhelm nahm keine Rücksichten.

Zwischen Belgien und Holland bestand schon seit fast 300 Jahren der schroffste Gegensatz des religiösen Bekenntnisses. Nirgends war der reformirte Calvinismus einseitiger und härter, als in Holland, und nirgends der Katholicismus bigotter, als in Belgien. Es war schwerlich möglich, solche Gegensätze zu versöhnen, und schon aus diesem einzigen Grunde war die von den Großmächten beliebte Schöpfung des Königreichs der Niederlande, in welchem Belgien und Holland unter einen Hut gebracht werden sollten, eine politische Mißgeburt. König Wilhelm hätte nun aber wenigstens die Kluft zwischen beiden Ländern nicht noch weiter aufreißen und den alten Haß neu entflammen sollen. Dieß geschah jedoch, indem er das kleinere Holland von Anfang an auf Kosten des größeren Belgien begünstigte. Die von ihm octroyirte Verfassung bestimmte, daß die Holländer, obgleich geringer an Seelenzahl, doch nicht weniger Deputirte in die Kammer wählen sollten, als die Belgier. Man konnte ihm dieß, im Grunde genommen, nicht verdenken, denn da er selbst Holländer war, konnte er Holland nicht wohl vom Willen einer belgischen Mehrheit abhängig machen. Auf der andern Seite durfte er aber auch nicht einmal den Schein annehmen, als wolle er das belgische Element unterdrücken, und er hätte die Belgier wohl versöhnen können, wenn er in andern Beziehungen mehr für sie gethan hätte. Die Verfassung, die von Holland schon angenommen war, wurde von einer Versammlung notabler Männer in Brüssel mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Darum aber bekümmerte sich der König nicht, sondern promulgirte die Verfassung für den ganzen Umfang seiner Länder. Am entschiedensten stemmte sich dagegen die katholische Geistlichkeit, weil die Verfassung alle Confessionen einander gleichstellte und die Schule von der Kirche trennte, um sie allein der Aufsicht des Staates zu unterstellen. Moritz, Graf von Broglie, Erzbischof von Gent, verweigerte den Verfassungseid und setzte seine Gründe in einem öffentlichen Schreiben ausein-

ander, im Jahre 1816. Allein die damalige Zeit war Widerspenstigkeiten gegen eine anerkannte Regierung nicht günstig; der König verfuhr mit äußerster Energie, ließ dem Erzbischof als Landesverräther den Prozeß machen und zwang ihn, sich über die Grenze zu flüchten; ja er trieb die Gewaltthätigkeit so weit, das Urtheil des entflohenen Erzbischofs an den Pranger anschlagen zu lassen, neben zwei an demselben ausgestellten Dieben. Eine solche Brutalität mußte nothwendig die ganze katholische Bevölkerung aufs tiefste beleidigen. Aber auch die ehemaligen Offiziere und Beamten der napoleonischen Zeit wurden durch Zurücksetzung gekränkt. Umsonst verwendete sich der Prinz von Oranien, ältester Sohn des Königs, für zweiundvierzig auf halben Sold gesetzte Offiziere. Der König blieb halsstarrig und der Prinz gab der öffentlichen Meinung eine glänzende Genugthuung, indem er seine Stelle als Befehlshaber der Armee niederlegte. Die alten Anhänger Frankreichs waren es nun hauptsächlich, um die sich, als um einen Kern, nach und nach in Belgien eine liberale Partei wie in Frankreich bildete. Da sowohl die liberale, als die Priesterpartei vom tiefsten Haß gegen die Regierung erfüllt waren, so verständigten sie sich unter einander zum gemeinsamen Widerstande; man sah hier zum erstenmal die Ultramontanen mit den Anhängern Voltaires Hand in Hand gehen. Beide machten an die Regierung gleiche Anforderungen, wenn auch jede Partei etwas ganz Anderes damit wollte. Die klerikale Partei unterstützte die Liberalen in der Forderung der Preßfreiheit, um auch für ihre eigenen Principien das freie Wort zu erobern. Die Liberalen halfen den Ultramontanen, als diese die Schule von der Staatsaufsicht emancipiren wollten, und gönnten ihnen Priesterseminare und Jesuitenschulen, sofern sie für sich selbst weltliche Universitäten und Schulen mit unumschränkter Lehrfreiheit erlangten. Diese an sich ganz unnatürliche Verbindung zweier principiell entgegengesetzter Parteien hatte doch damals einen praktischen Vortheil für beide. Ihr Zusammenhalten in den Generalstaaten bewirkte 1818 die Verwerfung eines von der Regierung eingebrachten strengen Preß-

gesetzes, 1819 die Verwerfung des von der Regierung verlangten zehnjährigen Budgets. Dagegen wurde 1818 der Sklavenhandel in den Colonien abgeschafft. 1819 wagte der König durch bloße Verordnung (vom 15. September) den Gebrauch der Volkssprache in allen öffentlichen Urkunden einzuführen. Nichts war natürlicher als eine solche Verordnung, da die Belgier und Holländer mit sehr geringer mundartlicher Abweichung der einzelnen Provinzen dieselbe niederländische Sprache redeten, und nur ein kleiner Theil der belgischen Bevölkerung wallonisch spricht. Allein die gebildeten Classen in Belgien hatten sich einmal an die französische Sprache gewöhnt und die Opposition griff nach allem, was sie als Waffe gegen die Regierung kehren konnte, erklärte mithin auch jene Verordnung für einen gewaltsamen Eingriff in die Rechte der Belgier. Der edle Willems, der sich das größte Verdienst um Herausgabe altniederländischer Sprachdenkmale erworben, erließ 1824 einen feurigen Aufruf an alle Vlämingen, sich ihrer guten deutschen Muttersprache anzunehmen und das Französische zu fliehen. Aber sein Patriotismus stieß bei den vorherrschenden Leidenschaften an. Er drang nicht durch und wurde nur verdächtigt.

Die belgische Opposition befand sich in den zwanziger Jahren unter dem nämlichen Drucke, wie alle übrigen in Europa. Vor dem Machtwort der Congresse mußte jede Unzufriedenheit verstummen. Nur die Angelegenheiten der Schulen und Universitäten nährten die Gährung. Die niedern Schulen waren in der französischen Zeit äußerst vernachlässigt worden, und auch das freie Universitätsleben hatte Napoleon nicht geduldet. König Wilhelm stellte nun wie die alten holländischen Universitäten, so auch in Belgien die von Brüssel, Gent, Lüttich und Löwen wieder her. Begreiflicherweise wollte er diese Lehranstalten der klerikalen Partei nicht überlassen; aber es war unmöglich, sie zu verholländern. Den katholischen Belgiern, sowohl den phlegmatischen und patriarchalischen Vlämingen, deren frommes Landvolk dem armen, aber rechtschaffenen Klerus so treu wie in Spanien anhing, als den heißblutigen und fanatischen Wallonen ließ sich auf keine Weise der calvinische Geist in der steifen,

hoffährtigen und langweiligen holländischen Form vermitteln. Das begriff der König wohl, er bestellte daher für seine belgischen Universitäten und insbesondere für Löwen Professoren aus Deutschland, deren überlegenes Wissen imponiren und deren geschmeidigere Form die Belgier gewinnen sollte. Allein wenn er wirklich den großen Gedanken gefaßt hätte, die der deutschen Bildung fremd gebliebenen Niederlande in deren Schule hineinzuziehen, so hätte er bei den Holländern selbst anfangen sollen. Da er diese ausnahm und nur die Belgier in die deutsche Schule gab, sah man mit Recht die neuen deutschen Schulmeister auch nur als Werkzeuge seiner holländischen Politik und nicht als Apostel der deutschen Bildung an. König Wilhelm war in dieser Sache übel berathen. Man hatte ihn an den Kirchenrath Paulus in Heidelberg gewiesen, um sich von ihm die Männer bezeichnen zu lassen, die aus Deutschland auf die belgischen Universitäten berufen werden sollten. Nun war aber Paulus nicht nur Protestant, sondern auch unter allen deutschen Rationalisten derjenige, der den Offenbarungsglauben mit dem giftigsten Hasse ein halbes Jahrhundert lang verfolgte und durch seinen verderblichen Einfluß auf die Kirche und Schule in Baden am meisten dazu beigetragen hat, diesen kleinen Staat zu unterwühlen. Paulus schrieb damals ein Leben Jesu, worin er die Wunder des Heilands als Taschenspielerkünste erklärte, wie er überhaupt in seinem langen Wirken die Achtung vor dem Christenthume gänzlich zu zerstören und dasselbe durch den von ihm so genannten Denkglauben, d. h. Rationalismus, zu ersetzen suchte, der nichts anerkennt, was über den gemeinsten Menschenverstand hinausliegt. Welche Unnatur, von einem solchen Manne sich Lehrer bezeichnen zu lassen, denen die katholische Jugend Belgiens anvertraut werden sollte! Der König ersah sie insbesondere für das 1825 in Löwen von ihm gestiftete philosophische Collegium aus, wo die jungen Kleriker zwangsweise Collegien hören sollten. Man kann sich denken, wie verhaßt dieser Zwang und die deutschen Professoren werden mußten. Sie schadeten dem König unendlich in der öffentlichen Meinung. Die Belgier verlangten mit Recht, ihre Kleriker sollen von guten Katholiken

unterrichtet werden und nicht von Agenten des Unglaubens und Kreaturen eines andersgläubigen Ministeriums. Zumal das altbelgische Löwen sollte der Kirche erhalten bleiben. Die einstimmige Opposition in Belgien, deren beredtester Vorkämpfer damals de Gerlache war, bewog den König im Jahre 1827, mit dem Papst ein Concordat abzuschließen, wonach wenigstens die kleinen Seminare der Staatsaufsicht entzogen und dem Klerus überlassen wurden. Aber auch diese kleine Rechtsgewährung erschien den damaligen Aufgeklärten schon zu weit gegangen und man bedauerte den König, daß er sich von den Jesuiten habe übertölpeln lassen. Auch wurde mit Durchführung des Concordats in mehreren Punkten noch gezögert.

Jede kleine Nachgiebigkeit des Königs weckte den Muth des Widerstandes, da man beim Könige doch nie einen ernsten Willen zur Nachgiebigkeit sah, sondern, wenn er nachgab, nur listige Berechnung oder Schwäche. Von dieser Zeit an wurde die Opposition immer mächtiger. Ihre größte Stärke verlieh ihr der förmliche Bund zwischen der klerikalen und liberalen Partei, der schon seit 10 Jahren durch den Abbé de Foere in Lüttich vorbereitet, aber erst später durch Baron Secus zu Stande gebracht wurde. Ein Bund, so mißgeschaffen, wie der zwischen den zwei zusammengewachsenen siamesischen Zwillingen, sagte man damals; allein wie Gegengift und Gift, so schlug hier eine Unnatur die andere, denn die staatliche Verbindung Belgiens und Hollands war nicht minder mißgeschaffen. Die vornehmste Persönlichkeit in der klerikalen Partei wurde der Erzbischof van Bommel in Lüttich. Die kirchliche Opposition nahm, was ganz natürlich war, einen ultramontanen Charakter an, weil gegen die calvinische Staatsgewalt nur in Rom Schutz zu finden war. Sie nahm aber auch zugleich einen demokratischen Charakter an, was theils aus ihrer Verbindung mit den Liberalen, theils aus dem Einfluß hervorging, den die Schriften von Lammenais auf den niedern belgischen Klerus ausübten. Man bezeichnete die stille Gluth in diesem Klerus als „siedendes Weihwasser.“ Frankreich übte noch einen andern Einfluß auf diese

belgische Partei. Unter Karl X. nämlich florirte die Kirche in Frankreich, während sie in Belgien drangsalirt war. Der belgische Klerus wäre damals gern französisch geworden. — Die liberale Partei wurde ebenfalls durch die wachsende Stärke ihrer Parteigenossen in Frankreich gehoben und influenzirt. Das schöne Brüssel war ein „kleines Paris." Hier lebte der größte Theil der berühmten aus Frankreich verbannten Republikaner und Bonapartisten, auch viele verbannte Polen und Italiener. Hier wurde alles gedruckt, was in Paris selbst nicht gedruckt werden durfte. Hier war ein Feuerheerd für jede europäische Unzufriedenheit. Und dieses geistig gährende Brüssel wurde vom König bei weitem nicht gehörig überwacht. Der Hof weilte nur kurz hier und länger in dem einsamen Haag. Auch war Brüssel nie mit einer starken Truppenmacht besetzt, die Opposition hatte hier freies Spiel.

Sie wurde nach dem Concordat immer mächtiger. Die Presse führte eine kühne Sprache. Die Generalstaaten häuften Motionen und Petitionen. Ein gewisser de Potter, ein wenig achtungswürdiges Subject und gemeiner liberaler Schreier, wurde plötzlich Abgott des Volkes, als er in Folge eines Preßprozesses in Verhaft kam, am 20. Dezember 1828. Es gab deshalb einen großen Auflauf in Brüssel und dem verhaßten Justizminister van Maanen wurden die Fenster eingeworfen. Im Beginne des folgenden Jahres verlangten die Generalstaaten stürmisch die Gleichstellung der Belgier mit den Holländern in den Staatsämtern und gleiches Wahlrecht in Belgien wie in Holland, denn unter 40 Ministerialbeamten und unter 32 Gesandten und Consuln befanden sich nur je zwei Belgier, und während in Holland auf 41,000 Bürger ein Abgeordneter kam, waren es 70,000 in Belgien. Außerdem verlangte die Opposition die genauere Vollziehung des Concordats, Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Minister rc. Alle diese Dinge wurden mit einer solchen Heftigkeit gefordert, daß der König in Bezug auf die belgische Opposition den Ausdruck „infam" fallen ließ. Aber die Opposition nahm diese Beschimpfung als Ehrennamen auf und ließ ein Medaillon prägen, auf einer Seite das Grund-

gesetz, auf der andern die Unterschrift fidèle jusqu'à l'infamie. Im April verwarfen die Generalstaaten ein neues Preßgesetz und im Mai abermals das zehnjährige Budget. Auch wurde schwere Klage erhoben über die Geldopfer, die man Belgien auflege. Belgien mußte steuern, um die holländischen Deiche und Dünen, und um die holländische Flotte zu erhalten. Belgien mußte die Staatsschuld mit Holland theilen, obgleich es selbst bei der Vereinigung mit Holland nur 32 Millionen, Holland aber 2000 Millionen Staatsschulden gehabt hatte.

Der König wurde doch etwas besorgt und begann nachzugeben. Er selbst machte noch im Frühjahr 1829 eine Rundreise durch Belgien und bezeigte sich freundlich. Die Opposition erwies ihm die größten Ehren, aber mit Affectation nur für seine Person, mit dem Vorbehalt, nach wie vor sein Ministerium zu bekämpfen. Er fügte übrigens zu den Worten die That, indem er endlich zu Erfüllung des Concordats das Collegium zu Löwen für facultativ erklärte, d. h. dem Klerus wieder Preis gab, endlich auch den Gebrauch der französischen Sprache, wenigstens in Privaturkunden, Verträgen, Testamenten erlaubte.

Im October kamen die Generalstaaten wieder zusammen, aber man merkte nichts von Versöhnlichkeit. Die vereinigte Opposition der Liberalen und Klerikalen, verbunden mit den Ausfällen der Presse ärgerten den König so sehr, daß er als persönlich Beleidigter unmittelbar eine donnernde und drohende Botschaft an die Generalstaaten erließ und sein Minister van Maanen alle die Staatsdiener absetzte, die als Abgeordnete gegen das Ministerium gestimmt hatten. Auch wurde am 9. Januar 1830 das Collegium in Löwen wieder aufgehoben und die officielle Zeitung schrieb: „Diejenigen, welche die Herrschaft des Klerus befürchten, dürfen unbesorgt seyn. Die Regierung zieht mit fester Hand die Grenze zwischen der weltlichen und geistlichen Macht." Im Beginn des Februar tumultuirten die Studenten in Löwen, bei welcher Gelegenheit einer der neuen deutschen Professoren, Warnkönig, übel behandelt

wurde. Für die abgesetzten Deputirten wurden Subscriptionen gesammelt und de Potter suchte diesen Subscriptionen eine so weite Ausdehnung zu geben, daß eine große Oppositionskasse daraus geworden wäre, wenn die Regierung nicht de Potter, Tielemann, Bartels, Coye-Mommens und van der Straten als Hochverräther hätte in Verhaft nehmen lassen. Aber dieser Prozeß, bei dem sich als Vertheidiger besonders der Advokat van de Weyer hervorthat, schadete wieder nur der Regierung. Ein eigentliches Verbrechen konnte nicht erwiesen werden und de Potter, Tielemann und Bartels wurden nur verbannt, die übrigen freigesprochen. Hierauf verlegte van Maanen den obersten Gerichtshof von Brüssel nach dem Haag. Da die Regierung fest blieb, so nutzte sich das ermüdende Geschrei der Opposition allmälig ab und die Sitzung der Generalstaaten, die bis zum 2. Juni dauerte, endete mit einer moralischen Niederlage für die Belgier. Der holländische Abgeordnete Dunker Curtius bewies, daß die Unzahl belgischer Petitionen, mit denen man Jahr aus Jahr ein die Generalstaaten überschütte, ein Unfug seyen, der den Betheiligten selbst am Ende lästig werden müsse. Der Mißbrauch habe diese Waffe abgestumpft. Man erkannte das an, und 964 Petitionen wurden beseitigt. Auch kam endlich ein neues Preßgesetz zu Stande. Libry Bagnano, Herausgeber des „National" in Brüssel, wirkte nicht ohne Talent für das Ministerium, wurde aber auch beschuldigt, dafür 100,000 Franken aus dem Fond für Gewerbe zu beziehen. Da sich die Opposition schwächer gezeigt, glaubte die Regierung nun auch ihrerseits zur Beruhigung der Belgier einen Schritt thun zu müssen (vielleicht schon im Hinblick auf die Gährung im benachbarten Frankreich) und machte dem langen Streit um die Schulen dadurch ein Ende, daß sie den Volksunterricht den Gemeinden, also in Belgien der vom Klerus geleiteten Bevölkerung selbst überließ und auch den Gebrauch der französischen Sprache bei den Gerichtshöfen der südlichen Provinzen gestattete.

So standen die Dinge in Belgien, als die Julirevolution in Frankreich ausbrach und begreiflicher Weise alle Hoffnungen der

Opposition neu belebte. De Potter schrieb aus Paris einen Brief an den König, worin er ihm in ehrerbietigen Ausdrücken, aber auch mit Auskramung einer unendlichen Eitelkeit, den Rath ertheilte, einer Revolution in Belgien durch die Bewilligung aller belgischen Forderungen zuvorzukommen. Der unberufene Rathgeber erhielt keine Antwort, auch fand sich der König nicht bewogen, Furcht und Schwäche blicken zu lassen. In den ersten Wochen geschah nichts, aber das belgische Volk zitterte vor Ungeduld, dem französischen nachzuahmen, und es fehlte nicht an Franzosen, die, wie Louis Blanc, ausdrücklich von Paris nach Brüssel kamen, um Revolution zu machen. Am 25. August, dem Geburtstage des Königs, sollte zugleich dessen Tochter Marianne mit dem Prinzen Albrecht von Preußen vermählt werden und es wurden desfalls in Brüssel große Feste vorbereitet. Aber schon am 22. (einem Sonntage) las man an allen Straßenecken Maueranschläge mit den Worten: „Montag Feuerwerk, Dienstag Illumination, Mittwoch Revolution." Dies erweckte nach oben hin ernste Besorgniß und die Feste wurden abbestellt. Wie drohend die Haltung des Volkes damals schon war, erhellte daraus, daß Libry Bagnano sein schönes Hotel in Brüssel von der Polizei bewachen lassen mußte und endlich so Angst bekam, daß er davon floh. Am Geburtstag des Königs selbst, dem am meisten gefürchteten Tage, sollte nach van Maanens Ansicht nicht die geringste Feierlichkeit in Brüssel stattfinden, aber ein anderer Minister, Gobbelschroy, war anderer Meinung und drang damit soweit durch, daß wenigstens am Abend eine Festoper aufgeführt werden durfte. Das war aber unglücklicherweise die damals noch neue Oper von Auber „die Stumme von Portici," deren Gegenstand der Aufstand des Masaniello in Neapel ist. Nichts war geeigneter, revolutionäre Leidenschaften aufzuregen, als grade diese Musik. Man begreift daher kaum die Thorheit der Behörden, welche die Aufführung zugelassen haben. Das Haus war überfüllt, das Volk drängte sich rings umher in den Straßen. Jede Musikstelle, die der Leidenschaft des Tages schmeichelte, wurde mit donnerndem Jubel begrüßt und nach der

Aufführung der Oper stürzte sich die Menge wie berauscht von Enthusiasmus nach dem Hotel Librys, zerstörte seine Pressen, plünderte seinen reichen Weinkeller und steigerte dadurch ihre Wuth immer mehr. Auch das Haus des Polizeidirektors Knyff wurde gestürmt und demolirt und endlich der große und reiche Palast des Justizministers van Maanen erst geplündert, dann in Brand gesteckt. Erst gegen Morgen zeigte sich die Militärmacht und plänkelte hie und da mit dem Volk, ohne Ernst zu machen, denn sie hatte keine gemessenen Befehle. Die Regierenden waren offenbar überrascht und hatten noch keinen Entschluß gefaßt. Am wahrscheinlichsten ist, man wollte jeden ernsten Kampf vermeiden, um den Franzosen, die das gerade zu provociren suchten, keinen Vorwand zur Einmischung zu geben.

Erst Morgens um 10 Uhr am 26. kamen viele gute Bürger auf das Rathhaus und verlangten, eine Nationalgarde bilden zu dürfen, um Volk und Soldaten zu trennen und die Ordnung zu erhalten. Bevor dies aber zu Stande kam, hatten die Gardejäger auf dem Platze Grand Salon schon den ersten blutigeren Kampf mit dem Volke zu bestehen. Die Truppen wurden endlich in ihre Kasernen consignirt, der Magistrat erließ eine beruhigende Erklärung, die rasch und zahlreich zusammentretende Nationalgarde zog durch die Straßen und suchte überall die Ordnung herzustellen. Allein das gemeine Volk, die Blousenmänner und Fabrikarbeiter, sonderlich Wallonen und Lütticher, ein roher und energischer Menschenschlag, kümmerte sich nicht viel um die guten Bürger und verfolgte die Soldaten bis in ihre Kasernen, von wo aus nun fortwährend Feuer gegeben wurde. Nachmittags stieg auch über dem Rathhause die alte Fahne von Brabant empor (roth, orange und schwarz), als das erste Zeichen, daß man nach Unabhängigkeit trachte. Als die Nacht heranbrach, wälzten sich wilde Arbeiterschaaren, den Augenblick der Zuchtlosigkeit benutzend, gegen einige große Fabriken und zerstörten daselbst die Maschinen.

Da von den Truppen keinerlei Offensivbewegung ausging und auch die Regierung tiefes Schweigen einhielt, ging die Revolution

in Brüssel ihren natürlichen Gang fort. Am 27. gelang es der Nationalgarde, Herr der Stadt zu werden, wobei sie mehrmals Feuer auf den Pöbel geben mußte. Ein energischer Mann, Baron Hoogvorst, trat an ihre Spitze. Indem derselbe aber die Anarchie niederhielt, nahm er auch eine feste Stellung gegenüber der Regierung ein und erklärte dem General Bylandt, der die holländischen Truppen bei der Stadt befehligte, er werde sich dem Einmarsch der Truppen ins Innere der Stadt widersetzen, worauf jener entgegnete, die Truppen würden nichts unternehmen. Mittlerweile wurde ein Blatt gedruckt, in dem alle „Wünsche der Belgier" verzeichnet waren, nämlich gewissenhafte Vollziehung der Verfassung, Entfernung van Maanens, ein besseres Wahlsystem, Geschwornengerichte wie zur französischen Zeit, Verantwortlichkeit der Minister, Amnestie der politisch Verurtheilten. Von einer Trennung Belgiens von Holland war darin noch nicht die Rede. Am 28. August, Sonntags, traten 40 der vornehmsten Einwohner Brüssels zusammen, wählten den Baron Secus zu ihrem Präsidenten und den Advokaten van de Weyer zum Sekretär und schickten eine Deputation an den König nach dem Haag, um ihn mündlich zu ersuchen, den Zeitumständen nachzugeben und den Belgiern jetzt endlich die so lange gewünschten Concessionen zu gewähren. Somit hätte sich der Frieden erhalten lassen.

Allein die Leidenschaften waren von beiden Seiten thätig, den Frieden zu hindern. Der kriegslustige Pöbel, der nun einmal die Holländer unversöhnlich haßte, hatte sich von der Nationalgarde in Brüssel nicht mit Kugeln begrüßen und auseinanderjagen lassen, ohne vor Wuth mit den Zähnen zu knirschen. Derselbe wurde aber jetzt aus den Provinzen verstärkt, denn ganz Belgien ahmte das Beispiel der Hauptstadt nach. In Lüttich, Namur, Brügge stand das Volk auf und bald auf allen Punkten. Die rohesten Excesse wurden zu Verviers begangen, einer reichen Fabrikstadt an der preußischen Grenze, wo die Arbeiter alle Maschinen zerstörten und die Häuser der verhaßten Beamten verbrannten. Von hier und von Lüttich zogen nun sehr viele kräftige Arbeiter, von Rogier

angeführt, nach Brüssel, um hier im Herzen des Landes den Sieg entscheiden zu helfen, und diese Leute waren es nicht, die an den Deputationen der guten Bürger eine Freude hatten. Auf der andern Seite hatte auch der alte stolze König keine Lust, nachzugeben. Grade weil die Ereignisse ihn drängten, wollte er nicht feig und furchtsam erscheinen. Er versprach also nichts, suchte die Entscheidung hinzuhalten und verfuhr mit Arglist und Zweideutigkeit, um, wenn es ihm auf die eine Weise nicht gelänge, die Belgier wieder zu unterwerfen, es gleich auf die andere Weise zu versuchen. Zu diesem Zweck sollten ihm seine beiden Söhne dienen. Mit dem einen wollte er die Belgier überlisten und verführen, mit dem andern schrecken und zu Boden werfen. Der ältere, Wilhelm von Oranien, sollte es mit Unterhandeln und Versprechungen versuchen; der jüngere, Prinz Friedrich, sammelte im Lager von Vilvorde so viele Truppen als möglich.

Die Deputation wurde vom König ohne Zorn empfangen, aber leer abgespeist. Der König sagte, ihre Forderungen widerstreiten der Verfassung, er halte sich an diese und lasse sich nicht die Pistole auf die Brust setzen. Drohungen seyen es nicht, durch die er sich einschüchtern lasse. Indeß wurden Hoogvorst und Gendebien vom Prinzen von Oranien nach dem Schlosse Laeken eingeladen, wo er ihnen das Versprechen gab, er werde die Vermittlung zwischen den Belgiern und seinem Vater übernehmen und alles thun, um ihre Wünsche zu erfüllen. Mit dieser Erklärung stand aber eine andere im Widerspruch. Beide Prinzen forderten nämlich am 31. August gemeinschaftlich die Nationalgarde von Brüssel auf, einmal, die drei Farben abzulegen, und sodann, ihren „beschwerlichen Wachdienst“ wieder den königlichen Truppen zu überlassen. Diese Forderung machte den übelsten Eindruck. Man besorgte den Einmarsch der Truppen und in der Nacht auf den 1. September wurden bereits in den Straßen von Brüssel zahlreiche Barrikaden errichtet, um den Truppen den Weg zu verlegen. Baron Secus eilte hinaus zu den Prinzen, um sie vor einer Uebereilung zu warnen. Nun ent-

schloß sich der Prinz von Oranien, allein nach Brüssel zu gehen und den Weg der Güte zu versuchen, wie er bereits versprochen hatte. Die Nationalgarde zog ihm mit klingendem Spiel entgegen, voran die Mezger mit Beilen auf den Schultern, hintennach der mit Picken bewaffnete Pöbel, ein ziemlich revolutionärer Anblick. Der Prinz kam jedoch mitten unter die Aufrührer und erließ eine friedliche Proklamation, worin er ankündigte, daß bereits morgen, am 2. September, eine Commission niedergesetzt werden sollte, um mit ihm gemeinschaftlich die zu treffenden Maßregeln zu berathen. Die Commission trat zusammen, aber der Pöbel traute nicht. Oraniens Proklamation wurde verbrannt und die Nationalgarde konnte nur mit Mühe einen Angriff auf das Schloß verhüten. In dieser kritischen Lage entschloß sich der Prinz, am 3. September den Belgiern zuerst eine legislative und administrative Trennung Belgiens von Holland vorzuschlagen, so daß künftig beide Länder jedes seine Kammern und sein Ministerium für sich haben und nur durch Personal-Union derselben Dynastie angehören sollten. Diese Concession gefiel allgemein und der Prinz wurde damals hoch gefeiert. Auch erfolgte vom Haag aus kein Widerspruch. Der König schien sogar die Nachgiebigkeit seines Sohnes zu billigen, indem er dem verhaßten van Maanen seine Entlassung gab. Allein er entschied in der Hauptsache noch nichts, sondern berief erst die Generalstaaten auf den 13. September nach dem Haag.

Bis diese zusammenkamen, herrschte große Aufregung im ganzen Lande. Das belgische Volk traute dem König nicht und bewaffnete sich fast überall, weil es einen Angriff der Holländer fürchtete. Belgische Soldaten, die nach Holland marschiren sollten, wurden zurückgehalten, viele andere verließen die Reihen der Holländer mit Sack und Pack. Auch kriegslustige Franzosen kamen über die Grenze herüber und Brüssel füllte sich mit Menschen an, die zum äußersten entschlossen waren. Nur die große Stadt Gent war aus Handelsinteresse für die Holländer gestimmt. In Holland selbst dagegen wünschte das Volk die Trennung von Belgien eben so

eifrig wie das belgische Volk, und Amsterdam unterstützte den Plan des Prinzen von Oranien durch eine Adresse.

In der Thronrede, mit welcher der König die Generalstaaten eröffnete, waltete wieder die Zweideutigkeit vor. Der König erklärte sich geneigt, „vernünftige Wünsche zu befriedigen, werde aber dem Factionsgeiste keine Zugeständnisse machen." Was sollte das heißen? Wessen sollte man sich vom Könige versehen? Kaum war die Thronrede bekannt, so wurden die belgischen Abgeordneten im Haag durch Adressen ihrer Landsleute dringend aufgefordert, wachsam und muthig zu bleiben. Diese Abgeordneten wurden von der holländischen Bevölkerung im Haag gekränkt und insultirt. Die holländischen Abgeordneten weigerten sich, in den Generalstaaten überhaupt von der „Rebellion" zu sprechen, so lange Belgier zugegen wären. Da inzwischen die Holländer nicht gegen die Trennung waren, ließ sich der König wohl nicht durch die Rücksicht auf sie, sondern mehr durch das Interesse seiner Dynastie und vielleicht durch diplomatischen Einfluß bestimmen, die Belgier nicht mehr zu schonen. In derselben Zeit (14. September) feierte der Hof die bis dahin verschobene Vermählung der Prinzessin Marianne. Die Stimmung des Königs muß jedenfalls eine gehobene gewesen seyn, da er den kaum abgesetzten van Maanen auf einmal wieder in sein Amt einsetzte.

Da sich nun der König für den schon lange ihm vorliegenden Trennungsplan nicht entschied und auch die Generalstaaten nicht darauf eingingen, mußten die Belgier endlich davon überzeugt werden, daß der König freiwillig nie darein willigen werde und daß sie durch den Prinzen von Oranien nur getäuscht worden seyen. Die Wuth darüber brach zuerst in Lüttich aus, wo am 15. September der Pöbel die Bürgergarde über den Haufen warf, einige Tage später die Karthause stürmte und die königlichen Truppen verjagte und eine allgemeine Volksbewaffnung durchsetzte, deren beste Streiter nach Brüssel zogen. Diese Lütticher waren es, die am 19. September bereits gegen die Holländer vorrückten und mit den Vorposten derselben plänkelten. Als die von ihnen erbeuteten

holländischen Pferde von den Brüsseler Behörden mit einer Entschuldigung an den Prinzen Friedrich zurückgeschickt wurden, wollten sich das die Lütticher nicht gefallen lassen und schlugen in Brüssel selber los, am 20. September. Die Lütticher an der Spitze, entwaffnete das gemeine Volk alle Posten der Nationalgarde, bemächtigte sich aller Waffenvorräthe und öffentlichen Gebäude, setzte die Behörden ab und eine neue provisorische Regierung ein, an deren Spitze der noch in Paris weilende de Potter treten sollte. Diese Regierung constituirte sich am 21. Zu ihr gehörte van de Weyer, van Meenen, Gendebien und Raikem, sämmtlich Advocaten, Baron Staffart, und die Grafen Merode und d'Oultremont. An dem nämlichen Tage erließ Prinz Friedrich eine Proklamation, worin er seinen Einmarsch in Brüssel ankündigte und die geringste Widersetzlichkeit schwer zu bestrafen drohte. Der Zorn des Volkes war aber schon zu hoch gesteigert, als daß man sich vor diesen Drohungen gefürchtet hätte. Man läutete in Brüssel Sturm, errichtete neue Barrikaden und machte am 22. schon einen Ausfall, um den Feind zu recognosciren. Auch die kaum entwaffnete Nationalgarde schwur, die Stadt vertheidigen zu helfen. Zwei Männer des Vertrauens wurden hinausgeschickt, falls es möglich seyn sollte, dem Blutvergießen noch durch eine Unterhandlung zuvorzukommen, Ducpetiaux, Präsident des revolutionären Clubs, und Eberard; aber der Prinz hörte sie nicht an, sondern ließ sie in Ketten nach Antwerpen bringen.

Am folgenden Morgen, den 23. September, rückte Prinz Friedrich mit 6—7000 Mann gegen Brüssel vor und besetzte das Schärbecker Thor, welches, von offenem Terrain umgeben, am wenigsten vertheidigt werden konnte. Von diesem Thore führt die lange und breite Königsstraße (rue royale), die ebenfalls viele leere Zwischenräume darbot, in den großen und offenen Park und auf den Königsplatz (place royale) im obern Theile der Stadt, der gleich einer Citadelle die untere beherrscht, wo die Truppen sich concentriren und von wo aus sie sich leicht nach allen Richtungen hin bewegen und in alle Straßen der untern Stadt feuern

konnten. Dieser Angriffsplan war also sehr gut berechnet. Auf der andern Seite sollte eine Truppencolonne durch das Löwener Thor in die Stadt bringen und, die breiten Boulevards durchziehend, sich mit den Truppen im Park und auf dem Königsplatze vereinigen. Das Volk gab die Vertheidigung der offenen Räume in der obern Stadt auf, da es nicht genug Kanonen hatte, und concentrirte sich hinter den Barrikaden der untern Stadt in engen Gassen, in welche das Militär schwer eindringen konnte. Einige hundert Lütticher vertheidigten die Thore der obern Stadt nur kurze Zeit und zogen sich dann in eine Seitenstraße zurück, von wo aus sie die Holländer in der Königsstraße beschossen. Andere unterhielten vom Observatorium aus ein mörderisches Feuer, was die Holländer vom Königsplatze zurücktrieb. Andere holländische Colonnen, die durch die Thore von Laeken, Flandern und Namur in die innere Stadt eindrangen, wurden wieder zurückgeworfen. So verging der Tag, und am Abend erkannte der Prinz, er sey nicht stark genug, die Stadt zu erobern. Er versuchte es daher mit Unterhandlungen und schickte einen Parlamentär in die Stadt, der aber als Geißel für Ducpetiaux zurückbehalten wurde. Der Prinz wollte schon den Rückmarsch der Truppen anordnen, als er unterrichtet wurde, es fehle den Brüsselern an Munition. Dieß bewog ihn, den Kampf am folgenden Tage fortzusetzen. Während der Nacht wurden in der obern Stadt viele Häuser von den Holländern geplündert. Die dabei begangenen Greuel sind vom belgischen Parteihasse in übertriebener Weise dargestellt worden.

Am 24. wurde fortgekämpft, aber ohne große Energie, da der Prinz erst Verstärkungen abwartete, das Volk aber sich begnügte, aus den Häusern in der Gegend des Parks und Königsplatzes auf die Soldaten zu schießen. Damals drängte sich ein Abenteurer, Don Juan van Haalen, ein Belgier, der in Spanien unter Mina gedient hatte, zum Commando in der Stadt. Außerdem waren die vornehmsten Lenker der Vertheidigung Hoogvorst, Rogier und Jolly. Den Straßenkampf selbst leitete unmittelbar Major Kessels und der s. g. Stelzfuß, ein Invalide Namens Charlier.

Durch die von den Holländern nicht besetzten Thore kamen immer neue Vertheidiger in die Stadt. Auch auf dem Lande begann der kleine Krieg. Am 22. September wurde eine Abtheilung Holländer zu Oreye überfallen und zersprengt. Am 23. wurden die holländischen Truppen, die zur Verstärkung nach Brüssel bestimmt waren, an den Thoren von Löwen vom Volke blutig empfangen und zurückgeschlagen. Der Morgen des 25. verging ruhig. Erst am Nachmittage griff van Haalen die Holländer an und entriß ihnen den Palast Bellevue. Am 26. wurde von beiden Seiten in Brüssel blutig gestritten, indem das Volk wüthende Angriffe auf den Park machte, die Holländer aber dennoch nicht vertreiben konnte. Viele Häuser geriethen in Brand und das königliche Schloß selbst kam in Gefahr. Da soll der Prinz vor Zorn geweint haben. In der Nacht aber gab er den erschöpften Truppen den Befehl zum Abzug und Brüssel war frei.

In diesen und den nächstfolgenden Tagen wurden auch aus beinahe allen andern belgischen Städten die holländischen Besatzungen vertrieben, in Ostende, Brügge, Tournay, Mons, Namur, Ypern 2c. Ueberall erklärten sich die belgischen Soldaten für die Sache ihrer Nation und sahen sich die holländischen Truppen von einer Mehrheit des bewaffneten Volkes überwältigt, wie namentlich in der sonst starken Festung Namur. Nur Antwerpen, Maestricht, Mecheln, Dendermonde, Vanloo und die Citadelle von Gent blieben noch in der Gewalt holländischer Besatzungen.

In den Generalstaaten im Haag drang der belgische Abgeordnete von Gerlache, kurz nachdem er persönlich vom holländischen Pöbel insultirt worden war, mit einer erschütternden Rede in die bisher stummen holländischen Abgeordneten, sich auszusprechen und eine Entscheidung zu treffen, am 21. Aber erst nach dem Rückzug der Truppen von Brüssel faßten die Generalstaaten einen Entschluß und bewilligten mit 81 gegen 19 Stimmen die legislative und administrative Trennung Belgiens von Holland, am 29. September. Das Zaudern der holländischen Deputirten erklärt sich einfach aus der Rücksicht, die sie auf den König nahmen. Die

Mehrheit auch in Holland war längst für die Trennung, aber man wollte dem Könige nicht gern zuvorkommen. Jetzt hatte der König, so scheint es, die Trennung zugegeben. Aber der Beschluß kam zu spät. Die siegesstolzen Belgier nahmen jetzt keine Capitulation mehr an. Am 27. war de Potter in Brüssel angelangt und hatte sich an die Spitze der provisorischen Regierung gestellt, die sofort am 5. October die Unabhängigkeit Belgiens proklamirte, eine Commission zu Ausarbeitung einer Verfassung niedersetzte, einen Nationalcongreß nach Brüssel berief und alle Verträge, die von Belgiern (in den Generalstaaten) ohne Wissen der provisorischen Regierung etwa mit Holland eingegangen würden, im Voraus für nichtig erklärte.

An demselben Tage (5. October) rief der König alle Holländer unter die Waffen, und zeigte sich der aus Brüssel geflüchtete Prinz von Oranien in Antwerpen, um von hier aus neue Vermittlungsversuche zu machen. Um ihn hatten sich Belgier von gemäßigter Gesinnung geschaart, die mit de Potter und der beginnenden Pöbelherrschaft keineswegs einverstanden waren, namentlich der den Prinzen begleitende Gobbelschroy. Zum Pfand der Versöhnung wurde sogleich die Freilassung von Ducpetiaux verfügt. In der Proklamation, welche der Prinz erließ, kündigte er sich zuversichtlich als den bereits vom König ernannten Chef der von der holländischen getrennten belgischen Administration an und suchte den Gemäßigten Muth und Vertrauen einzuflößen, während er den Exaltirten Freiheiten in Hülle und Fülle versprach. Allein diese Proklamation wurde, sofern sie durch die Regentschaft des Prinzen die bisherige provisorische Regierung zu verdrängen beabsichtigte, von der letztern stolz abgewiesen. Die provisorische Regierung erklärte am 9., das Haus Nassau-Oranien habe durch sein letztes Verfahren gegen Belgien alles Recht auf dieses Land verwirkt und der Prinz besitze keinen Rechtstitel, als Regent aufzutreten, er könne denselben erst erwerben, wenn ihn der belgische Nationalcongreß erwähle.

Die Wahlen zum Nationalcongresse wurden vorgenommen und

erlaubten der klerikalen Partei, die weder von de Potter, noch vom Prinz etwas wollte, zum erstenmale ihr Gewicht in die Wagschaale zu legen, indem sie einen großen Einfluß auf die Wahlen übte und eine Mehrheit von gemäßigten Männern in denselben durchsetzte, die den republikanischen Gelüsten de Potters entschieden entgegentraten und, obgleich sie eben so entschieden die Trennung von Holland wollten, doch den europäischen Großmächten conservative Bürgschaften darboten und von denselben die Erlaubniß zu der beabsichtigten Trennung zu erlangen weit eher hoffen durften, als die ultraliberale Partei unter de Potter. Die besitzenden Classen, alle, die etwas zu verlieren hatten, stimmten mit der klerikalen Partei darin überein, daß die Anarchie und demokratische Bestrebungen das verkehrteste Mittel seyen, um die Großmächte günstig zu stimmen. Die Wahlen fielen daher, obgleich im Sinne nationaler Unabhängigkeit, doch so conservativ aus, daß de Potter selbst durchfiel und gar nicht in den Nationalcongreß gelangte. Dieser Sieg der gemäßigten Partei wurde vom Prinzen von Oranien mißverstanden, indem er meinte, er könne ihm zu gut kommen. Er erließ daher am 16. abermals eine Proklamation, worin er Belgien als unabhängigen Staat anerkannte, sich selbst „an die Spitze der Bewegung stellte," und die Miene annahm, als wollte er seinem Vater zum Trotz die belgische Revolution durchführen. Diese Kundgebung machte keinen andern Eindruck, als daß sie den Charakter des Prinzen schwer verdächtigte. Denn entweder war er ein ungehorsamer Sohn und Rebell, oder er handelte im geheimen Einverständniß mit seinem Vater, um die empörten Belgier einstweilen in den Zügel zu nehmen und sie später wieder auszuliefern. Die provisorische Regierung in Brüssel erklärte dem Prinzen am 18., er habe sich aller ferneren Einmischung in die belgischen Dinge zu enthalten.

An demselben Tage eröffnete der König die schnell wieder zusammenberufenen Generalstaaten im Haag und erklärte in der Thronrede, er stimme der administrativen Trennung der südlichen Provinzen zu und habe den Prinzen von Oranien beauftragt, einst-

weilen die Regierung derselben zu übernehmen. Ob er das gesagt, weil er den Prinzen wirklich beauftragt hatte, oder ob er ihn auf diese Weise nur entschuldigen wollte, um ihn vor den Holländern nicht zu compromittiren, steht dahin. Der Prinz selbst vermochte sich in Antwerpen nicht länger zu halten und kehrte nach dem Haag zurück. Man hat ihn dort am Hofe gesehen, wie er sehr niedergeschlagen schien, sein Vater ihm aber tröstend auf die Achseln klopfte. Er begab sich nachher für einige Zeit nach London, vielleicht um den Schein noch immer festzuhalten, als sey er mit seinem Vater nicht einerlei Meinung, und um sich noch eine letzte Möglichkeit in Belgien offen zu halten.

Inzwischen dauerte die kriegerische Bewegung im Lande fort. Am 17. October wurden die Holländer gezwungen, die Citadelle von Gent und Mecheln, am 21. Dendermonde zu räumen. Der intrigante van Haalen wurde vom Militär-Commando abgesetzt und General Nypels an die Spitze der belgischen Armee gestellt, der sogleich Truppen unter Oberstlieutenant Niellon nach Antwerpen sandte. Unterwegs stießen diese zweimal auf holländische Truppen und schlugen sie zurück. In der großen Handelsstadt Antwerpen selbst herrschte eine furchtbare Aufregung. Die zahlreichen Bürger und Arbeiter waren gut belgisch gesinnt, aber die Holländer unter General Chassé beherrschten die Stadt von der sehr festen Citadelle aus. Als Niellon in die Stadt einzog, kam es bald zu blutigen Straßengefechten, in denen die Holländer, an Zahl geringer, zurückgetrieben wurden. Am Ende zogen sich diese sämmtlich in die Citadelle zurück und Chassé schloß mit Niellon einen Waffenstillstand, worin jener sich verpflichtete, nicht auf die Stadt zu schießen, sofern er selbst in der Citadelle nicht angegriffen würde. Es kam darauf an, die schöne und reiche Stadt zu retten, da sie Chassé jeden Augenblick mit Bomben überschütten konnte. Nun ließ sich aber der belgische Pöbel in gewohntem Uebermuthe nicht abhalten, gegen die Citadelle und selbst gegen die im Hafen liegenden holländischen Schiffe zu feuern. Chassé begnügte sich anfangs, an den angegriffenen Punkten weiße Fahnen aufstecken zu lassen, um den

Insurgenten anzudeuten, daß sie dahin nicht schießen dürften. Allein sie kehrten sich nicht daran und verlangten, die Citadelle solle sich ergeben. Als Niellon in einer Besprechung mit Chassé diesem selbst eine so ehrenrührige Zumuthung machte, weil sich die belgischen Truppen nicht länger zurückhalten ließen, sagte Chassé: „Ihr werdet meine Antwort bald hören.“ Und kaum waren die Parlamentäre zurückgekehrt und hatten die belgischen Freischaaren den Angriff auf die Citadelle wieder begonnen, so ließ Chassé das Bombardement der Stadt beginnen und seine Antwort donnerte aus 300 Feuerschlünden ununterbrochen 7 Stunden lang. Das Feuer war hauptsächlich gegen die großen Waarenmagazine an der Schelde gerichtet, die gänzlich zusammengeschossen wurden. Man glaubte daher, es sey hierbei holländische Handelseifersucht mit im Spiele gewesen. Eine kleine holländische Flotte im Hafen unterstützte das Feuer der Citadelle und that der Stadt ebenfalls großen Schaden. Nach dieser kräftigen militärischen Belehrung wagten die belgischen Freischaaren nicht mehr weder Chassé's Ehre anzutasten, noch einen Schuß gegen die Citadelle zu thun. Das besoffene Volk wurde hier wieder nüchtern.

Noch aber spielten in andern Theilen des Landes die von Sieg und Wein berauschten blauen Blousen eine große Rolle. Der abgesetzte van Haalen stellte sich zu Mons an ihre Spitze, wo am 18. und 19. October volle Anarchie herrschte und der Pöbel plünderte. Erst am 20. gelang es, die Ordnung herzustellen und van Haalen zu verhaften, da er verdächtig war, für den Prinzen von Oranien zu wühlen. Aehnliche Excesse beging der Pöbel in denselben Tagen zu Brügge, Charleroi, Thuin, Jemappes 2c., den ärgsten aber zu Löwen, wo der holländische Major Gaillard, der frühere Stadtcommandant, eine ganze Stunde lang unter Kolbenstößen und Schlägen mit brennenden Fackeln durch die ganze Stadt geschleppt und endlich an einem frisch gepflanzten Freiheitsbaume aufgehängt wurde.

Für das Ausland lag die Bedeutung der belgischen Revolution vornehmlich in dem Umstande, daß sie eine Nachahmung der fran-

zösischen und von der liberalen, französisch gesinnten Partei ausgegangen war. Eine Wiedervereinigung Belgiens mit Frankreich war es, was die Liberalen eben so lebhaft wünschten, als die Großmächte sich dagegen stemmen mußten. Die Diplomatie entwickelte daher große Thätigkeit. Ludwig Philipp hatte die Wahl, die Liberalen in Belgien zu unterstützen, Belgien sogleich mit Frankreich zu vereinigen und der Revolution, die sich bereits durch Deutschland bis nach Polen hin verbreitet hatte, seine Waffen zu leihen, oder aber sich insgeheim mit den Großmächten abzufinden und durch geschickte Dämpfung der revolutionären Elemente in Frankreich selbst auch jene nachgemachten Revolutionen außerhalb Frankreich im Keime wieder ersticken zu helfen. Er wählte das letztere, indem er Gendebien, der ihm Belgien anbot, zurückwies, und der wichtige Dienst, den er dadurch den Großmächten leistete, war es hauptsächlich, was ihm die Anerkennung seiner Usurpation sicherte. Ludwig Philipp verpflichtete sich, Belgien nicht mit Frankreich zu vereinigen und auch die Errichtung einer Republik daselbst nicht zu dulden. Er machte aber die Großmächte darauf aufmerksam, daß auch sie gegen die Unabhängigkeit Belgiens nichts unternehmen dürften, weil er sonst der öffentlichen Meinung in Frankreich nicht mehr gebieten könne und gegen seinen Willen in den Krieg fortgerissen werden würde. Das Vernünftige dieses Bedenkens ließ sich nicht mißkennen. Rußland wollte anfangs den König Wilhelm unterstützen und nicht dulden, daß ihm Belgien entrissen werde. Aber England fand seinen Vortheil dabei, das Königreich der Niederlande zu theilen und durch die Theilung zu schwächen, denn Holland concurrirte mit seiner Marine, Belgien mit seiner Industrie; in ihrer Vereinigung waren ihm beide doppelt gefährlich. Auch sicherte sich England durch Unterstützung Ludwig Philipps einen Einfluß in Frankreich, wie es ihn vorher nie gehabt hatte. Preußen mußte fürchten, die Revolution werde sich über seine Rheinprovinzen ergießen; Oesterreich mußte Italien und Polen hüten. So wollte keiner die Last eines europäischen Krieges auf sich nehmen und sämmtliche Großmächte erklärten sich bereit, Belgiens Unabhängig-

keit unter der Bedingung zu garantiren, daß es weder an Frankreich fallen, noch eine Republik werden dürfte. Beide Theile kamen mithin darin überein, in Belgien nicht zu interveniren, weder die Großmächte, um die Souveränetät des legitimen Königs Wilhelm in Belgien herzustellen, noch Frankreich, um in Belgien für sich zu handeln. Zum erstenmale wurde das seit den großen Congressen festgestellte Princip der Legitimität verlassen und an die Stelle desselben das Princip der Nichtintervention gesetzt. Gemäß dem erstern Princip hatte Oesterreich 1821 in Italien, Frankreich 1823 in Spanien zu Gunsten der Legitimität intervenirt. Jetzt durfte das gleiche zu Gunsten der Oranischen Legitimität nicht mehr geschehen. Die Seele aller diplomatischen Unterhandlungen, welche die Zukunft Belgiens und die Haltung des Königs der Franzosen betrafen, war der alte Fürst Talleyrand, den Ludwig Philipp als seinen Gesandten nach London schickte. Hier wurde am 4. November ein Ministercongreß eröffnet, der die belgische Sache in die Hand nahm und dieselbe auch glücklich erledigte, obwohl mit vieler Mühe und nicht ohne sich selbst durch die große Menge und den sich widersprechenden Inhalt seiner Protokolle in übeln Ruf zu bringen. Neben Talleyrand saßen in diesem Congresse von Seite Englands Lord Aberdeen, von Seite Oesterreichs Fürst Esterhazy, Preußens: Herr von Bülow und Rußlands: Graf Matußzewitsch. Vor allen Dingen verpflichtete der Congreß gleich in seinem ersten Protokoll vom 4. November die Belgier und Holländer zu einem Waffenstillstande, der inzwischen den belgischen General Daine nicht abhielt, die Festung Vanloo zu überrumpeln und die holländische Besatzung gefangen zu nehmen (11. November).

Am 10. wurde der belgische National-Congreß in Brüssel eröffnet und zwar durch de Potter, weil dieser Präsident der noch bestehenden provisorischen Regierung war. Der Congreß bezeugte ihm seine Mißachtung dadurch, daß er ihm eine feierliche Begrüßung verweigerte und ihm nur zwei Deputirte entgegenschickte. Nachdem er die Eröffnungsrede gehalten, war er abgethan und wurde von der Volksgunst gänzlich verlassen. Präsident des Con-

gresses wurde Surlet de Chokier, ein reicher Gutsbesitzer und sehr gemäßigter Mann. Die Mehrheit stimmte mit ihm darüber ein, daß der Nationalcongreß fortan möglichst Hand in Hand mit dem Londoner Ministercongreß gehen müsse. Die republikanische Partei kam gar nicht auf und die französische vertheidigte die Vereinigung Belgiens mit Frankreich nur noch, um der französischen Stimme in London Nachdruck zu geben, denn man wußte wohl, Ludwig Philipp werde für sich nicht annehmen und sich darauf beschränken, Belgien von Holland unabhängig zu erhalten. Von London aus wurde den Belgiern angedeutet, ja das Großherzogthum Luxemburg delicat zu behandeln, weil dieser Theil der Niederlande allein zum deutschen Bunde gehöre und es für sie nicht rathsam sey, den deutschen Bund gegen sich aufzubringen. In allen diesen Beziehungen wurde der talentvolle junge Nothomb als glänzender Redner im Congreß der Vermittler zwischen London und Brüssel. Der Brüsseler Congreß beschloß am 18. November, Belgien sey unabhängig unter Vorbehalt der „Beziehungen Luxemburgs zum deutschen Bunde"; am 23., Belgien müsse eine Monarchie bleiben; am 24., das Haus Nassau-Oranien sey vom belgischen Throne ausgeschlossen; am 15. Dezember genehmigte er das Zweikammersystem; am 16. den von London vorgeschriebenen Waffenstillstand. Nachdem sich nun der Congreß so gefügig gezeigt hatte, erkannten die Großmächte durch das Londoner Protokoll vom 20. Dezember Belgiens Unabhängigkeit an. Das war nur die natürliche Folge der vorangegangenen Anerkennung Ludwig Philipps.

Beide Thatsachen, die Anerkennung Ludwig Philipps und Belgiens durch die Großmächte, bewiesen der Welt, daß von nun an das Interesse des Augenblicks über die Grundsätze, auf denen der Rechtsbestand der Staaten ruhte, vorwalten sollte. Die unbestrittenen Rechte der älteren Linie Bourbon und des Hauses Nassau-Oranien wurden von denen, die seither das Schiedsrichteramt in Europa versahen und die auf den vorhergegangenen europäischen Congressen das Recht der Legitimität zum unantastbaren rocher de bronze erklärt hatten, auf einmal

aufgeopfert, und dem, was sie als Unrecht, als offene Rebellion grundsätzlich verdammten, factisch nachgegeben. Diese Concession, von den s. g. drei nordischen oder absolutistischen Mächten, Rußland, Oesterreich und Preußen, den beiden constitutionellen Westmächten zugestanden, war nicht ein gewöhnliches Arrangement unter den Garanten des europäischen Gleichgewichts, sondern eine Defection im legitimen Lager, ein Sieg des revolutionären Princips über das conservative von unberechenbaren Folgen.

Da der schwergekränkte König Wilhelm das Unrecht, das man ihm anthat, nicht anerkennen wollte und, zum Angriff zu schwach, wenigstens nichts mehr von dem, was er noch hatte, fahren lassen wollte, und namentlich das zu Belgien gehörende Antwerpen und die Schelde-Schiffahrt nicht frei gab, so dauerten trotz der Protokolle die Feindseligkeiten fort, und namentlich bei Maestricht fielen am Ende des Dezember mehrere Gefechte vor, in denen die Belgier vom General Mellinet, einem Franzosen, befehligt waren. Auch hielten die Belgier das Großherzogthum Luxemburg besetzt, mit Ausnahme der Stadt Luxemburg, die als deutsche Bundesfestung eine preußische Garnison hatte. Die Belgier hofften, diese wichtige Provinz behalten zu dürfen. Zunächst aber galt sie ihnen als Pfand. Neue Protokolle aus London bestimmten für Holland die Grenzen, die es 1790 besessen hatte, gaben ihm aber Luxemburg dazu und verpflichteten Belgien, einen Theil der holländischen Staatsschuld zu übernehmen (20. und 27. Januar 1831). Damit erklärte sich König Wilhelm zufrieden, aber der Brüsseler Nationalcongreß protestirte dagegen am 1. Februar und wollte Luxemburg nicht herausgeben, weshalb nun Holland auch Antwerpen nicht herausgab. Der Versuch einer Contrerevolution, den Gregoire in Gent machte, wurde am 3. Februar unterdrückt. An demselben Tage sprengte sich der junge holländische Lieutenant van Spyck auf der Schelde bei Antwerpen mit seinem Kanonenboote heldenmüthig in die Luft, weil es zufällig den Belgiern so nahe gekommen war, daß er es nicht mehr retten konnte.

Der belgische Congreß votirte am 7. Februar die neue Repräsentativverfassung mit einem Könige und zwei Kammern; ungleich schwerer war die Wahl des Königs, aber fast noch dringender. Ein vom Ministercongreß in London anerkannter König gab dem Lande ohne Zweifel die beste Bürgschaft der Ruhe im Innern und der Sicherheit nach außen. Aber die Wahl war heikel, weil sich zu viele Interessen entgegentraten. Die Belgier selbst wünschten den Herzog von Leuchtenberg, einen Franzosen und Katholiken, ein Kind der Revolution und zugleich legitim. Aber als einen Napoleoniden würde ihn Frankreich nie geduldet haben. Als zweiter Candidat wurde der Herzog von Nemours, zweiter Sohn Ludwig Philipps, aufgestellt. Das war aber nur eine Demonstration. Ludwig Philipp wußte wohl, daß er sich in einen ungleichen Krieg mit allen europäischen Mächten verwickeln würde, wenn er seinem Sohne Belgien geben wollte. Er hatte sich auch schon zur Nichtannahme verpflichtet; allein der belgische Congreß wählte am 3. Febr. den jungen Nemours dennoch zum Könige, nur damit Ludwig Philipp Gelegenheit bekam, vor ganz Europa seine Großmuthsrolle zu spielen. Als eine feierliche Deputation der Belgier nach Paris kam, lehnte Ludwig Philipp am 17. Februar die belgische Krone für seinen Sohn ab, tröstete aber die Belgier, er werde sie gegen jeden Feind vertheidigen. Bei diesem Mißlingen der Königswahl wagte de Potter in Brüssel, an der Spitze eines republikanischen Clubs, noch einmal sich zu rühren, wurde aber mit Vorwürfen und Beschimpfungen bedeckt und gezwungen, nach Paris zu flüchten. Auch den Stelzfuß verfolgte jetzt derselbe Pöbel, der ihn früher vergöttert hatte.

Am 24. Februar wurde Surlet de Chokier zum Regenten Belgiens erwählt, bis eine neue Königswahl vollendet seyn würde. Von London aus drang man in die Belgier, den Herzog Leopold von Sachsen-Coburg zu wählen, den Wittwer der englischen Prinzessin Charlotte, einen in England sehr angesehenen Prinzen voll Verstand und Mäßigung. Allein er war Protestant und schien nur einen englischen Statthalter, wo nicht gar einen Vertreter der

nordischen Mächte in Belgien vorstellen zu sollen. Man hörte im belgischen Congresse sehr leidenschaftliche Reden. Als die Londoner Conferenz in einem Protokoll vom 17. April den Belgiern zumuthete, die im Jahr 1815 als Schutzwehr gegen Frankreich auf Kosten der Alliirten erbauten Festungen zu schleifen, brach großer Unmuth aus. Mit Recht bemerkte Raubaulx, diese Festungen seyen von dem Augenblicke an, in welchem Belgien unabhängig geworden, nicht mehr ein Damm gegen, sondern für Frankreich und indem Ludwig Philipp zur Schleifung der Festungen seine Zustimmung gebe, opfre derselbe nicht nur das Interesse Belgiens, sondern auch Frankreichs auf und verrathe die Sache der Freiheit an die h. Allianz. In dieser Zwischenzeit wurde wieder viel und eifrig für den Prinzen von Oranien gewirkt. Da derselbe nämlich in London gegen Leopolds hier übermächtigen Einfluß nichts hatte ausrichten können, kam er am 21. März nach Holland zurück und ließ seine Anhänger in Belgien die äußersten Anstrengungen machen, um zum König ausgerufen zu werden. Die ihm ergebenen belgischen Generale Nypels und Vandersmissen suchten die belgische Armee, die vor Antwerpen lag, zu verführen, scheiterten aber an der Entschlossenheit des Obersten Coitin. Anderweitige kleine Demonstrationen zu Gunsten des Prinzen von Oranien endeten noch kläglicher. Da sich aber unter den Belgiern eben so wenig Sympathieen für den Prinzen Leopold zu erkennen gaben, deutete man von London dem Brüsseler Congresse an, wenn er nicht einen König wähle, der in London genehm wäre, so dürfe er auch nicht darauf rechnen, daß die Conferenz fernerhin die belgischen Interessen fördern werde. Dadurch wurde nun der Congreß bewogen, am 4. Juni Leopold zum König der Belgier zu wählen, mit 152 gegen 44 Stimmen. Dieser Wahl folgte ein Londoner Protokoll vom 27. Juni, worin 18 Artikel festgesetzt waren, welche Belgien auf Kosten Hollands begünstigten. Sie abstrahirten nämlich von einer Theilung der holländischen Schuld, sie sprachen Holland Maestricht ab, forderten die Räumung Antwerpens seitens der Holländer und duldeten dagegen den status quo in Luxemburg.

Leopold hatte die belgische Krone gar nicht annehmen wollen, außer unter so günstigen Bedingungen, die er den Belgiern gleichsam als Gastgeschenk mitbrachte. Aber König Wilhelm und die Generalstaaten im Haag protestirten energisch gegen diese 18 Artikel und als ihre Protestation in London ankam, erklärten der russische, österreichische und preußische Minister, unter diesen Umständen müßten sie einstweilen Leopolds Anerkennung aufschieben. Gleichwohl begab sich Leopold, indem es ihm an Englands und Frankreichs Schutz allein genügte, und nachdem der belgische Congreß die 18 Artikel angenommen hatte, am 16. Juli nach dem Festlande, landete zu Ostende, wurde überall unterwegs mit lautem Jubel empfangen und hielt am 21. seinen feierlichen Einzug in Brüssel. Der Regent empfing ihn an der Spitze des Congresses und der König beschwor die neugemachte Verfassung. Einige Deputirte von der Opposition affectirten bei dieser Feierlichkeit einen groben Cynismus, allein die ungeheure Mehrheit im Congresse und Volke war dem Prinzen aufrichtig ergeben, weil von ihm allein die Unabhängigkeit und der Friede des Landes erhalten werden konnte.

Der König blieb bis zum 28. in Brüssel und unternahm dann eine Rundreise durch das Land, um überall persönlich die Herzen zu gewinnen. Alle Städte bereiteten ihm Freudenfeste und es schien, als ob das ganze Land eine große Hochzeit feiere. Aber mitten unter den Festen in Lüttich, am 1. August, schreckte den König und die froh bewegte Volksmasse wie ein Donnerschlag die Nachricht, eine zahlreiche holländische Armee sey in die Grenzen eingebrochen. Der König Wilhelm hatte wirklich dem Treiben in London und Brüssel grollend zugesehen, unvermerkt seine Armee verstärkt, plötzlich am 31. Juli den Waffenstillstand aufgekündigt und seine Truppen in Belgien einrücken lassen. Die Belgier waren auf nichts weniger gefaßt und um so entsetzlicher überrascht, als sich trotz alles bisherigen Siegesjubels ihre Armee in einem kläglichen Zustande befand. Das Volk hatte in Brüssel unter dem Schutze der Häuser und Barrikaden siegen, die kleinen holländischen Be-

satzungen in den Festungen hatten durch den Abfall der belgischen Truppen entwaffnet werden können. Aber nicht die bebandirte belgische Armee und noch viel weniger die Blousen waren im Stande, im offenen Felde einem energischen Angriffe disciplinirter Truppen zu widerstehen, und die Regentschaft hatte das Heerwesen versäumt, in der sichern Erwartung, die Großmächte würden den Waffenstillstand nicht brechen lassen, weshalb die Sorge für das Heer dem künftigen Könige vorbehalten bleiben könne. An der Spitze des holländischen Heeres befand sich der Prinz von Oranien, welcher jedoch ausdrücklich erklärte, er komme nicht, um Belgien wiederzuerobern, sondern nur, um andere Bedingungen für Holland zu erkämpfen, als in den 18 Artikeln enthalten seyen.

Der Prinz von Oranien rückte mit der Hauptarmee gegen Lüttich, er stieß am 3. August zuerst auf den belgischen General Niellon, den er bei Turnhout über den Haufen warf, und am 8. auf den die größere Hälfte der belgischen Armee commandirenden General Daine, den er bei Hasselt in die Flanke nahm und gleichfalls schlug. Ein kleinerer Theil der holländischen Armee wandte sich nach Antwerpen, verstärkte den General Chassé, besetzte den Capitalendamm, durchstach ihn, überschwemmte dadurch einen schönen Theil von Flandern und drängte die damals vom General Tiecke hier befehligten Belgier zurück. König Leopold hatte Lüttich augenblicklich verlassen und sich in Tieckes Lager begeben, weil ihm am meisten an Antwerpen lag. Da sich inzwischen Chassé durch den französischen General Beliard und durch den englischen Lord Abercromby, die zu diesem Zwecke eigens an ihn abgeschickt wurden, für die Schonung der Stadt hatte verantwortlich machen lassen, war Leopold auf dieser Seite beruhigt und zog mit den Truppen Tieckes dem General Daine zu Hülfe. Aber schon war Daine geschlagen und Herzog Bernhard von Weimar, den König Wilhelm zu seinem Statthalter in Luxemburg bestimmt hatte, warf sich von Namur aus zwischen Brüssel und Löwen, und schnitt den neuen König Belgiens von seiner Hauptstadt ab, während gegen diesen selbst sein erbittertster Gegner, der Prinz von Oranien, mit über=

legenen Streitkräften heranrückte. Bei Tirlemont stießen beide Nebenbuhler um die belgische Krone auf einander, am 11. August. Der linke Flügel der Belgier unter Niellon war durch 10,000 Mann Nationalgarden und Blousenmänner unter General Köckelberg verstärkt worden, diese Helden liefen aber beim ersten kräftigen Angriff der Holländer davon. Die meisten warfen die Waffen weg. Viele Flüchtige legten auch die Uniformen und schnitten sich die Schnurrbärte ab, um als Civilisten zu entkommen. Ihre Angst war zum Theil dadurch motivirt, daß man ausgesprengt hatte, man habe keine wirklichen Holländer, sondern in holländische Uniformen verkleidete Preußen vor sich, deren Tapferkeit man in Belgien von 1815 her kannte. Aber auch diese Erklärung kann die Schmach nicht entschuldigen, mit der sich „die glorreiche Nationalblouse" bei Tirlemont bedeckte, übrigens eine wohlverdiente Beschämung der vorherigen Prahlerei. Nur einige Compagnien der Brüsseler Nationalgarde hielten Stand, waren aber zu schwach, dem Sturme der Holländer zu widerstehen, die in der Verfolgung Köckelbergs zwischen Niellon und Clumpp, welcher den rechten belgischen Flügel befehligte, eindrangen und nun auch diese schlugen. Die ganze Masse der Flüchtigen warf sich in die Stadt Löwen. Der Deputirte Gendebien ritt durch die Straßen und forderte dringend zum Bau von Barrikaden auf. Mittelst solcher und der vielen tausend Bewaffneten, die hier beisammen waren, hätte sich die Stadt allerdings, wenigstens so gut wie früher Brüssel, halten können; aber ein panischer Schrecken hatte alles verwirrt. Der beschämte und erzürnte König wollte an der Spitze der Reiterei einen Ausfall machen, gab aber besonneneren Vorstellungen Gehör und floh nach Mecheln, ehe ihn die Holländer abschneiden konnten. Wirklich warfen die Holländer schon Kugeln in die Stadt und umringten sie von drei Seiten. Sie kapitulirte.

In dem Augenblicke aber, in welchem der Prinz von Oranien seinen Sieg weiter verfolgen und nach Brüssel ziehen wollte, empfing er die Nachricht, ein französisches Heer, welches schon seit einiger Zeit an die Grenzen herangezogen worden war, sey in

Belgien eingerückt, um ihn zu vertreiben. Ludwig Philipp konnte in der That unmöglich zugeben, seinen überwiegenden Einfluß auf die Schicksale Belgiens durch einen Handstreich der Holländer zu verlieren, und da es galt, rasch zu seyn, wartete er die Zustimmung der Londoner Conferenz nicht ab, sondern befahl den Einmarsch seiner Truppen. Talleyrand, Ludwig Philipps Gesandter in London, übte damals eine seiner vielen Taschenspielerkünste, indem er bei der ersten Nachricht von der Kühnheit der Holländer das englische Ministerium bewog, eine Note zu unterzeichnen, die dem König der Franzosen erlaubte, gegen die Holländer in Belgien einzuschreiten. Allein die Franzosen standen schon in Belgien, bevor diese Note in Paris anlangte. Das französische Heer bestand aus 50,000 Mann und war vom Marschall Gérard befehligt, auch von den beiden ältesten Söhnen des Königs begleitet, zum Beweise, daß Ludwig Philipp das Verfahren des Königs von Holland als persönliche Beleidigung aufnehme. Die belgischen Festungen: Ath, Mons, Charleroi, Namur öffneten den Franzosen die Thore. Auch eine englische Flotte unter Codrington fuhr nach der Schelde und die französisch-englischen Unterhändler Beliard und Adair begaben sich ins holländische Lager. Der Prinz von Oranien wollte es auf einen Kampf nicht ankommen lassen und nahm bereits am 12. Aug. einen Waffenstillstand an. Die Holländer zogen sich zurück, das französische Heer und die englische Flotte ebenfalls, und alles war wieder auf dem alten Fuße.

Allein Holland erreichte dennoch, was es gewollt hatte, nämlich günstigere Bedingungen von Seiten der Londoner Conferenz. Wenn man damals vermuthete, die Conferenz habe den König Leopold absichtlich in diese Lage gerathen lassen, um ihm die früher gemachten Versprechungen nicht halten zu dürfen, so ging dieser Argwohn zu weit. England und Frankreich gaben dem König von Holland auf Kosten Belgiens nur deshalb wieder nach, weil sie nur auf diese Weise die drei nordischen Mächte befriedigen konnten. Oesterreich und Preußen sahen dem Siege des revolutionären Princips in Belgien wie in Frankreich nur ungern zu und setzten da-

mals den deutschen Bund in Bewegung, der in einem Protokolle vom 11. August dem Commandanten der Bundesfestung Luxemburg befahl, die belgischen Behörden im Großherzogthume nicht anzuerkennen. Das Hauptgewicht der Entscheidung aber lag wie immer in Rußland, dem die deutschen Mächte Folge zu leisten schon gewohnt waren. Nun war damals Kaiser Nicolaus eben im Begriffe, mit überlegenen Streitkräften die gegen ihn in Polen ausgebrochene Revolution zu überwältigen. Der Fall Warschaus war jeden Tag zu gewärtigen, Preußen stand ganz auf Seite Rußlands, und in kurzem konnten preußische und russische Heere nöthigenfalls die Holländer unterstützen. Um nun einen großen europäischen Krieg zu vermeiden, zogen es die Westmächte vor, dem König von Holland die von Rußland bevorworteten besseren Bedingungen zu gewähren; König Leopold war ja doch zu schwach, als daß er sich nicht alles hätte gefallen lassen müssen. Auf der andern Seite wollte auch Kaiser Nicolaus nicht weiter gehen und gab seine ursprüngliche Absicht, den König von Holland in seinem Rechte auf Belgien zu schützen, unter der Bedingung auf, daß die Westmächte ihm gestatteten, mit Polen zu verfahren, wie er wollte, ja selbst die europäischen Verträge zu brechen, die dem Königreiche Polen seine nationale Selbständigkeit und Verfassung garantirt hatten.

Am 8. September kapitulirte Warschau und am 15. October änderte die Londoner Conferenz in einem neuen Protokolle die bekannten 18 Artikel in 24 andere ab, welche Holland günstig waren. Und zwar sollte Belgien einen Theil von Luxemburg und Limburg verlieren und von der holländischen Staatsschuld eine jährliche Rente von 8,400,000 Gulden übernehmen. Man kann sich denken, wie unzufrieden die Belgier mit dieser Umänderung waren, und doch besaßen weder der König, noch die Stände Mittel, das Unvermeidliche abzuweisen. Nur der König von Holland nahm die 24 Artikel nicht an, obgleich sie nur ihm günstig waren. Nach dem Falle von Warschau scheint er gehofft zu haben, mit Hülfe der nordischen Mächte am Ende doch noch ganz Belgien wieder zu gewinnen, weshalb er den Ausgang verzögerte. Die Conferenz sprach nun aber

am 15. November definitiv die Anerkennung des Königreichs Belgien aus und drohte Holland, wenn es die 24 Artikel nicht annehme. Nur Rußland nahm in dieser Sache eine Sonderstellung und hielt seine Anerkennung Belgiens auf so lange zurück, als der König von Holland nicht zugestimmt haben würde. Aber gerade erst auf diesen mächtigen Schutz Rußlands sich stützend, erklärte König Wilhelm am 13. Dezember, er protestire feierlich gegen das Protokoll vom 15. November. Zu einer Feindseligkeit kam es zunächst nicht mehr, desto thätiger war die Diplomatie. Graf Orlow kam aus Petersburg nach London, Pozzo di Borgo von Paris, Lord Durham von London nach Petersburg. Man glich vollends die belgische mit der polnischen Sache aus. Der Abschluß wurde dadurch verzögert, daß die Tories in London den Versuch machten, das damalige Whigministerium Grey zu stürzen und den Herzog von Wellington wieder an die Spitze der Geschäfte zu bringen. Wäre dieß gelungen, so hätte sich England mehr von Frankreich ab und Rußland zugewendet. Dann würde Ludwig Philipp isolirt und Belgien wahrscheinlich wieder mit Holland vereinigt worden seyn. Das Zünglein der europäischen Waage zuckte damals in London. Aber Volk und Presse in England zeigten sich so entschieden für die drei Farben in Paris und Brüssel, daß die Lords eine Aenderung des Ministeriums nicht wagten. In Folge dessen ratificirte nun auch Kaiser Nicolaus endlich am 4. Mai 1832 das Protokoll vom 15. November und überließ Holland seinem Schicksale, wofür ihm als Gegengunst die Vernichtung aller polnischen Freiheiten gestattet wurde.

Aber die Holländer trotzten immer noch. Sie überfielen im Frühjahre Therntorn, den belgischen Gouverneur von Luxemburg, einen ganz achtbaren Mann, hinterrücks auf einer Geschäftsreise und schleppten ihn unter Mißhandlungen gefangen fort, angeblich als Repressalie für die Gefangennehmung eines holländischen Freischärlers in Belgien, eines gewissen Torago, der sich wie ein Räuber aufgeführt hatte.

Die großen Mächte waren nun aber in der belgischen Frage

einig, und vierzehn Tage nach der russischen Ratification des Londoner Protokolls kam König Leopold mit Ludwig Philipp zu Compiegne zusammen und warb um dessen älteste Tochter Louise, am 18. Mai. Die Hochzeit erfolgte am 9. August, ebenfalls zu Compiegne, aber nicht in der Kathedrale, sondern in der kleinen Schloßkapelle; denn weil Leopold Protestant war, gaben die Bischöfe ihre Kirchen zum Ceremoniell der Vermählung nicht her. Namentlich hatte der Erzbischof von Paris die Kathedrale der Hauptstadt für die Trauung verweigert. Die katholische Partei in Belgien selbst beruhigte König Leopold durch die Erklärung, seine Kinder sollten katholisch erzogen werden.

Da die Großmächte einig waren, wurde man auch mit Holland fertig. Die Londoner Conferenz kündigte dem König Wilhelm Zwangsmaßregeln an, wenn er nicht nachgebe. Die Engländer legten Embargo auf die holländischen Schiffe und ein französisches Heer setzte sich abermals in Bewegung, um die Holländer aus Antwerpen zu vertreiben. Von den Großmächten zeigte nur Preußen wegen dieser Maßregeln einige Sorge und ließ durch den General von Borstell in den Rheinprovinzen Rüstungen vornehmen, um nur für alle Fälle die Grenze zu schützen und im Interesse Rußlands darüber zu wachen, daß Frankreich einen neuen Sieg nicht mißbrauche. Da der König von Holland aufs hartnäckigste erklärte, er werde nur der Gewalt weichen, so begann am 6. November eine englische Flotte unter Admiral Malkolm die holländischen Küsten zu blokiren, und überschritt abermals ein französisches Heer unter Marschall Gérard am 14. die belgische Grenze und begann die Belagerung von Antwerpen. Das war ein ziemlich sonderbarer Krieg. Der König von Holland verhielt sich passiv, griff die Franzosen nicht an und befahl nur dem General Chassé, die Citadelle von Antwerpen zu vertheidigen. Andererseits machten auch die Franzosen keinen anderweitigen Angriff auf Holland, sondern beschränkten sich auf die Belagerung Antwerpens, die sie auch gleichsam nur wie eine Schulübung vornahmen. Die Herzoge von Orleans und Nemours waren dabei und mit ihnen alle

jungen Eleven des Genie-Corps und der Artillerie, um ihnen eine Belagerung zu zeigen, die nach allen Regeln der Kriegskunst und unter Anwendung alter und neuer Methoden begonnen und vollendet wurde. General Haro, der unter Gérard die Belagerung leitete, hätte mit der Citadelle viel schneller fertig werden können, zog aber ein langsames Verfahren vor, um jenen Eleven die gehörige Zeit zum Studium zu lassen. Auch durfte niemand sagen, es sey Krieg. Die Belagerung hieß nur eine „Maßregel," und selbst die Gefangenen durften nicht Kriegsgefangene benannt werden, sondern hießen nur: „in Folge der zur Herstellung des Tractats vom 15. November angewandten Zwangsmaßregeln Festgenommene." Die Todten aber, welche dieser Comödie zum Opfer fielen, waren wirklich todt. Chassé wehrte sich mit gewohntem Muthe und capitulirte nicht eher, als bis seine Citadelle in Schutt verwandelt war, am 23. Dezember. Dem angenommenen Systeme getreu, weigerte sich aber König Wilhelm, die Capitulation anzuerkennen und die in die Capitulation eingeschlossenen, aber noch nicht übergebenen Forts Lillo und Lieffenshoek auszuliefern. Er legte den größten Werth darauf, vor aller Welt zu beweisen, daß er gezwungen werde, seinen Rechten zu entsagen, und daß es nicht Charakterschwäche sey, wenn er endlich das Unabänderliche geschehen lasse. Durch den Embargo und die Blokade belästigt, mußte König Wilhelm wirklich dem Wunsche des Handelstandes nachgeben und sich den englisch-französischen Forderungen fügen. Am 21. Mai kam ein Präliminar-Vertrag zu Stande, durch welchen der Embargo aufgehoben, jede weitere Feindseligkeit eingestellt, die Grenze, nachdem Antwerpen mit Belgien vereinigt war und auch die oben genannten beiden Forts, welche die Schelde beherrschten, an Belgien ausgeliefert worden waren, einstweilen belassen, gegenseitige Auslieferung der Gefangenen verfügt und alles Uebrige einem erst künftig abzuschließenden Definitiv-Vertrage vorbehalten wurde. Dieser Definitiv-Vertrag ließ aber noch bis zum 22. Januar 1839 auf sich warten, denn erst damals bequemte sich Holland, die 24 Artikel anzunehmen.

König Leopold in Belgien hatte seit dem Jahr 1833 Ruhe und entließ einen großen Theil seines Heeres. Die gemeinsame Gefahr hatte ihn mit den Ständen und dem Volke rascher verbunden, als die Gegner gewünscht hatten. Mit großer Einsicht richtete er nunmehr seine Aufmerksamkeit auf den durch die Revolution materiell zerrütteten Zustand Belgiens, wobei ihn besonders sein Minister Nothomb unterstützte. Die Regierung begann die gewerbreichen Städte Belgiens damals durch ein Netz von Eisenbahnen zu verbinden und durch diese Erleichterung des Verkehrs die belgische Industrie in einen neuen und fabelhaften Schwung zu bringen. Inzwischen wurde dadurch mancherlei Parteiung im Innern doch nicht verhindert. Die beiden Parteien, deren Vereinigung das holländische Regiment gestürzt hatte, trennten sich nach dem Siege. In der klerikalen Partei fand damals der französische Priester Lamennais vielen Anhang, sofern er die frühere enge Verbindung der Priesterpartei mit den belgischen Liberalen auf das ganze Gebiet der römischen Kirche ausdehnen, das Papstthum democratisiren, die Hierarchie auf der Seite des Volkes zum Kampf gegen die Throne führen wollte. Allein diese exaltirte Partei blieb in Belgien, wie überall, in der Minderheit, zumal auch der Papst sie verdammte. Die ganze klerikale Partei fand indeß von nun an einen mächtigen und systematisch operirenden Gegner im Freimaurer-Orden. Als der Episcopat im Jahre 1837 den Freimaurern die Absolution verweigerte, erregte diese Maßregel große Unzufriedenheit und nützte dem Orden mehr, als sie ihm schadete; denn gleich nach jenem Erlasse trat ein General-Adjutant des Königs mit Ostentation in den Orden ein, und man erfuhr, der König selbst gehöre dem Orden an. Eine kleine Partei in Belgien, um den edlen Willems geschaart, fuhr fort, für das Recht und die Ehre der vlämischen Sprache zu wirken und geistigen Verkehr mit Deutschland einzuleiten, aber sie blieben zurückgesetzt. Die Strömung des Geistes in Belgien blieb eine französische.

Elftes Buch.

Die polnische Revolution.

Auf dem weiten russischen Gebiete herrschte im Jahr 1830 tiefer Frieden, nur im Kaukasus hörte der Grenzkrieg mit den Tscherkessen nicht auf. Am 15. Juni erlebte die Stadt Sebastopol in der Krim einen furchtbaren Aufruhr, in welchem der General Stollypin und mehrere andere hohe Beamte ermordet wurden, weil sie im Hafen eine pedantische und höchst lästige Quarantaine gegen die Pest aufrecht erhielten, während die noch auf türkischem Boden stationirten russischen Truppen ungehindert von dort die Pest einschleppten. Zu dieser gemeinen orientalischen Pest, die von Süden kam, gesellte sich in demselben Jahre noch die von Osten aus China eingeschleppte Cholera, welche furchtbare Verheerungen auf russischem Boden anrichtete. Kaiser Nicolaus begab sich selbst nach Moskau, um durch seine Anwesenheit das erschreckte und aufgeregte Volk zu beruhigen. Man rühmt, wie unerschrocken er in alle Spitäler gegangen sey.

Auch in Polen herrschte die tiefste Ruhe. Im vorigen Jahre

(1829) war Kaiser Nicolaus nach Warschau gekommen, um sich daselbst feierlich zum König von Polen krönen zu lassen. Im laufenden Jahre war der Reichstag beisammen, aber nur, um 6 Mill. Gulden zu einem Denkmal für den Kaiser Alexander zu bewilligen. Das Königreich hatte seine scheinbare Unabhängigkeit behalten, allein die russische Regierung hatte es mit Einhaltung der Verfassungsparagraphen keineswegs genau genommen. Und wie konnte es anders seyn? Das Königreich Polen und seine Verfassung war, wie fast alles, was am Wiener Congreß geschaffen worden ist, eine Unnatur. Es verdiente den Namen Polen kaum, weil es nur noch einen kleinen Rest des alten polnischen Reichs enthielt, und eben so wenig den Namen Königreich, denn es war doch nur eine russische Statthalterschaft. Indem man ihm im Namen Polen nur den Schein der Unabhängigkeit ließ, provocirte man dadurch nur ein unfruchtbares Gelüste nach Wiederherstellung von ganz Polen und voller nationaler Unabhängigkeit. Die Verfassung aber, welche Kaiser Alexander der französischen Charte nachgebildet hatte (jedoch mit Ausnahme der Geschwornengerichte), paßte nicht einmal für die Polen selbst, geschweige für den selbstherrschenden Kaiser. Es gab in Polen nur einen bis zum Uebermuth stolzen und immer uneinigen Adel neben sehr tief stehenden leibeigenen Bauern; dazwischen befand sich kein achtbarer Bürgerstand, sondern nur ein Geschmeiß von schmutzigen Juden, das dem Adel das Schuldenmachen und die Lüderlichkeit, dem Bauer das Branntweintrinken erleichterte, für beide nur ein fressender Krebsschaden. Für solche Zustände paßt keine Constitution, die ein bürgerliches Rechtsvolk voraussetzt. Aber der russische Kaiser hätte sich, auch wenn das Volk besser zu einer Constitution getaugt hätte, an sie nicht binden können. Die absolute Gewalt ist für ihn unerläßlich, er kann sie sich auch theilweise nicht abdingen lassen, noch weniger die ihm gehorsamen Provinzen anstecken lassen durch die constitutionelle Berechtigung einer andern Provinz zum Ungehorsam.

Die polnische Verfassung konnte daher nicht eingehalten werden. Ihr zum Trotze mußten russische Truppen in Polen verpflegt

werden, richteten und straften Militärcommissionen, waren die Sitzungen des Reichstags nicht öffentlich, war dem Reichstag jede Cognition eines Budgets entzogen, waren viele Russen in Polen angestellt, war die gesetzliche Preßfreiheit eine Illusion, und wurde noch insbesondere vom Statthalter des Königreichs, dem Großfürsten Constantin, jede persönliche Willkür geübt. Der Großfürst, schon durch seine mongolische Physiognomie auffallend verschieden von seinem schönen Bruder Nicolaus, hatte auch scythische Launen und genirte sich nicht, vornehme Polen und selbst Offiziere körperlich zu mißhandeln. Im Jahre 1825 ließ er den edlen Landboten Niemojowsky durch Gensdarmen aus dem Reichstage hinauswerfen und gefesselt auf seine Güter abführen, wo er verbannt blieb. Vor allem aber machte er sich bei der militärischen Jugend verhaßt durch die Strenge, womit er den russischen Gamaschendienst auch in Polen durchführte. Kaiser Nicolaus selbst, der auch die Civilverwaltung auf militärischen Fuß setzte, liebte rings um sich Dressur und den pünktlichsten Gehorsam. In Rußland war es die höchste Aufgabe für das Kriegsministerium, aus den Soldaten Maschinen zu machen, die sich auf Commando gleichförmig bewegten, daß in der Linie kein Fuß nur um einen halben Zoll vor den andern gesetzt werden durfte und daß man diese Gradlinigkeit der Front sogar von den Hufen der Pferde erstrebte. Es schien, als ob die ganze Armee nur für die Parade geschaffen sey. Dabei wurde der gemeine Soldat furchtbar mißhandelt und durch die Habgier seiner Obern um die nöthige Pflege betrogen, so daß er halb verhungerte. Kein Negersklave war so hart gehalten. Der Sklavensinn des Gemeinen wurde auch den Offizieren zugemuthet. In der russischen Armee durfte der höhere Offizier ohne Anstand den niedern prügeln. Vom germanischen und romanischen Ehrgefühl war da keine Spur. Der polnische Adel aber, der dieses Gefühl des gebildeten Westens theilt, konnte sich in die mongolische Barbarei nicht finden. Schon 1819 tödteten sich mehrere edle Polen, weil sie von hoher russischer Hand mißhandelt worden waren, ohne eine Genugthuung finden zu können.

Dem Civilstande war in Polen die russische Polizei und Spionage am lästigsten. Dem heißblütigen, aber harmlosen, munteren und redseligen Polen konnte nichts widerwärtiger seyn, als die russische Maulsperre, die Gefahr, bei jedem unbefangenen Worte belauert und wegen eines solchen Wortes plötzlich in den Kerker oder nach Sibirien geschleppt zu werden, ein Verfahren, welches sich die russische Polizei in Warschau sehr angelegen seyn ließ. Der polnische Adel hatte sich von jeher in einer anarchischen Freiheit gefallen, jetzt war er gebeugt unter das russische System. In Rußland regiert die Furcht allein. Sich fürchten müssen, ist die erste Unterthanenpflicht. Gerade das, was den Polen am unleidlichsten war. Daher die reiche Ernte der russischen Polizei. Rozniecki, Chef der Polizei unter der Oberleitung des russischen Staatsrath Nowosilzow, der eigentlich für Constantin regierte, wurde der schändlichsten Arglist, womit er die unvorsichtigen Polen und Polinnen einfing, und einer qualvollen Behandlung derselben beschuldigt.

Ein nicht geringer Uebelstand für Polen war ferner die Grenzsperre. Schon Kaiser Alexander hatte sie nach dem großen Kriege verfügt, um Rußlands Industrie zu heben. Diese Zollgrenzen aber engten am meisten das weitvorgeschobene Grenzland Polen ein und hemmten seinen Verkehr mit dem Auslande. Unter Nicolaus wurde die Absperrung vollends auf allen geistigen Verkehr ausgedehnt. Die strengste Censur überwachte und verhinderte die Einführung von Büchern und Zeitungen. In gleichem Maaß steigerte sich auch die Strenge des Paßsystems. Reisen von Fremden in Rußland, wie auch Reisen der Russen und Polen ins Ausland wurden immer mehr erschwert.

Schon im Jahre 1822 wurde eine Verschwörung in Polen entdeckt, in der sich eine Fernwirkung der spanischen und italienischen Revolution verrieth. Aber so geheim, wie die Verschwörung, blieb auch der Proceß. Man hörte nur von zahlreichen Verhaftungen edler Polen. Im Jahre 1826 erfolgten einige Freilassungen. Zwei Jahre später verstand sich ein junger Gardelieutenant in

Warschau, Wysocki, mit andern jungen Leuten, sonderlich den Unterfähndrichen, um irgend eine That zu vollführen, wodurch Polen seine Unabhängigkeit wieder erlangen könnte. Im Mai 1829 kam Kaiser Nicolaus nach Warschau. Bei diesem Anlasse sollte er ermordet werden, aber die Verschworenen verloren den Muth.

Erst nach der Julirevolution wurde dieser Muth wieder belebt und erst im Vertrauen auf Frankreichs Hülfe schritten die Polen zur That. Da von den Julitagen in Paris bis zum Aufstande in Warschau vier volle Monate vergingen, dürften nicht blos die genannten jungen Leute um das Geheimniß gewußt und die polnische Revolution vorbereitet haben. Kaiser Nicolaus hatte in der ersten Zeit nach den Julitagen kriegerische Entschlüsse gefaßt, große Rüstungen vorgenommen und das polnische Armeecorps, sowie in zweiter Linie das lithauische, zur Avantgarde des großen Heeres bestimmt, womit er die Revolution bekämpft haben würde, wenn sie sich von Frankreich aus weiter verbreitet, wenn Ludwig Philipp sie nicht gleich anfangs wieder gedämpft hätte. Die höheren russischen Offiziere sprachen ganz offen von einem Spaziergange nach Paris. Nichts war natürlicher, als daß der Versuch gemacht wurde, damals die polnische Avantgarde, deren franzosenfreundliche und russenfeindliche Stimmung man kannte, gegen das russische Centrum selbst umzukehren und den kriegslustigen Kaiser Nicolaus innerhalb seiner eigenen Grenzen aufzuhalten. Auch ohne die Absicht zu haben, den Polen wirklich zur Unabhängigkeit zu verhelfen, mußten Frankreich und England bei den Unterhandlungen einen großen Vorrang gewinnen, wenn Rußland mit sich selbst beschäftigt wurde und sein Votum an Nachdruck verlor. Inzwischen lag die Ausführung des Complotts ganz in der Hand der jungen Leute. In und zunächst um Warschau lagen an Truppen 7000 Russen und 10,000 Polen. Großfürst Constantin bewohnte, sorglos wie immer, den Palast Belvedere außerhalb der Stadt, ohne besondere Bewachung. Die Verschworenen hielten es also für leicht, ihn dort zu überfallen und dann mittelst der polnischen Regimenter die Russen über den Haufen zu werfen. Der Zustimmung des ganzen Lan-

des waren sie sicher. Ließ sich auch die lithauische Armee vom gleichen Russenhaß anstecken, so war man stark genug, den Russen zu widerstehen und das ganze alte Polen wieder herzustellen. Dieß war der Plan.

Am 29. November 1830 begaben sich in der Dämmerung zwanzig Studenten und Unterfähndriche, von Nabielak, einem Journalisten, angeführt, unbemerkt nach dem Belvedere, stürzten hinein, tödteten den General Gendre und den Vicepräsidenten Lubowicki, die ihnen gerade in den Weg kamen, konnten aber den Großfürsten selbst nicht finden, den ein treuer Kammerdiener rasch in einer Dachkammer verborgen hatte. Als die jungen Leute abgezogen waren, bestieg der Großfürst das Roß, versammelte seine Generale und stellte sie an die Spitze von drei russischen Cavallerieregimentern, die bereits durch Feuerlärm allarmirt worden waren, da die Empörer eine Brauerei zum Signalfeuer in Brand gesteckt hatten. Auch der ganzen Infanterie gab der Großfürst Ordre, sich um ihn zu schaaren. Dieß veranlaßte aber eine grenzenlose Verwirrung. Treue Truppen wurden von verschworenen Offizieren und verschworene Truppen von treuen Offizieren gegen ihren Willen in die Irre geführt. Niemand wußte, woran er war. Unter den Verschworenen selbst herrschten Furcht und Mißtrauen und mancher sah schon den Aufstand als mißlungen an. Da faßten etwa fünfzig Verschworene unter Xaver Bronikowski frischen Muth, stürzten durch die Straßen und schrieen überlaut: „Polen, zu den Waffen! Die Russen morden eure Brüder!“ Nun strömte das Volk auf die Straßen und mitten im ungeheuersten Tumulte gaben die Verschworenen den Massen die Richtung an, theils nach dem Arsenal, dessen geringe Wachmannschaft überwältigt wurde und wo sich alles bewaffnete, theils nach dem Theater, in welchem viele der verhaßtesten russischen Offiziere und Beamten zumal verhaftet wurden. Nun ließen sich auch die polnischen Truppen zum Volke herüberziehen. Als Stanislaus Potocki, General des gesammten polnischen Fußvolks, allen Bitten, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen, widerstand, wurde er vom Pferde gerissen und ermordet.

Ebenso geschah dem Kriegminister, General Hauke, den Generalen Trembicki und Blumer, den Obersten Meciszewski und Saß. Der unschuldige General Nowicki wurde erschossen, weil man ihn für einen andern hielt. Während dessen machte der Großfürst auch nicht den geringsten Versuch, mit den ihm treuen Regimentern gegen das Volk zu marschiren, den Aufruhr im ersten Keime zu ersticken und die Treue der noch schwankenden polnischen Regimenter zu befestigen. Einer seiner polnischen Adjutanten, Graf Zamoyski, brachte ihm die Meinung bei, in der Stadt habe sich das Gerücht verbreitet, die Russen wollten Warschau plündern und verbrennen. Um nun dieses Gerücht zu widerlegen und die Leute zu beruhigen, sey nichts räthlicher, als daß sich der Großfürst mit seinen Russen ganz ruhig verhalte und sogar von der Stadt entferne. Constantin ist wirklich diesem Rathe gefolgt.

Dadurch erst gewann der Aufstand freies Spiel. Da die Russen keinen Widerstand leisteten, wurde es den Verschwörern leicht, sowohl die polnischen Truppen, als auch die Reichen und Vornehmen, die sich bis jetzt aus Vorsicht sehr zurückgehalten hatten, auf ihre Seite herüberzuziehen. General Sierawski fiel zwar, als er sich an die Spitze der polnischen Truppen stellen wollte, noch in die Gewalt der Gegenpartei, und Fürst Lubecki lud die vornehmsten Polen ein, mit ihm eine Commission zu bilden, um zwischen dem Aufstand und dem Großfürsten zu vermitteln, in der geheimen Absicht, die Gewalt wieder in die Hände der Russen zu spielen. Aber das konnte den Russen nichts mehr helfen, da sie selbst nichts thaten und ruhig außerhalb der Stadt blieben. Die jungen Offiziere ertheilten Befehle im Namen des General Chlopicki, der nichts davon wußte und auch gar nicht da war, der aber die größte Popularität genoß, weil er unter allen polnischen Generalen des großen Napoleon den meisten Kriegsruhm erworben hatte. Andrerseits versammelte Professor Lelewel, durch Patriotismus, wie durch Gelehrsamkeit gleich sehr populär, einen revolutionären Club um sich, um der vornehmen Commission des Fürsten Lubecki das Gegengewicht zu halten. Endlich kam Chlopicki zum Vorschein,

übernahm den Befehl über die polnischen Truppen und vereinigte sich mit Lubecki, die Ordnung herzustellen. Am 2. Dezember wurde eine Deputation an den Großfürsten geschickt, um mit ihm zu unterhandeln. Allein es war Lubecki nicht möglich, zwei Männer von dieser Deputation auszuschließen, weil sie schon weit mehr Macht im Volke hatten, als er, nämlich Lelewel und den stolzen Grafen Ostrowski. Neben diesen beiden Männern und Lubecki selbst befand sich als vierter bei der Deputation der Fürst Adam Czartoryski, in seiner Jugend Liebling des Kaiser Alexander, sogar mit ihm verwandt, zugleich ein Abkömmling der alten Fürsten von Lithauen, dem daher viele die polnische Krone zudachten, sey es, wenn Polen frei würde, sey es durch die Gunst Rußlands selbst unter noch nicht vorhandenen, aber doch denkbaren Umständen. Von einer solchen Deputation, die so ganz heterogene Interessen vertrat, ließ sich erwarten, daß sie lediglich nichts ausrichten würde. Während Lubecki russisch dachte, forderte Lelewel die Einverleibung aller ehemals polnischen Provinzen in das Königreich Polen. Constantin vermochte darauf natürlich nichts zu erwidern, als daß die Herren sich desfalls an seinen Bruder wenden möchten, bei dem er übrigens für die Schuldigen Verzeihung nachsuchen werde. Da rief Ostrowski: „es gibt hier keine Schuldigen," und man ging trotzig auseinander. Constantin meinte es gut mit den Polen. Wenn er sie auch mißhandelte, so hinderte das nicht, daß er eben so zärtlich für die Polen war, wie ein gemeiner Russe für seine Frau ist, wenn er sie auch prügelt. Er suchte daher vor allem jedes weitere Blutvergießen zu verhüten und erlaubte den ihm immer noch treu gebliebenen polnischen Regimentern, sich an ihre bereits abgefallenen Kameraden anzuschließen, unter der Bedingung daß er selbst bei seinem Rückzuge über die polnische Grenze nicht angefochten würde. Er hoffte, nachher eine Vermittlung zu Stande zu bringen, denn er hatte Warschau lieb und keinen sehnlicheren Wunsch, als in den alten Verhältnissen dahin zurückzukehren.

Andrerseits war auch Chlopicki zu einer friedlichen Ausglei-

chung sehr geneigt. Als alter Soldat jedem revolutionären Treiben abhold, wußte er zugleich das Mißverhältniß der polnischen Waffen zu der ungeheuren Militärmacht Rußlands zu beurtheilen. Seine Friedensliebe wurde auch von sehr vielen Vornehmen getheilt, aber das Unglück war nun einmal geschehen, der Kaiser aufs tiefste beleidigt. Wie mochte man hoffen, diesen strengen und gewaltigen Herrscher durch bloße Unterhandlungen zur Nachgiebigkeit zu bewegen? Indem die Friedenspartei den enragirten Polen Ruhe empfahl, jeden weiteren Fortschritt der Revolution verhinderte, den Großfürsten Constantin frei abziehen ließ und auch alles versäumte, um die lithauische Armee ins Interesse zu ziehen und den Aufstand blitzschnell über alle altpolnischen Provinzen zu verbreiten, vermochte sie dadurch den Kaiser doch nicht liebreich gegen die Polen zu stimmen, entriß aber den Polen alle die Vortheile, die ihnen der Augenblick darbot. Mit Recht war daher die Partei Lelewels und der erhitzten Jugend aufs äußerste gegen die Friedensmänner erbittert. Aber das Ansehen, welches Chlopicki in der Armee genoß, zumal da auch die Festungen Zamosk und Modlin sich unter seinen Befehl gestellt hatten, hielt die Aufgeregten im Zaum. Während Fürst Lubecki und Graf Jercierski nach Petersburg gingen, um mit dem Kaiser zu vertragen, wurde in Warschau eine provisorische Regierung eingesetzt, mit dem Fürsten Czartoryski an der Spitze, der übrigens lediglich keine feste Willenskraft und Energie besaß. Am 18. Dezember trat auch der Reichstag zusammen, in dem es bald wilde Scenen gab. Als nämlich die Patrioten dringend verlangten, man solle die kostbare Zeit benützen, angriffsweise verfahren, nach Lithauen vordringen und die Insurrection soweit als möglich ausdehnen, um die eigenen Streitkräfte und den Muth zu vermehren, die des Czaren aber zu vermindern, erklärte Chlopicki, Rußland sey zu mächtig, der Angriff könne nicht gelingen, und dankte als Oberbefehlshaber ab. Nun wollten aber die Truppen unter keinem andern dienen und die Friedenspartei that alles, um durch ihn ein Pfand der Ruhe und der Ordnung zu behalten. Die wilden Patrioten wurden daher

überstimmt und Chlopicki übernahm wieder den Befehl, aber, um nicht ferner durch Einwendungen geärgert zu werden, als unumschränkter Dictator. Er bildete sich ein und sagte es geradezu, er bewahre das Königreich Polen einstweilen nur für seinen rechtmäßigen constitutionellen König, den Kaiser von Rußland. Diese Fiction konnte unmöglich von allen Polen getheilt werden. Der Reichstag hatte zwei Kammern, einen Senat, dem Czartoryski, und eine Landbotenkammer, der Ostrowski vorsaß. Die letztere beschloß, unter allen Umständen die Revolution vom 29. November gut zu heißen, um zu verhindern, daß Chlopickis Unterhandlungen nicht etwa einfach zum Alten zurückführen sollten. Mit diesen Unterhandlungen stand es freilich sehr kläglich. Lubecki und Jercierski wurden in Narva aufgehalten und nur unter der Bedingung, als treue Unterthanen des Kaisers zu kommen, nach Petersburg zugelassen, wo sie am 25. Dezember eintrafen. Der Kaiser sagte ihnen, von einer Concession könne gar nicht die Rede seyn, die Polen hätten einfach zu gehorchen, und der erste Kanonenschuß, den polnische Rebellen gegen sein Heer abfeuern würden, werde Polen selbst treffen, d. h. seine bisherige Selbständigkeit und Verfassung vernichten.

In einem großen Manifeste vom 20. Dezember erklärte der Reichstag vor ganz Europa die Gründe, aus denen eine gewisse Rechtmäßigkeit der polnischen Revolution erhellte, soferne die Verfassung verletzt worden sey. Und der Dictator widersetzte sich diesem Schritte nicht, in der Einbildung, dadurch seine eigene zweideutige Stellung dem Kaiser gegenüber zu entschuldigen. Noch inconsequenter aber handelte er, indem er eine allgemeine Bewaffnung des Volkes zugab, also neben den Unterhandlungen doch auch an Krieg dachte. Der Kaiser selbst ließ den Polen keine längere Wahl. Schon am 2. Januar 1831 confiscirte er alle im altpolnischen Theile Rußlands liegenden Güter des rebellischen Adels im Königreich Polen und ließ unter dem berühmten Feldherrn Diebitsch eine große Armee ausrüsten, um im Frühjahre Polen niederzuwerfen. Da seine Boten nichts ausgerichtet hatten, schrieb

Chlopicki noch einmal selber an den Kaiser, der auch die Gnade hatte, ihm zu antworten, und ihm persönlich Wohlwollen bezeugte, in Bezug auf Polen aber bei seinem ersten Entscheid beharrte. Durch diese wohl berechnete Güte wollte er die Polen ihres beliebtesten Anführers berauben. Chlopicki legte wirklich am 16. Jan. in Folge des kaiserlichen Briefes seine Dictatur nieder.

Mit ihm hörte das Zaudern und die Unsicherheit im polnischen Lager auf. Die Friedenspartei erkannte, sie sey schon zu sehr compromittirt und der kaiserlichen Rache verfallen, so gut wie die Enragirten. Sie schloß sich also diesen an und unter der Oberleitung von Czartoryski wurde nun rasch nachgeholt, was bisher versäumt worden war, die Anknüpfung diplomatischer Verbindungen mit dem Auslande und die Bewaffnung, vor allem die Vermehrung des stehenden Heeres. An Chlopickis Stelle wurde einstweilen der nicht so fähige, aber allgemein beliebte Fürst Radziwil zum Oberfeldherrn gewählt. Das Röthigste wäre gewesen, die lithauische Armee zu gewinnen, überhaupt den Aufstand in die altpolnischen Provinzen zu verbreiten und sich der diplomatischen Unterstützung von Seiten der Westmächte und wo möglich auch Oesterreichs zu versichern, in dessen Interesse es liegen mußte, Rußland durch den Abfall Polens geschwächt zu sehen. Aber in allen diesen Beziehungen geschah nichts, oder ließ man sich mit leeren Hoffnungen abspeisen. Die bisherige Friedenspartei verhinderte immer noch, daß sich der Aufstand über die engen Grenzen des Königreichs Polen hinaus verbreitete, indem sie die trügliche Voraussetzung hegte, der Aufstand der Polen im Königreich wegen Verfassungsverletzung würde von Frankreich, welches so eben eine ganz ähnliche Revolution glücklich durchgeführt hatte, sowie von England anerkannt werden, und die Westmächte würden, als Garanten der polnischen Verfassung, Polen gegen Rußland in Schutz nehmen. Wenn dagegen auch die altpolnischen Provinzen, die Rußland schon längst einverleibt waren, gleichfalls insurgirt würden, so würde das Recht dazu überall bestritten werden müssen und das Königreich Polen würde durch ein solches Vorgehen über

seine Berechtigung hinaus den Schutz der Westmächte verwirken. Aus diesem Grunde allein wurde nun alles versäumt, was den Aufstand erst stark und überwältigend hätte machen können. Die Diplomatie aber hatte für Polen nur Täuschungen. Ludwig Philipp benutzte die polnische Insurrection und die dadurch für Rußland entstandene Verlegenheit nur, um Rußland zur Anerkennung der Thronveränderung in Frankreich und der Unabhängigkeit Belgiens zu nöthigen. Während er die Polen mit leeren Hoffnungen tröstete, merkten sie nicht, daß sie nur der Kaufpreis waren, um den Kaiser Nicolaus die Anerkennung der Julidynastie verkaufen sollte. Auch England und Oesterreich machten keinen Ernst, die Polen zu unterstützen. Ueberall faßten die Kabinette die polnische Angelegenheit nur aus dem Gesichtspunkte auf, wie viel Gewinn es ihnen von Rußland eintragen würde, wenn sie die Polen nicht unterstützten.

Da Rußland nicht zu versöhnen war, und man damals auf diplomatische Hülfe noch große Hoffnungen setzte, faßte der polnische Reichstag kühne Entschlüsse, die namentlich durch eine russische Proklamation hervorgerufen wurden, in welcher Diebitsch den Polen nur die Wahl sklavischer Unterwerfung oder des Untergangs gestattete. Ein constitutioneller König Polens durfte allerdings seinen General keine solche Sprache führen lassen, weshalb der polnische Reichstag sich aller Verbindlichkeit gegen den Kaiser Nicolaus enthoben glaubte und denselben der polnischen Krone verlustig erklärte, am 25. Januar. Fünf Tage später wurde eine Regierung aus fünf Mitgliedern erwählt, Czartoryski, Niemojowski, Morawski, Barzykowski und Lelewel. Der letztere hätte aus Polen am liebsten eine Republik gemacht. Damit hätte man aber alle Kabinette und besonders auch das der Tuilerien vor den Kopf gestoßen; der Reichstag beeilte sich daher, schon am 3. Februar die Beibehaltung der constitutionellen Monarchie zu votiren. Zugleich erklärte Czartoryski den Abgeordneten aus Lithauen und Volhynien, die den Anschluß ihrer Provinzen anboten und die Wiederherstellung von ganz Alt-Polen verlangten: Polen müsse

sich in dieser Beziehung streng neutral und innerhalb seiner Grenzen halten. Der alte Lafayette in Frankreich gründete damals ein Polencomité, und auch im constitutionellen Südwesten Deutschlands zeigte sich viele Sympathie für die Polen, sammelte man Geld und rüstete Aerzte für sie aus. Aber eine Bewegung, an deren Spitze Lafayette stand, konnte den Polen in den Augen der Machthaber nur schaden. Die Gelder des französischen Polencomités wurden unterwegs in Breslau confiscirt. Der Herzog von Mortemart, das Werkzeug Pozzo di Borgos, dessen zweideutige Rolle in den Julitagen wir schon kennen gelernt haben, kam am 9. Febr. als Gesandter Ludwig Philipps nach St. Petersburg und das erste, was ihm Kaiser Nicolaus sagte, war, er werde keinerlei fremde Intervention in Polen dulden. Mortemart wollte aber auch gar nicht interveniren, sondern nur die Anerkennung des Julithrons und Belgiens einleiten.

Das polnische Heer wurde bis auf 55,000 Mann gebracht, wovon jedoch ein Theil des Feuergewehrs ermangelte und nur mit Sensen bewaffnet war, welche lanzenartig an einem Schaft befestigt wurden. Die zugeschulte und gut bewaffnete Armee berechnete man zu 21,000 Mann Infanterie, 5000 Cavallerie, 8000 Artillerie. Das Uebrige waren schnell improvisirte neue Regimenter, darunter leichte Reiter, die s. g. Krakusen. An muthigen Armen und Herzen fehlte es nicht; aber das vorhandene Geschütz, die Gewehre und Munition paßten nur für eine kleine Armee und reichten für eine große nicht aus. Ueberall abgesperrt, konnten die Polen auch vom Ausland keine Waffen beziehen. Man klagte sehr, daß sie sich nicht zu rechter Zeit nach Lithauen geworfen und die nahe Meeresküste gewonnen hätten, um Unterstützungen von englischen Schiffen zu erhalten, und daß man sich die 30,000 Mann starke lithauische Armee hatte entgehen lassen, deren Anschluß an die polnische in den ersten Tagen des Dezember möglich gewesen wäre, wenn man dazu gethan hätte. Graf Diebitsch seinerseits hatte sich jetzt schon dieser lithauischen Armee versichert, indem er sie durch eine noch zweimal größere Armee

aus dem Innern Rußlands verstärkt hatte. Trotz der großen Entfernungen hatte er in brennendem Diensteifer für seinen Kaiser bis zum Februar schon 114,000 Mann bei Bialystock und Grodno, hart an der polnischen Grenze zusammengebracht mit 336 Kanonen, und rückte schon am 5. Februar über die Grenze. Dem Kaiser lag alles daran, die Revolution schnell zu unterdrücken, weil sie seinen politischen Einfluß auf das westliche Europa lähmte. Da nun Polen im Frühjahr in Folge des Thauwetters wochenlang in einen Sumpf verwandelt zu werden pflegt, eilte Diebitsch, noch vor dieser Periode den hart gefrornen Boden zu benützen, und vertheilte seine Corps dergestalt, daß sie sich von der Ostgrenze Polens aus alle concentrisch gegen Warschau bewegen mußten.

Die Polen blieben in und bei Warschau zusammen, um hier den Feind zu erwarten.; nachdem sie es versäumt hatten, früher schon in Lithauen Posto zu fassen, waren sie auch nicht stark genug, um der feindlichen Uebermacht bis an die Grenzen entgegenzuziehen. Aber sie verfehlten nicht, die Theilung des Feindes zu benützen und über einzelne Corps desselben herzufallen. Auf dem linken Flügel der russischen Armee im Süden zogen die Generale Geismar und Kreutz voran und überschwemmten mit ihrer fliegenden Reiterei das Land bis Zamosk. Da sie sich aber allein zu weit vorwagten, benützte dieß der polnische General Dwernicki, ein Sechziger von kleiner Gestalt, aber großem Muthe, und überfiel den General Geismar am 14. Februar bei Stoczek. Das berühmte Lied: „Polen ist noch nicht verloren," laut singend, stürzten die Polen wüthend in den Feind, tödteten ihm 300 Mann und nahmen ihm 8 Kanonen ab. Auf dem äußersten rechten Flügel der Russen wurde General Rosen am 17. Februar bei Dobre durch ein anderes kleines polnisches Corps unter Skrzynecki lange aufgehalten und verlor viele Leute. Hier war es besonders das vierte polnische Infanterieregiment, was alle Angriffe der Russen zurückschlug. Es fielen noch andere kleine, jedoch unbedeutende Gefechte vor, die alle nicht hinderten, daß Diebitsch seinen Zweck erreichte, und seine Corps vor Warschau vereinigte.

Um nach Warschau selbst zu gelangen, mußten die Russen erst über die Weichsel gehen und Praga, die Vorstadt von Warschau, welche von der Stadt durch die Weichsel getrennt wird, erobern. Aber vor Praga, in der Gegend von Grochow, standen die Polen in guter Aufstellung. Da Radziwil nicht fähig war, die Polen zum Siege zu führen, übernahm Chlopicki, wenn auch nur als sein Adjutant, den Oberbefehl. Der Anblick des nahen Feindes, die Noth des Vaterlandes und die Erinnerung der Schlachtfelder gab ihm den Muth wieder, den ihm des Kaisers Brief genommen hatte. Am 19. Februar begann nun die blutige Schlacht bei Wawer, welche zwei Tage lang dauerte. Der polnische General Zymirski, der eben erst bei Kaluzyc die russische Avantgarde überfallen und viele Gefangene gemacht hatte, zog sich vor dem Gros der russischen Armee zu langsam zurück und wurde eingeholt. Ein andrer Heertheil der Polen unter General Szembek unterstützte ihn und bald geriethen beide Hauptarmeen zusammen. Die Schlacht stand, bald aber neigte sich der Abend und die Russen zogen sich in die dort befindlichen großen Wälder zurück, um erst am andern Morgen, den 20., wieder hervorzubrechen. Allein obgleich Diebitsch 200 Kanonen ununterbrochen donnern ließ, konnte doch das Rosensche Corps, welches er dazu befehligt, den Schlüssel der Stellung, ein Erlenwäldchen zwischen Wawer und Grochow, welches das vierte Regiment vertheidigte, nicht erstürmen. Mehrere russische Regimenter wurden hier fast ganz aufgerieben.

Diebitsch zog sich nun wieder zurück und wollte das seine Reserve bildende Armeecorps von Schachowskoi abwarten, bevor er einen neuen Schlag führte. Durch dieses sein Zaudern wurde der Muth der Polen nicht wenig erhöht. Zugleich hatte Dwernicki am 20. das abgesonderte Corps von Kreutz bei Kascenize geschlagen, und war der aus der preußischen Festung Glogau entflohene polnische General Uminski in Warschau angekommen, um zu helfen. Diebitsch gab dem Corps Schachowskois eine solche Richtung, daß es die Polen im Rücken fassen und von Praga abschneiden sollte. Aber Chlopicki schickte demselben die Generale Mala-

chowski und Jankowski entgegen, die am 24. mit ihm zusammenstießen und am folgenden Tage bei Bialolenka noch von Krukowiecki unterstützt wurden, so daß sie den ursprünglichen Plan des russischen Feldherrn vereitelten und denselben nöthigten, einen Schlag zu thun, nur um dem hart gedrängten Schachowskoi Luft zu machen.

Diebitsch erneuerte demnach am 25. den frühern Angriff bei Wawer und begann die blutige Schlacht, die man zum Unterschied von jener die bei Grochow nennt. Allein auch diesmal hielten ihn die Polen in dem berühmten Erlenwäldchen auf. Zwar fiel der tapfere Zymirski, aber Skrzynecki ersetzte ihn und Chlopicki feuerte die Polen zur muthigen Ausdauer an. Nur Lubienski an der Spitze der polnischen Reiterei folgte wie Krukowiecki seinem eigenen Willen, wie denn die Eifersucht und der Eigensinn der Generale in diesem Kriege eine große Rolle spielte. Er gehorchte nicht, als Chlopicki ihm befahl, die russische schwere Reiterei anzugreifen, die sich in einer ungeheuern Masse heranwälzte, während auch Schachowskoi eben angelangt war, Krukowiecki aber nicht. Nun erlagen die Polen der Uebermacht; Chlopicki wurde durch eine Kanonenkugel, die ihm das Pferd unter dem Leibe tödtete, an beiden Beinen verwundet. Das Wäldchen wurde von den Russen genommen, deren Kürassiere unter Meyendorf und Kablukow bis an die Thore von Praga kamen. Nun aber zündeten die Polen Praga an allen Ecken an, um den Russen das Eindringen zu erschweren, und die Kürassiere, durch eine auf den Rath Prondzynskis (des genialsten unter den polnischen Ingenieuren) geschickt angebrachte Batterie congrevischer Raketen zerschmettert und von Skrzyneckis tapferm Fußvolk in der Flanke angegriffen, wichen zurück. Endlich kam auch noch Krukowiecki an, und die Polen zogen sich ihrerseits in das brennende Praga zurück. Die Russen selbst berechneten ihren Verlust zu 8000 Mann.

In derselben Nacht, in der Praga in Flammen stand und die Verwundeten gesammelt und nach Warschau gebracht wurden, änderte sich das vorher trockene Wetter. Ein Thauwind strich über die Ebene und bald zerbrach das Eis der Weichsel und wurde die ganze

Gegend von Schnee- und Regenschauern in Koth, das berühmte fünfte Element Polens, aufgelöst. Da nun Diebitsch einen neuen Angriff auf Warschau nicht mehr machen wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als während der nassen Zeit stehen zu bleiben, wo er war, und abermals Verstärkungen, namentlich die 40,000 Mann starke russische Garde abzuwarten, die ihm Großfürst Michael zuführen sollte. Er litt aber Mangel an Lebensmitteln, und in seinem Lager brachen Krankheiten aus, weshalb er seine Truppen so weit thunlich auf die Dörfer zerstreuen mußte. Aber auch die Polen blieben in dieser Zeit unthätig, nicht bloß, weil die schlechten Wege ihnen keine raschen Operationen gestatteten, sondern auch, weil sie aufs neue unterhandeln wollten. Sie hofften, nachdem der Kaiser erkannt, wie schwer es sey, sie zu besiegen, werde er zur Nachgiebigkeit geneigter seyn und die Westmächte würden für sie interveniren. Skrzynecki, der verdientermaßen an Radziwils Stelle Obergeneral wurde, schrieb deshalb an Diebitsch und ließ auch mündlich mit ihm durch den Grafen Mycielski Besprechungen pflegen. Diebitsch ging sehr gern darauf ein, denn so lange die Polen mit ihm unterhandelten, war er vor ihren Angriffen sicher, und er verstand es, sie hinzuhalten, indem er ihnen sagte, wenn sie nur erst den Thronerledigungsbeschluß zurückgenommen hätten, würde der Kaiser sich vielleicht billig finden lassen.

Der unermüdliche Dwernicki konnte nicht unthätig bleiben und überfiel einen Theil des von Kreutz befehligten russischen Corps unter dem Herzog Adam von Württemberg am 26. Februar in Pulawy, einem schönen Schlosse der alten Fürstin Czartoryska, der Großmutter Adams (sein Vater Louis, Oheim des Königs von Württemberg, hatte ihre Tochter geheirathet). General Kreutz nahm Pulawy wieder, aber Dwernicki schlug ihn am 1. März abermals hinaus, wobei ihm die Einwohner und die Dienerschaft des Schlosses selbst Vorschub leisteten. Indem er die Russen verfolgte, wurde aber Pulawy hinter seinem Rücken von Adam noch einmal eingenommen und geplündert, die Bibliothek seiner Großmutter als Brennmaterial benutzt, die Möbeln, der prächtige Garten

zerstört, die Bewohner grausam gezüchtigt. Dieses Verfahren des Enkels, der damit nur vor den Augen des Kaisers seinen Polenhaß zur Schau tragen wollte, erregte allgemeine Mißbilligung.

Erst Ende März traf Diebitsch ernste Anstalten, oberhalb Warschau bei Tyrczyn einen Weichselübergang zu versuchen, während er Geismar und Rosen Praga gegenüber stehen ließ, um seine Bewegung zu maskiren. Aber die Polen merkten es, und Skrzynecki selbst zog am 31. März plötzlich von Warschau aus, überfiel Geismar bei Wawer, schlug ihn gänzlich und ebenso das größere Corps von Rosen, auf das sich Geismar zurückgezogen, bei Dembe-Wilkie. Die Russen verloren 5—6000 Mann nach ihrem eigenen, 11,000 nach polnischem Bericht, dazu 9 Kanonen und eine große Menge Proviant- und Munitionswagen, die im Koth stecken blieben. Auf diese Nachricht hin unterließ Diebitsch den Uebergangsversuch und kehrte sich gegen Skrzynecki um, der seinerseits ihn aufsuchte. Man manövrirte aber nur, ohne eine Hauptschlacht zu wagen. Bei diesem Anlaß gerieth Prondzynski, indem er das Rosensche Corps vollends vernichten wollte, am 10. April bei Iganie zwischen überlegene russische Streitkräfte, rettete sich aber durch einen genialen Zug und erfocht noch einen Sieg am Damme von Jagodna, wobei die Russen 3500 Mann verloren. Unterdeß hatte auch Uminski auf dem linken Flügel einen Sieg bei Wengrow erfochten, der den Russen an 1000 Mann kostete (14. April).

Der Jubel war groß in Warschau, aber die Einsichtsvollen erkannten, daß mit all diesen Siegen nichts gewonnen sey, da die russische Hauptarmee immer noch vor Warschau stehe, sich nicht wegdrücken lasse und trotz ihrer Verluste stets wieder ergänzt werde, wogegen die Polen sich im Siegen selbst erschöpften. Prondzynski war wüthend über Skrzynecki, weil dieser ihn bei Iganie nicht unterstützt hatte. Krukowiecki wurde von Neid gegen Skrzynecki verzehrt und verdächtigte ihn bei der Jugend und in den Clubs als einen Aristokraten. Der Reichstag theilte sich ungeschickterweise gerade damals in eine aristokratische und demokratische Partei, indem die letztere eine Emancipation des Bauernstandes verlangt hatte.

Eine solche war allerdings geeignet, die Sympathien der leibeigenen Bauern in den altpolnischen Provinzen zu gewinnen und den Aufstand in Lithauen und Volhynien zu beleben, aber die Maßregel wurde viel zu spät in Anregung gebracht, während der Feind schon vor den Thoren stand. Ueberdieß waren die reichen Grundbesitzer dagegen und wußten die Entscheidung über die große Frage klüglich zu verschieben.

Das Vertrauen in Skrzynecki war trotz seiner Siege erschüttert, weil er dieselben nicht benutzt hatte und wieder in Unthätigkeit versank. Er hoffte auf Intervention, insbesondere auf die von Frankreich, vielleicht auch auf Umstimmung des Kaiser Nicolaus selbst nach so vielen Niederlagen seines Feldherrn. Später hat Lafayette in der französischen Deputirtenkammer ein Schreiben vorgelegt, woraus erhellte, Ludwig Philipp habe den polnischen Feldherrn ersuchen lassen, nur noch zwei Monate zu warten und keinen großen Schlag auszuführen, weil bis dahin die Intervention erfolgt seyn werde.

Mittlerweile brach die langversäumte Insurrection in Lithauen im Rücken von Diebitsch aus, denn jetzt erst, nachdem die Russen so oft geschlagen worden waren, bekamen die Verschworenen Muth. Aber obgleich in fast allen Theilen des Landes Edelleute und Bauern aufstanden, waren sie doch schlecht bewaffnet und konnten die von 3—4000 Russen besetzte Hauptstadt Wilna nicht einnehmen. Auch fehlte es an einem militärischen Haupt, was wenigstens die vielbesprochene Amazone, Gräfin Emilie Plater, nicht ersetzte.*) Thatsache ist, daß der in Wilna kommandirende russische General Chrapowicki nur 500 Kosaken auszuschicken brauchte, um die Insurgenten bei Oszmiana in die Flucht zu schlagen

*) Sie opferte alles auf und starb in Folge unerhörter Strapazen „am gebrochenen Herzen." Die an Rußland verkaufte deutsche Presse beging die unglaubliche Niederträchtigkeit, von ihr zu schreiben, sie sey in Folge einer unehelichen Schwängerung gestorben. Auch noch von Schmitt nahm diese falsche Nachricht in sein großes Werk auf, widerrief sie aber ehrlich in einem spätern Bande.

(14. April). Ein Versuch Zaluskis, mit einer Menge Insurgenten Wilna zu umringen, scheiterte ebenfalls, indem sich die letztern am 4. Mai bei Prziſtowiany schlagen ließen. Einige hundert Studenten von Wilna vereinigten sich später mit dem Bauernanführer Matussewicz, einem Ungeheuer, in dem der natürliche Volksinstinkt in der rücksichtslosesten Wuth gegen die Juden (die moralischen Henker des slavischen Volkes) ausbrach, so daß er alle, die er fing, spießen oder schinden ließ. Aber auch diese Studenten wurden am 30. Mai im Walde von Wasztortan versprengt. Nur in dem ungeheuer großen Urwald von Bialowicza, der Heimath der Auerochsen, hielten sich noch Insurgenten.

Wie wenig Nachdruck nun aber auch diese Insurrection hatte, und wie unthätig die polnische Hauptarmee blieb, so kam doch Diebitsch in eine immer kritischere Lage, denn die empörten Bauern nahmen ihm wenigstens seine Zufuhren weg, und in die Proviantirung seiner Armee riß die größte Unordnung ein, während die nasse Jahreszeit, die Entbehrungen und Strapazen tödtliche Nervenfieber in seinem Lager erzeugten, wozu endlich noch die Cholera kam, die seine Regimenter massenhaft lichtete.

Um nun auch in Volhynien und Podolien, wo alles schon vorbereitet war, den großen Aufstand zu ermöglichen und auch von dieser Seite her dem russischen Feldmarschall in den Rücken zu kommen, sollte Dwernicki von Zamosk aus und durch Sierawski unterstützt, einen kühnen Zug wagen. Allein auf ihren Wegen stand nicht nur das wieder verstärkte Corps von Kreutz, sondern auch das starke Corps des General Rüdiger, und noch tiefer in Podolien das Corps von Roth. Sierawski wurde schon am 18. April bei Wronow von Kreutz geschlagen und rettete nur seine Kanonen und Reiterei, das Fußvolk fiel nach der tapfersten Gegenwehr; Malachowski, schon umringt, ergriff eine Sense, stürzte sich an der Spitze seiner Treuen in den Feind und fand den Heldentod. Dwernicki kam nach Volhynien, aber nur wenige Insurgenten gesellten sich zu ihm, weil alle seit Sierawskis Niederlage und Rüdigers Nähe von Furcht gelähmt waren. Zu schwach, um es

mit dem weit überlegenen Rüdiger aufzunehmen, und schon nicht mehr im Stande ungehindert zurückzukehren, hielt sich Dwernicki an der galizischen Grenze, entkam einem unglücklichen Gefecht bei Boromel noch mit Noth, konnte aber zuletzt den ihm nacheilenden und ihn von allen Seiten umgarnenden Rüdiger nicht mehr entrinnen und entschloß sich, am 2. Mai bei Chlenanowka über die österreichische Grenze zu gehen, wo sein Corps auf Befehl des k. k. Gouverneurs von Lemberg, Baron Stutterheim, entwaffnet wurde. Die wenigen zerstreuten Insurrectionen, die gleichwohl an verschiedenen Orten in Podolien ausgebrochen waren, wurden durch General Roth schnell erstickt. Der bedeutendste Insurgentenchef war hier Wenzel Rzewuski.

Drei Tage nach der Waffenstreckung des Dwernickischen Corps ließ sich der Reichstag in Warschau noch durch den Volhynier Godebski hinreißen, die Einverleibung der altpolnischen Provinzen mit dem Königreich Polen zu decretiren, am 5. Mai.

Die Hauptarmeen blieben unthätig, ein paar Recognoscirungen abgerechnet. Erst am 12. Mai ließ sich Skrzynecki bewegen, in der Nacht mit seinem ganzen Heere auszumarschiren, um die immer noch von Diebitsch entfernt stehenden russischen Garden unter dem Großfürsten Michael zu überfallen. Der Plan war von Prondzynski trefflich angelegt, wurde aber von Skrzynecki nicht eben so gut ausgeführt. Die Garden zogen sich vor der Uebermacht zurück und Skrzynecki ließ ihnen dazu Zeit, aller Beschwörungen Prondzynskis und Roman Soltyks ungeachtet immer im dringenden Augenblicke wieder zaudernd. Endlich theilte er seine Armee und ließ einen kleineren Theil derselben unter General Gielgud den Garden folgen, während er mit dem größeren Theil umkehrte und eben eine Stellung bei Ostrolenka eingenommen hatte, als Diebitsch mit seiner ganzen Macht auch dahin kam, in der Absicht, den bedrohten Garden zu helfen. Nun hätte der polnische Feldherr alles thun müssen, eine Schlacht mit ungleichen Kräften zu vermeiden, allein er ließ sich angreifen, am 26. Mai. Gleich im ersten Anprall bemächtigten sich die Russen der Brücke über die

Narew und schnitten das berühmte vierte Regiment der Polen ab, das sich zwar heldenmüthig über die brennende Brücke wieder durchschlug, aber größtentheils fiel. Von diesem Augenblick an setzte Skrzynecki die besten Kräfte seines Heeres dran, um die Brücke zu halten und die Russen am Uebergange zu hindern, was ganz überflüssig war, weil er ohnedies Zeit genug gehabt hätte, um sich nach Warschau zurückzuziehen. „Alle vor", alle vor!" schrie Skrzynecki und opferte das edelste polnische Blut in einem unnützen Kampfe. Am Ende mußte er sich doch zurückziehen. Diebitsch verfolgte ihn nicht, zufrieden, seine Verbindung mit der Garde herstellen und Zufuhren für die sehr nothleidende Armee herbeitreiben zu können.

Inzwischen aber kam Graf Orlow im russischen Hauptquartier in Pultusk an, der Günstling des Kaiser Nicolaus, den dieser immer zu den wichtigsten und geheimsten Aufträgen verwendete, und wenige Tage nachher, am 10. Juni, starb Diebitsch plötzlich an der Cholera. Vier Wochen später starb auch Großfürst Constantin an derselben Krankheit zu Minsk, am 18. Juli, und bald darauf auch seine Gemahlin, die Fürstin von Lowicz. Man erinnerte sich nun, daß Orlows Nähe in einem eben so verhängnißvollen Zusammenhang gestanden habe mit dem Tode des Kaiser Alexander und seiner ihm rasch nachgestorbenen Gemahlin, und wälzte den schwärzesten Verdacht auf ihn. Aber mit Recht hat man entgegnet, wozu solche Morde, da Diebitsch nur einfach hätte abgesetzt werden dürfen und Constantin ganz ungefährlich war? Gewiß ist nur, daß Kaiser Nicolaus mit der bisherigen Kriegführung unzufrieden*) war, daß Diebitsch schon so gut wie abgesetzt, sein Nachfolger Graf Paskiewitsch schon am 26. Mai, vom

*) v. Schmitt in seiner für Rußland allzu parteiischen Geschichte des Krieges geht auf der andern Seite zu weit, wenn er Theil II. S. 349 meint, Kaiser Nicolaus habe den Grafen Orlow „aus besonderem Zartgefühl" an Diebitsch geschickt, um ihm seine Besorgnisse auf delicate Art durch den persönlichen Freund ausdrücken zu lassen. So delicat ist man in Rußland nicht, wenn die Krone auf dem Spiele steht.

Kaiser deshalb berufen, in St. Petersburg eingetroffen war, und daß ein russischer Staatsrath in Berlin aufs eifrigste unterhandelte, um Zufuhren und Material aller Art von Preußen zu erhalten. Sehr wahrscheinlich wurden damals auch mit Oesterreich lebhafte Unterhandlungen gepflogen. Von polnischer Seite wurde Oesterreich eben so dringend angegangen, sich für Polen zu erklären. Die Ungarn machten eine Demonstration und forderten im Juni ihren Kaiser in einer großen von 22 Comitaten unterzeichneten Adresse auf, den Polen zu helfen. In dieser Adresse wurde hervorgehoben, daß ohne die Polen Wien und ganz Oesterreich türkisch geworden wäre, daß die Russen aber jetzt Oesterreich und ganz Europa noch gefährlicher seyen, als es damals die Türken gewesen. Auf die „von Norden her allen übrigen Nachbarn drohende Gefahr" wurde der stärkste Accent gelegt. Die Adresse blieb unbeantwortet, aber es ging das Gerücht, als seyen dennoch geheime Unterhandlungen mit Polen gepflogen worden. Man glaubte, Metternich habe den Polen zugesagt und ihnen sogar die Abtretung von Galizien in Aussicht gestellt, wenn sie zum König des wiederhergestellten alten Königreichs Polen einen Erzherzog wählen wollten, und wenn England und Frankreich den ersten Antrag darauf stellten. In St. Petersburg ging die Sage, Kaiser Nicolaus habe damals das seit Alexanders Tode abgebrochene Verhältniß zum Fürsten Metternich (vergl. oben S. 27) wieder nachgesucht, sich vor diesem Staatsmann gedemüthigt und ihm sämmtliche Rückstände der seit 1825 nicht mehr bezahlten Summen zugestellt, wodurch es ihm gelungen sey, sich nicht nur damals Oesterreichs Neutralität zu erkaufen, sondern auch in seiner orientalischen Politik von dieser Seite her nicht mehr behindert zu werden.

Unterdeß hatte sich Gielgud gegen Lithauen gewendet; ihm voran zog Chlapowski, hinter ihm folgte Dembinski. Sie wären stark genug gewesen, sich Wilnas zu bemeistern, aber Gielgud ließ sich bei Szawle am 26. Juni von nur wenigen Russen unter Dellingshausen schlagen. Chlapowski vereinigte sich im

Bialowiczer Walde mit dem Reste der Insurgenten, gab aber alle Hoffnung auf, als er ihre geringe Zahl und Unfähigkeit erkannte. Von diesem Augenblick an soll er den verzweifelten Entschluß gefaßt haben, sich auf preußisches Gebiet zu retten, und Gielgud in diesen Plan hineingezogen haben. In einem Kriegsrath zu Kurszany am 9. Juli wurde beschlossen, die kleine polnische Armee wieder zu theilen, weil sie beisammen, zumal da ihnen die Russen einen Transport von 1000 Wagen genommen hatten, nicht Subsistenzmittel genug aufbringen könnte. Chlapowskis Absicht aber soll nur gewesen seyn, Dembinski los zu werden. Nach der Trennung führte Gielgud immer noch 14,000 Mann, ließ sich aber geflissentlich von dem kleinen russischen Corps Dellingshausens an die preußische Grenze treiben. Jetzt erst begriffen die polnischen Soldaten den Verrath und einer ihrer Offiziere, Skalski, schoß den nichtswürdigen Gielgud vor der Fronte mit einer Pistole nieder. Chlapowski entwischte. General Roland versuchte sich noch mit einem Theil der Polen durchzuschlagen, erlitt aber durch das neu hinzugekommene russische Corps von Kreutz eine Schlappe und sah sich gezwungen, die preußische Grenze zu überschreiten, bei Degui am 15. Juli. Sie wurden hier, wie in Oesterreich, entwaffnet. Von Dembinski hörte man lange nichts mehr, er war verschwunden.

Auf der andern Seite unternahm Jankowski einen Zug gegen Rüdiger, der ihm geschickt auswich, und mußte umkehren, als Graf Toll, der interimistisch die Stelle von Diebitsch versah, eine drohende Bewegung machte. Skrzynecki hatte den Kopf ganz verloren. Die Weisung, die er durch Sebastiani, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris erhalten hatte, er solle noch zwei Monate warten, hatte ihn gelähmt. Ehe Paskiewitsch im russischen Hauptquartier ankam und selbst noch nachher, als er endlich anlangte, konnte von den Polen viel ausgeführt werden, was alles versäumt wurde, weil Skrzynecki nicht wollte. Paskiewitsch verfolgte den Plan, weit unterhalb Warschau über die Weichsel zu gehen und diese Hauptstadt im Rücken zu fassen. Mit der preußi-

schen Regierung war schon Verabredung getroffen. Paskiewitsch erhielt von derselben Zufuhren aller Art, namentlich auch den erforderlichen Brückenapparat; die Festung Thorn war ihm desfalls so gut wie zur Disposition gestellt. Aber um an die Uebergangsstelle bei Plocz zu gelangen, brauchte Paskiewitsch von Pultusk aus einen weiten Flankenmarsch neben Warschau vorbei und konnte hier von den Polen gefährlich beunruhigt werden. Allein wie sehr man in Skrzynecki drang, er ließ das russische Hauptheer ungehindert den Marsch von Pultusk aus antreten, 4. Juli. Eben so wenig wurden die Russen am Uebergang über die Weichsel verhindert. Es war fast unnöthig, daß Paskiewitsch einen Scheinübergang bei Plocz anordnete, um den wahren bei Osiek zu maskiren. Niemand leistete ihm Widerstand. Der Uebergang war am 21. Juli vollendet. Unterdeß hielt der russische General Golowin, der Warschau bedrohte, einen Angriff der Polen unter Chrzanowski aus, am 2. Juli.

Immer noch waren die Polen stark genug, der russischen Hauptarmee auf dem linken Weichselufer eine Schlacht zu liefern, oder die auf dem rechten Weichselufer zurückgebliebenen kleineren russischen Corps zu vernichten. Aber es wurde gar kein Plan gefaßt und wenn einmal ein Corps vorgeschoben wurde, so geschah es mit halbem Willen und ohne Erfolg. Paskiewitsch selbst übereilte sich nicht, gegen Warschau vorzurücken. Wie es scheint, wollte er die Polen durch Zuwarten nur immer uneiniger werden, nur immer mehr in Verwirrung kommen lassen, während er zugleich den Verstärkungen entgegensah, die immerwährend aus dem innern Rußland heranzogen und ihn mit jedem Tage mehr des Sieges vergewisserten.

Am 3. August kam plötzlich Dembinski mit einem Haufen sonnverbrannter Krieger in Warschau an. Dieser Held hatte sich auf weiten Umwegen durch die Russen hindurchgeschlagen. Bei seiner Trennung von Gielgud hatte er noch 3600 Mann mit 6 Kanonen, die er in einem großen Bogen um Wilna herum über die Flüsse Musza, Wilia, Niemen, Szczara und durch den Bialo-

wiczer Wald glücklich zurückführte, obgleich durch die Russen verfolgt oder erwartet, durch Gefechte, Flüsse, Sümpfe und Wälder gehemmt. Er hat diesen außerordentlichen Zug, der ihm die höchste Ehre erwarb, selbst beschrieben. Sein Wiedererscheinen in Warschau belebte alle Hoffnungen. Der Ingrimm gegen Skrzynecki brach aus. Die gemäßigte, constitutionelle Partei der Niemojowski im Reichstage hielt diesmal mit der exaltirten Partei Lelewels zusammen gegen die diplomatische Partei und am 10. August wurde Skrzynecki abgesetzt und der Oberbefehl Dembinski übergeben. Allein damit war nichts gebessert, denn Dembinski mißtraute der gegenwärtigen Lage der Dinge, sah mit Entsetzen die Uneinigkeit der Parteien und wollte das Commando gar nicht annehmen. Nun wurde Prondzynski zum Oberbefehl berufen, aber auch er fand keine Autorität mehr.

Die exaltirte, s. g. demokratische Partei, die sich von Anfang an um Lelewel geschaart und einen patriotischen Club eröffnet hatte, sah das Verderben herannahen und schrieb es mit Recht den diplomatischen Zögerungen und Vertröstungen, mit Unrecht dem Verrathe zu. Schon Chlopicki hatte von Unterhandlungen mehr gehofft als vom Schwerte und war doch kein Verräther, eben so wenig Skrzynecki. Aber der Volkshaß suchte Verrath und glaubte ihn bei Jankowski zu finden, obgleich nichts auf ihn bewiesen werden konnte. Schon Skrzynecki hatte diesen unglücklichen General auf eine ziemlich vage Denunciation hin verhaften lassen und mit ihm den General Hurtig, einen ehemaligen Günstling des Großfürsten Constantin, so wie noch mehrere andere, die im Verdacht standen, den Russen geheime Nachrichten aus Warschau mitgetheilt, ja das Complott einer Contrerevolution mit Hülfe der heimlich zu bewaffnenden russischen Gefangenen in Warschau angezettelt zu haben. Jetzt verlangte die Volkswuth ein Opfer, und Jankowski mit seinen Unglücksgefährten wurde dazu ausersehen. Die geheime Triebfeder dabei war General Krukowiecki, der einen großen Aufruhr herbeiführen wollte, um sich selbst zum Dictator ausrufen zu lassen, denn er verging vor Neid und Ehrgeiz.

Am 15. August hielt der patriotische Club eine öffentliche Sitzung. Hier sagte Pluzenski alles, was gegen die bisherigen Oberfeldherrn zu sagen war, und Boski forderte auf, vor den Regierungspalast zu ziehen und die Hinrichtung der Verräther zu fordern. Eine ungeheure Volksmenge umringte den Palast. Fürst Czartoryski empfing sie mit Würde, aber als die Aufwiegler eine abschlägige Antwort erhielten und auf die ordentlichen Gerichte hingewiesen wurden, rief Boski: „von dieser Regierung ist nichts mehr zu hoffen. Wohlan, so laßt uns die Schurken hängen!“ Und augenblicklich wurde das Gefängniß gestürmt und die Generale Jankowski, Bukowski, Salacki und Hurtig, Oberst Slupecki, der Kammerherr Fertsch und eine Russin, Frau Bazanow, wurden in Stücke gerissen, zusammen an 30 Personen. Am folgenden Morgen ließ sich Krukowiecki zum Gouverneur von Warschau ausrufen und jagte die Regierung davon. Unter der Maske, als wolle er sie freundschaftlich warnen, ließ er Czartoryski und den andern sagen, wenn sie nicht schleunigst flöhen, würden sie alle umgebracht werden. An diesem Tage wurden noch zwei scheußliche Morde begangen, denn ein gefangener und schwer verwundeter russischer Offizier, Kettler, wurde auf der Straße ermordet, und ein ehemaliger Schulaufseher, der zugleich als russischer Spion verrufen war, Kawecki, von kleinen Knaben aufgehenkt.

Der Feind vor den Thoren und solche Gräuel im Innern, wie sollte Warschau geholfen werden? Prondzynski glaubte in der Noth Krukowiecki anerkennen zu müssen, nur um Einheit in die Vertheidigung zu bringen. Dembinski dagegen, Skrzynecki und die vertriebene diplomatische Partei nahmen ihren Stützpunkt außerhalb Warschau in der polnischen Armee. In diesen Tagen (17. August) ließ sich Zamoyski auf dem Wege nach Kalisch bei einer Recognoscirung von den Russen überfallen und verlor über 1000 Mann. Damals ging auch Rüdiger, den Rozycki mit 8000 Mann vergebens aufzuhalten suchte, bei Janowiec über die Weichsel, oberhalb Warschau, und Paskiewitsch zog das Netz zusammen, während in Warschau und im Lager der Polen die wildeste Verwirrung und

Rathlosigkeit herrschte. Da die polnische Armee immer noch 70,000 Mann zählte und Paskiewitsch damals nur noch ungefähr eben so stark war, hätten die Polen, wenn sie einig und entschlossen gewesen wären, auch jetzt noch den russischen Feldmarschall, ehe er sich mit Rüdiger, der von Süden kam, und mit Kreutz, der ihm 20,000 Mann aus Lithauen zuführte, vereinigen konnte, in einer offenen Schlacht überwinden können. So meinte Krukowiecki, aber der Kriegsrath wagte es nicht. Dembinski wollte die Hauptarmee nach Lithauen führen und die altpolnischen Provinzen insurgiren, während Warschau sich bis zur Herbstnässe halten könnte und die Russen dann im polnischen Koth ersticken und Mangel an Lebensmitteln leiden würden. Aber auch das hielt man, seit Dwernickis und Gielguds Mißgeschick nicht mehr für ausführbar. Prondzynski rieth zu einer kühnen Offensive gegen die einzelnen russischen Corps auf dem rechten, und zur starken Defensive auf dem linken Weichselufer zugleich. Das ungefähr wurde nun wirklich ausgeführt, aber nicht recht.

Am 21. August wurde Ramorino, ein aus Frankreich gekommener Abenteurer, mit 20,000 Mann entsendet, um die Corps von Golowin und Rosen, die immer noch Warschau beobachteten, zu vernichten; aber er ließ Rosen entwischen und folgte ihm zu weit, so daß er nicht mehr Warschau zu Hülfe kommen konnte, wenn dieses angegriffen wurde. Auch hatte sich Czartoryski und die Häupter der diplomatischen Partei unter seinen Schutz begeben und wagten sich nicht mehr nach Warschau zurück. Dieser Ballast erschwerte seine Bewegungen und mißleitete seine Entschlüsse.

In Warschau befanden sich noch ungefähr 37,000 Mann, aber die Befestigungen ließen viel zu wünschen übrig. Da Paskiewitsch die Stadt nicht auf der schwer zugänglichen Seite von Praga, sondern vom offenen Lande her angriff, hätte man ihm mehr Terrainhindernisse vorlegen sollen; aber die doppelte Umwallung der Stadt war für eine große Armee kein ernstes Hinderniß, und die allein besser angelegte Schanze von Wola wurde wenigstens von den russischen und preußischen Militärs als ungenügend

angesehen. Nachdem Paskiewitsch lange genug gewartet hatte, und endlich General Kreutz am 27. August mit den Verstärkungen zu ihm gestoßen war, rückte er näher an Warschau heran und ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern. Wirklich wurde nun Prondzynski hinausgeschickt, um mit dem russischen General Dannenberg zu unterhandeln, was aber zu nichts führte, als daß der Russe die arge Confusion, die in der Stadt herrschte, inne wurde. Am 5. Dezember plötzlich stand die ganze russische Armee in Schlachtordnung vor den Mauern, eröffnete ein furchtbares Feuer und machte, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Polen, doch sichtlich Fortschritte. Unterdeß saß der Reichstag in Permanenz und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Prondzynski, noch einmal ins russische Lager entsendet, brachte nur wieder die Aufforderung zur Uebergabe zurück. Paskiewitsch wollte sich durch die mündlichen und zweideutigen Vertröstungen nicht hinhalten lassen und verlangte eine schriftliche Urkunde der Unterwerfung, ehe er das Feuer einstelle und den Kampf ruhen lasse. Prondzynski hatte jede Möglichkeit des Sieges schon aufgegeben und suchte den Reichstag zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Krukowiecki bediente sich seiner, indem er ebenso dachte, aber nicht der erste seyn wollte, der zur Capitulation rieth. Als aber am folgenden Tage die Russen nach einem wüthenden Kampfe die Schanzen von Wola erstürmt hatten, ließ Krukowiecki durch Prondzynski einen Waffenstillstand als Einleitung zur förmlichen Uebergabe unterhandeln, und Prondzynski soll bei diesem Anlaß voreilig gesagt haben, der Reichstag sey einverstanden. Er hoffte nämlich, der Reichstag werde unterdeß mürbe geworden seyn. Allein das Gegentheil hatte stattgefunden. Die gemäßigte Partei der Niemojowski, Malachowski ꝛc. vereinte sich in der höchsten Noth noch einmal mit der Partei Lelewel, um den Dictator Krukowiecki, dem man Verrath zutraute, abzusetzen. Als nun der russische General Berg in die Stadt kam, um mit dem Reichstage die Capitulation zu verhandeln, fand er Malachowski an der Spitze der Regierung und wollte augenblicklich wieder umkehren. Aber der Muth des Reichstages war mit der letzten Kraft-

anstrengung gebrochen. Nur Ostrowski mahnte noch feurig zur Ausdauer, die Mehrheit wollte es nicht aufs äußerste kommen lassen und zog eine Capitulation, die den freien Abzug sicherte, dem Sturm und Untergange vor.

Anstatt also aus Warschau ein zweites Saragossa zu machen, räumte man es dem Feinde, der übrigens schon die zweite innere Verschanzung inne hatte und unfehlbar eingedrungen wäre. Man täuschte sich polnischerseits immer noch mit der Meinung, wenn sich das ganze Heer sammt Reichstag und Regierung unter die Kanonen von Modlin zurückziehe und mit Ramorino wieder vereinige, werde man immer noch stark genug seyn, den Kampf fortsetzen zu können. Paskiewitsch aber bewilligte am 8. September gern in der Capitulation Warschaus den freien Abzug des Heeres und der Behörden. Damit schonte er die Hauptstadt, setzte sich in den Besitz aller ihrer Vorräthe und konnte überzeugt seyn, die ins freie Feld hinausgejagten, gänzlich decontenancirten und unter einander selbst uneinigen, sich mit Vorwürfen und Schmähungen überhäufenden Polen würden nicht lange mehr zusammenbleiben. In der That entsprach das Benehmen der Polen während der Belagerung ihrer Hauptstadt durch Paskiewitsch den großen Erwartungen nicht, die ihr früherer Heldenmuth erweckt hatte. Jeder gute Genius war von ihnen gewichen.

Während Paskiewitsch in Warschau einzog und dort alles auf den alten Fuß setzte, versammelte sich der ausgetriebene polnische Reichstag noch einmal in einem Kloster zu Zakrocym, am 11. September, und befahl Ramorino, schnell herbeizueilen. Dieser aber weigerte sich und wollte sich auf die Festung Zamosk stützen. Czartoryski, der sich bei ihm befand, verließ ihn nun und begab sich zu dem kleinen Corps von Rozycki nach Krakau, um so nahe als möglich an der Grenze zu bleiben und sich nach Frankreich retten zu können. Auf diese Nachrichten hin dankte Machalowski ab und Rybinski übernahm den Oberbefehl, aber nur, um mit Paskiewitsch weiter zu unterhandeln. Er verlangte, sich mit Ramorino und Rozycki bei Lublin vereinigen zu dürfen, wogegen er Modlin

übergeben wolle. Paskiewitsch schien es anzunehmen, hielt ihn aber geflissentlich hin, um erst mit Ramorino fertig zu werden, hinter den er Rüdiger geschickt hatte. Ramorino bestand gegen diesen einige Gefechte, zog sich immer näher an die österreichische Grenze, hielt am 17. September einen Kriegsrath und setzte durch, daß man, unfähig sich noch länger wirksam vertheidigen zu können, über die Grenze gehe. Sein Corps, noch 11,000 Mann stark, wurde bei Baruf an der Grenze entwaffnet. Nun konnte sich auch Rozycki in Krakau nicht länger halten und ging ebenfalls über die Grenze. Am 28. September zog Rüdiger in Krakau ein und ließ den Polen zum Hohn seine Musik „Polen ist noch nicht verloren“ spielen.

Im Lager der polnischen Hauptarmee feuerten am 23. noch einmal Dembinski und Uminski den Muth der polnischen Soldaten an und wollten bei Plocz über die Weichsel setzen und die Russen in Warschau überfallen. Aber Rybinski wollte nicht. Man schrie über Verrath und zankte sich. Schon begannen die Landboten und was vom Civil geflüchtet war, der Grenze zuzueilen, um sich persönlich zu retten. Am 5. October erklärte Rybinski zu Rachow, ein ferneres Kriegführen gegen die russische Uebermacht wäre Thorheit; es bleibe nichts übrig, als sich über die nahe preußische Grenze zu retten. Dieser Uebergang erfolgte nun bei Straßburg, wo sie vom preußischen Militär entwaffnet wurden. Man sah die sonnenverbrannten Krieger weinen, viele warfen sich zum letztenmal auf die polnische Erde, um sie zu küssen. Am rührendsten war der Abschied „der letzten Zehn vom 4. Regiment“, denn nur so viele waren von dieser Heldenschaar noch übrig. Die preußische Regierung gewährte 1400 Polen, meist Offizieren, Pässe nach Frankreich, und auch viele Gemeine kamen durch. Zuletzt blieben noch 6—7000 Mann an der Grenze und diese tapfern Männer sollten an Rußland ausgeliefert werden. Sie wurden wirklich mit Gewalt dazu angehalten. Es gab furchtbare Scenen. Die Polen ließen lieber preußische Säbel unter sich einhauen, als daß sie wieder unter die russische Knute zurückgekehrt wären. Am meisten Auf=

sehen erregte die Scene zu Fischau, wo unter die widerspenstigen Polen geschossen wurde. Am Ende aber trat Erbarmen ein und die unglücklichen Polen wurden theils im Lande verwendet, theils nach Frankreich entlassen. — Die nach Oesterreich geflüchteten Polen von Rang und die Offiziere wurden sämmtlich nach Frankreich befördert. Von Seiten der Gemeinen hörte man keine Klagen. Es hieß später, der Kaiser von Rußland habe auf österreichische Verwendung alle amnestirt. Die geflüchteten Offiziere wurden im westlichen Deutschland von s. g. Polencomités verpflegt und sehr gefeiert. In Frankreich erhielten sie nur kärgliche Unterstützung. Ludwig Philipp sah sie ungern kommen.

In Polen selbst stellte Paskiewitsch, zum Fürsten von Warschau und Statthalter ernannt, die russische Gewalt vollständig her, nachdem auch Modlin und Zamosk sich unterworfen hatten. Die vornehmen Polen, die auf Amnestie hofften und durch ihr Dableiben sich der Gnade des Kaisers würdig zu machen hofften, Fürst Radziwil, Krukowiecki, Prondzynski und viele andere wurden auf der Stelle „ins Innere des Reichs" geschickt. Eine Amnestie erfolgte am 1. November, aber sie enthielt so viele Ausnahmen, daß niemand sicher war. Wie konnte man auch nach einer so schrecklichen Revolution, in der sich der glühendste Haß gegen den Kaiser Luft gemacht hatte, von eben diesem Kaiser eine weichliche Huld erwarten? Die Amnestie war für Europa geschrieben, nicht für die Polen. Der polnische Aufstand hatte Rußland ungeheure Opfer gekostet und was noch mehr war, die thönernen Füße des ehernen Riesen enthüllt. Die kleine polnische Armee hatte der Uebermacht Rußlands getrotzt, und eine Zeit lang schien der Abfall von ganz Altpolen nicht unmöglich. Nicht blos der Ruhm, auch die Macht Rußlands war erschüttert worden. Unter diesen Umständen konnte der Sieger nicht verzeihen, er mußte dem militärischen Siege die politische, wo möglich auch die nationale und kirchliche Vernichtung folgen lassen.

Die polnische Revolution hat freilich nur ein Beispiel geliefert, „wie man eine Revolution nicht machen muß;" aber man

darf sie nicht allein aus dem Nützlichkeitsprincip beurtheilen. Sie war ein Naturschrei, ein blitzähnliches Handeln des nationalen Instinktes, die Wirkung einer jener in der Wirklichkeit und Tiefe der Dinge vorhandenen Naturkräfte, welche die Unnatur des oberflächlichen Scheines nicht gelten lassen will und als nicht vorhanden betrachtet. Weil die europäische Diplomatie die polnische Nation in die Sklaverei Rußlands gegeben, sollten alle Polen sofort getreue und loyale Russen und die polnische Wesenheit ein für allemal verschwunden seyn. Das hieß der Natur Gewalt anthun, und die Natur mußte früher oder später den Rückschlag thun. Alle Schuld fällt hier nicht auf die unglücklichen Nationen und ihre ewige Natur, sondern nur auf die gottlose Staatskunst, die auf so unnatürliche Art mit den Nationen experimentirt, unschuldige Völker in so gräßliche Lagen bringt.

Zwölftes Buch.

Die Bewegung in Deutschland.

Nach der Wiener Schlußacte genoß Deutschland eine tiefe Ruhe, die aber von keinem allgemeinen Behagen begleitet war. Abgesehen von den unerfüllt gebliebenen Hoffnungen der Patrioten auf eine Stärkung und Einigung des Gesammtvaterlandes, lagen auch die materiellen Interessen noch sehr im Argen. Von den ungeheuern Leiden und Kosten des großen Kriegs noch immer nicht hinreichend erholt, hatten die Bevölkerungen überall die enorme Last der Bureaukratie in zu vielen Einzelstaaten zu tragen. Die Mündungen des Rheins wie der Donau waren dem freien Verkehr abgesperrt; zwischen allen Einzelstaaten waren Mauthen aufgerichtet. Der deutsche Handel war nicht nur zur See, sondern selbst im Innern des deutschen Bundes äußerst beschränkt. Die gebildeten Classen trösteten sich mit der Pflege der Literatur, aber auf der Oberfläche derselben herrschte die geistlose Mode, die insbesondere wieder viel französisches Unwesen auf den deutschen Büchermarkt brachte, und in der Tiefe begann der Geist der Verneinung

sich zu Kämpfen zu rüsten, die allem Positiven noch viel gefährlicher werden sollten, wie je im vorigen Jahrhundert.

Durch die Wiener Schlußacte waren die Verfassungen der deutschen Mittelstaaten unter dem Einflusse Rußlands, wie oben gezeigt ist, gesichert worden; doch sorgte dasselbe Rußland dafür, daß die Verfassungen nur der Souveränetät der Fürsten, nicht etwa den liberalen Oppositionen zu Gute kommen sollten. Eine solche hatte hauptsächlich in Württemberg Boden gefunden. Dahin fiel also auch der erste Schlag der Reaction. Der deutsche Beobachter in Stuttgart wurde unterdrückt, sein Herausgeber Liesching auf die Festung geführt. Als der russische Gesandte v. Anstett dem deutschen Bundestage die Beschlüsse des Congresses von Verona einfach zur Nachachtung und nachträglichen Zustimmung überreichte, wagte die Württembergische Stimme (Wangenheim) dem Bundestag anzudeuten, man hätte sie wohl besser vorher gefragt. Allein dies hatte keine weitere Folge, außer daß Wangenheim vom Amt entfernt wurde. Gleiches Schicksal traf einen andern württembergischen Minister, den Grafen Winzingerode, wegen einer ihn compromittirenden Note. Auch der bayrische, kurhessische und darmstädtische Bundesgesandte (v. Aretin, v. Garnier und v. Lepel) mußten austreten, weil sie mehr oder weniger dem Herrn v. Wangenheim zugestimmt hatten.

Die Mainzer Commission setzte ihre Untersuchungen fort, ohne irgend Spuren einer deutschen Verschwörung zu finden. Alles was sie fand waren Phantasien und Herzensergießungen meist unerfahrener Jünglinge. Dagegen glückte es der Polizei, zu entdecken, daß die Studenten im Jahre 1820 in einer geheimen Zusammenkunft zu Dresden die verpönte Burschenschaft wieder erneuert hatten. Die desfalls Verhafteten wurden aber nicht nach Mainz gebracht, sondern im Schloß Köpnik bei Berlin aufbewahrt und verhört. Auch sie (Wesselhöft und Consorten) waren unbedeutende Schwärmer, die nur den burschenschaftlichen Geist unter den Studenten forterben lassen, aber zu keiner That schreiten wollten. Es befanden sich darunter Jünglinge, die später angesehene Aemter bekleidet

haben, wie der Theologe Hase. Sogar der nachher berühmt gewordene Cousin, der die deutsche Philosophie nach Frankreich verpflanzte, wurde damals in Berlin verdächtig und in Haft genommen. Ueberall witterte man „demagogische Umtriebe.“ Man machte aus einer Mücke einen Elephanten, sey es, um durch harte Bestrafung der Ungefährlichen dem Auftreten der wirklich Gefährlichen vorzubeugen, sey es, um einen Ausnahmszustand zu motiviren, bei dem man bequemer regieren konnte. Der s. g. Jünglingsbund, den der Student Sprewitz 1821 ausgeheckt hatte und den er durch einen großen Männerbund zum Umsturz der deutschen Verfassung ergänzen wollte, machte ein lächerliches Aufsehen, existirte aber nur im Mitwissen einiger phantastischen jungen Leute, und vom Männerbunde wurde niemals, trotz alles Suchens, die mindeste Spur gefunden.

Der Bundestag vegetirte in jener Zeit fort, ohne etwas Anderes zu thun, als die Vollziehung der Karlsbader Beschlüsse, die Universitäten und die Presse zu überwachen, und zwar nicht einmal aus eigener Machtvollkommenheit, sondern wiederholt inspirirt und beauftragt von der europäischen Pentarchie, zunächst von Rußland. Im Sommer 1824 versammelten sich wieder die Gesandten der Großmächte zu einer Conferenz auf dem Schloß Johannisberg am Rhein bei dessen Besitzer, dem Fürsten Metternich, und besprachen hier nächst der griechischen, spanischen und portugiesischen Angelegenheit auch die deutsche. In Folge dessen beschloß nun der Bundestag am 16. August, die Mainzer Centraluntersuchungscommission, die strenge Censur und polizeiliche Ueberwachung der Universitäten sollten fortdauern, weil immer noch zu viel revolutionärer Stoff vorhanden sey, wie dies in einem preußischen Circulär noch näher ausgeführt war. Bemerkenswerth erschien die Aufdringlichkeit des russischen Gesandten am Bundestage, Herrn von Anstett, der im Namen Rußlands die Weisheit der gefaßten Beschlüsse noch besonders sanktionirte. Die Mainzer Commission tagte fort bis 1828, ohne das allergeringste Ergebniß zu liefern, woraus hervorgegangen wäre, daß sie überhaupt nothwendig gewesen sey.

Das Verfassungswesen in den deutschen Mittelstaaten war mit einziger Ausnahme der Verfechtung des „alten Rechts" in Württemberg eine Sache der Octroyirung und ein bloßes Mittel zum Zweck, die weiland Rheinbundsouveränetäten gegen Oesterreich und Preußen zu stärken, daher auch ein Schooßkind der russischen Politik (die dagegen in Preußen eifrigst gegen das Aufkommen einer Verfassung arbeitete). Natürlicherweise sollte es nun auch immer und ewig nur Mittel zum Zweck bleiben, und es sollte den Völkern nie einfallen dürfen, mittelst der Verfassung und ständischen Vertretung nun auch ihre Noth zur Sprache, ihre Wünsche zur Geltung zu bringen. Aber die Völker, die nichts vom Zusammenhange des deutschen Verfassungswesens mit der russischen Politik wußten noch ahnten, ergriffen das ihnen dargebotene halbe und zweideutige Recht mit einer liebenswürdigen Naivetät und Ehrlichkeit, um ein Werk, auf dem ein diplomatischer Fluch ruhte, einfach durch ihre Unschuld zu segnen. Ueberall trat in den Kammeroppositionen echte deutsche Biederkeit hervor, die weder durch den Spott, mit dem die Diplomatie sie empfing, noch durch die parlamentarischen Ausschweifungen einer unfruchtbaren Doctrin, in die sie später entartete, etwas von dem reinen Glanze ihres ersten Auftretens verliert. Wir wollen die bescheidenen Männer ehren, die zuerst in deutschen Kammern ein wahres Wort zu sagen gewagt haben. Sie richteten freilich nur wenig oder nichts aus, denn wenn sie an die großen Fragen des deutschen Gesammtvaterlandes geriethen, stießen sie sich an die Bundesbeschlüsse, und wenn sie in die innere Politik des Einzelstaats eingriffen, an die Gewohnheitstyrannei der Bureaukratie wie an eherne Mauern. Fast durchgängig bestanden die Mehrheiten der Kammern aus Staatsdienern und Anhängern der Regierungen, und die Oppositionen blieben in der mindern Hand. Der Hauptfehler der deutschen Verfassungen war nämlich, daß sie alle mehr oder weniger nach der Schablone der französischen Charte gemacht waren und die Wähler zur Landesvertretung nicht mehr wie in frühern Zeiten in Ständen und Corporationen suchten, sondern der Kopf=

zahl unter der Bedingung eines Census anheimgaben. Dies machte den Regierungen möglich, ihre eigenen Verwaltungsbeamten auch in die gesetzgebenden Körper wählen zu lassen, so wie es später die Wahlen von talentvollen und energischen Oppositionsmännern erleichterte, die nur auf augenblickliche politische Tagesfragen oder auf allgemeine Doctrinen sahen, das reelle Interesse der einzelnen Stände und Berufsklassen aber hintansetzten, was zum Untergange aller guten alten Gewohnheitsrechte führte, die bisher von der Bureaukratie noch verschont worden waren. Die liberalen Oppositionen wetteiferten mit den Ministerien in der Mißachtung namentlich der Kirche und der Corporationsrechte, im Nivelliren der Staatsbürger, in der Verschmelzung des Bürger- und Bauernstandes und in der Auflösung beider in zwei neue Klassen, reiche Speculanten und arme Proletarier. Die ehrenhaftesten Männer, die in den Kammern muthig gegen manche Mißregierung im Bunde, wie im Einzelstaat in die Schranken traten, befanden sich doch in dem großen Irrthum der Zeit, der unter dem gehässigen Namen der Hierarchie und des Feudalismus die ehrwürdigsten und dem Volke theuersten Einrichtungen niederreißen half, als seyen es Werkzeuge des Despotismus, da sie doch in Wahrheit Schranken gegen denselben gewesen waren. Man hatte sich desfalls viel zu sehr in die Anschauungsweise des französischen Liberalismus vertieft.

Als im Jahr 1825 der alte König Max starb, bekamen die Bayern in dessen Sohn König Ludwig I. einen genialen und kunstliebenden Herrn, der die Universität Landshut sofort nach München verpflanzte, die schon dort vereinigte altbayrische, Mannheimer und Düsseldorfer Bildergalerie durch Ankauf neuer Kunstschätze, insbesondere der von den Brüdern Boisserée gesammelten altdeutschen Gemälde und kostbarer Antiken aus Italien ansehnlich vermehrte und München mit Prachtbauten erfüllte, die nach und nach unter seiner Regierung entstanden, einem neuen Anbau zum königlichen Schlosse, einem neuen Universitätsgebäude, einer neuen Bibliothek, der die Gemälde umfassenden Pinakothek, der die Antiken aufbewahrenden Glyptothek, einer gothischen Kirche in der Au, der byzantinischen Ludwigskirche, einer protestantischen Kirche rc. Auch

baute er bei Regensburg eine s. g. Walhalla, bestimmt die Büsten aller großen Deutschen aufzunehmen *). München wurde seitdem eine Heimath der besten und zahlreichsten Künstler Deutschlands, eine Metropole des Kunstschönen, wie Berlin die der Wissenschaft war. Aber auch dieses edle Streben und Wirken konnte nicht frei bleiben von der Unnatur und Haltungslosigkeit des Zeitgeistes. Man baute zu München nicht in Einem Geist, sondern in der Manier aller Zeiten, griechisch, römisch, byzantinisch, romanisch, lombardisch, gothisch und modern. Die Vermischung aller Geschmäcke war seit Göthe Kriterium deutscher Bildung geworden.

Das allgemeinste Verdienst um Deutschland erwarb sich König Ludwig dadurch, daß er bald nach seinem Regierungsantritt mit Württemberg einen Zollverein abschloß, der bald erweitert werden sollte. Wenn der Franzose de Pradt mit Recht uns Deutsche wegen unsrer bisherigen Zollschranken verspottet und uns mit Thieren in einer Menagerie verglichen hatte, die sich nur hinter dem Gitter ansehen, so war es kein geringes Werk, mit dem Ludwig von Bayern begann, indem auf seinen Befehl die ersten Schlagbäume vom deutschen Boden verschwanden. Preußen ahmte das Beispiel nach, indem es sich zunächst nur mit Hessen-Darmstadt zu einem ähnlichen Zollverbande einigte; sodann Hannover, Kurhessen und Sachsen, die einen mitteldeutschen Verein bildeten. Im Jahr 1828 kam auf Betrieb des großen Naturforscher Oken die erste Versammlung deutscher Naturforscher in Berlin zu Stande, und hier bemühte sich der geniale Freiherr von Cotta, Deutschlands erster Buchhändler, eifrig um eine Verschmelzung des nord- und süddeutschen Zollvereins zu einem Ganzen, die auch glücklich erreicht, zu Berlin am 27. Mai 1829 unterzeichnet und allgemein in Deutschland mit Jubel begrüßt wurde. Die tief gesunkenen Hoffnungen auf nationale Einheit lebten wieder auf.

*) Ein griechischer Tempel von weißem Marmor, dem Neptunstempel in Pästum nachgebildet, von zauberischer Schönheit, aber etwas in dieser Gegend neben der romantischen Ruine Donaustauf an dem grünen Waldufer der Donau gar Fremdartiges.

Ein nicht minder großes Verdienst erwarb sich König Ludwig durch seine Begeisterung für die katholische Kirche. Er war unter allen neuen Monarchen der erste, der ohne Eigennutz (von dem man wenigstens die kirchenfreundliche Politik der Bourbons nicht frei sprechen konnte) als weltliches Staatsoberhaupt der Kirche wieder die Ehre und das Recht zukommen ließ, deren sie nie hätte beraubt werden sollen. Je mehr ihn die noch tief in Kirchenhaß befangenen Zeitgenossen deshalb geschmäht haben, um so mehr muß man seinen Muth und seinen Fernblick rühmen. Er sah schärfer in die Gefahren der Zukunft, als andere, und erkannte in der Kirche die einzige Macht, die der Revolution gewachsen ist, und die einzige Heilkraft, die das an so vielen sittlichen Uebeln leidende Geschlecht genesen machen kann. Ludwig rief den lange in der Schweiz und Frankreich verbannt lebenden Görres als Lehrer an die Universität München, wo sich bald ein Verein gelehrter und geistreicher Männer bildete, die eine Wiedergeburt des kirchlichen Geistes in der Jugend förderten. Uebrigens war Aehnliches auch in einigen paritätischen Staaten gestattet, namentlich zu Münster, wo Katerkamp, zu Bonn, wo Klee und Windischmann, zu Tübingen, wo Möhler in diesem Geiste wirkten. Im katholischen Deutschland, außerhalb Oesterreich, wuchs demzufolge ein junger Klerus voll heiligem und reinem Eifer heran.

Nach Unterdrückung aller patriotischen Bestrebungen durch die Karlsbader Beschlüsse war das Auftreten und Wirken König Ludwigs wieder der erste Hoffnungsstrahl, der eine bessere Zukunft verhieß.

Die Julirevolution elektrisirte Deutschland wie einen Schlafenden, der jäh aufwacht. Die Unzufriedenen schöpften aus dem, was im Nachbarlande geschah, neuen Muth, und die Regierungen erschracken. Verrieth es die ungeheure Inferiorität, zu welcher die große deutsche Nation herabgesunken war, daß sie sich in ihrer eigenen Ohnmacht und Trägheit dergestalt von außen elektrisiren ließ, so ging doch alles höchst natürlich zu. Die Franzosen bewährten sich wieder als das Volk der That. Eine That wie die

Julirevolution mußte imponiren durch ihr unerwartetes, blitzähnliches Hereinbrechen, durch ihre die Faulheit und Feigheit so vieler andern Nationen beschämende Kühnheit und durch die großen Hoffnungen, die sie erweckte. Zum erstenmal war der Alpdruck gehoben, der seit Gründung der heil. Allianz auf der Brust schwer athmender Völker lastete.

Uebrigens folgten der französischen Revolution in Deutschland nur Revolutiönchen da, wo die Mißregierung kleiner Fürsten das äußerste Maaß überschritt und der lange verhaltene Ingrimm des Volkes endlich sich Luft machte.

In Braunschweig ereigneten sich damals traurige Dinge. Der edle Herzog Wilhelm, der bei Quatrebras gefallen war, hatte zwei junge Söhne hinterlassen, Karl und Wilhelm. Der erstere war rechtmäßiger Erbe des Herzogthums unter der Vormundschaft seines welfischen Vetters, des Königs von England. Das kleine Land wurde interimistisch durch den Minister von Schmidt-Phiselbeck verwaltet und erhielt 1820 seine obligate Verfassung, wie alle andern deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Jedermann war damit zufrieden. Als aber der junge Karl in seinem neunzehnten Jahre, 1823, selbst die Regierung übernahm, war ihm alles nicht recht, was bisher geschehen war. Noch zu jung und unreif zum ernsten Geschäfte des Regierens bildete er sich ein, er komme zu spät dazu, klagte den verdienstvollen Schmidt-Phiselbeck als Hochverräther an, er habe die Vormundschaft verlängern wollen, brach in einem Edict vom 10. Mai 1827 in die gröbsten Invectiven gegen den König von England aus, hob die Verfassung wieder auf, verkaufte die Domänen, nahm den Staatsschuldentilgungsfond weg, ließ Urtheile des Gerichtshofes zerreißen und führte mit seinen Gesellen Klindworth, Bosse, Fricke und Bitter ein solches Bubenregiment, daß die Stände beim Bundestage klagen mußten. Inzwischen begnügte sich der Bund, nur das Benehmen des Herzogs gegen den König von England zu rügen, und den Herzog zum Widerruf des Edicts vom 10. Mai aufzufordern, drückte aber zu allem, was er gegen seine Unterthanen sündigte, die Augen zu. Der Herzog aber wider-

rief nicht, sondern reiste mit vollem Beutel nach Paris, um dort seinen Lüsten zu fröhnen, als ihn daselbst die Julirevolution überraschte. Da war seines Bleibens nicht länger; eilends floh er davon. Als er aber wieder deutsche Luft athmete, wuchsen ihm wieder Muth und Trotz. In der Voraussetzung, die Deutschen ließen sich alles gefallen, rühmte er sich, er wolle es mit dem Volke aufnehmen und werde sich anders zu schützen wissen als Karl X. Als man ihn um Abstellung der verderblichen Geldwirthschaft ersuchte, die das Land ruiniren müsse, weigerte er sich und rief herausfordernd, das Volk solle sich nur auflehnen, seine Kanonen seyen schon geladen. Allein der Pöbel nahm diese Herausforderung des unbesonnenen Fürstenkindes an, warf den Wagen des Herzogs und seiner Maitresse, einer Schauspielerin, mit Steinen, umringte sein Schloß und stieß die fürchterlichsten Drohungen aus. Die höheren Stände und ehrbaren Bürger vermochten den Herzog zu keiner Nachgiebigkeit zu bewegen; allein er hatte auch nicht den Muth, schießen zu lassen, und machte sich durch den Garten feig aus dem Staube. Das wüthende Volk aber brach nun in das Schloß ein und brannte es ganz und gar nieder, am 7. September 1830. Da niemand wußte, wohin Karl geflohen war, erschien sein Bruder Wilhelm, den Preußen und Hannover unterstützten, in Braunschweig, beruhigte die Aufgeregten, übernahm die Regierung, stellte die Verfassung wieder her und wurde als Stellvertreter seines Bruders auch vom Bundestage anerkannt. Ein toller Versuch des Vertriebenen, mit einer demokratischen Proklamation an der Spitze von zusammengerafftem Pöbel in Osterode eine Contrerevolution zu Stande zu bringen, scheiterte am Widerstand der Einwohner, am 29. November.

Wenige Monate später wurde dasselbe Osterode Schauplatz einer großen Aufregung gegen die Regierung von Hannover. Die Hannoveraner hatten sich über die ausschließliche Adelsherrschaft in ihrem Lande zu beklagen, womit Vernachlässigung des Bauern- und Bürgerstandes, der Industrie und des Handels, große Heimlichkeit der Verwaltung und Langsamkeit der Justiz verbunden war.

Im Anfang des Jahres 1831 improvisirte ein gewisser König in Osterode eine Nationalgarde, um den Forderungen des Volkes Nachdruck zu geben, und begannen auch die Bürger und Studenten in Göttingen zu tumultuiren. Gegen den als Patrioten in den Unglücksjahren der napoleonischen Herrschaft wohlbekannten Grafen Münster wurde eine „Anklage" gedruckt und verbreitet, worin ihm hauptsächlich die Schuld gegeben wurde, das Land zum Besten des Adels vernachlässigt zu haben. Aber die Regierung ließ sich nicht einschüchtern, sie schickte Truppen und ließ die Häupter des Aufruhrs festnehmen, in Göttingen die Doctoren Ahrens und Rauschenplatt. Der König von England ernannte sodann seinen Bruder Adolf Friedrich, Herzog von Cambridge, zum Vicekönig in Hannover, erließ eine beruhigende Proklamation und berief die Stände ein, die in ruhiger Berathung die Abschaffung mancher alten Mißbräuche vornahmen.

In den Herzogthümern Schleswig-Holstein gab sich nach der Julirevolution eine etwas aufgeregte Stimmung kund. Ein Kanzleirath Lornsen, Landvogt auf der Insel Sylt, brachte zuerst die Beschwerden dieser deutschen Länder gegen die dänische Regierung zur Sprache und wurde auf die Festung gesetzt. Aber eine Adresse der Prälaten und Ritter vom 22. November 1830 wiederholte in unterwürfigen Ausdrücken die Beschwerden. Im Mai 1831 führte der Dänenkönig Friedrich VI. Provinzialstände ein, aber je für Schleswig und Holstein besondere, wogegen die Ritterschaft wieder vergebens protestirte. Lornsen wurde erst 1832 wieder freigelassen. Zugleich erfolgten einige Erleichterungen des Verkehrs.

In Sachsen war der vielgeprüfte König Friedrich August 1827 gestorben und hatte sein schon hochbejahrter Bruder Anton die Regierung angetreten. Auffallenderweise hatte sich das Haus Wettin, seitdem Friedrich August der Starke am Ende des 17. Jahrhunderts katholisch geworden war, um König von Polen werden zu können, und die italienischen Künste pflegte, nicht nur von den alten Sympathien des lutherischen Stammlandes, sondern auch

von dem modernen Geistesleben, dem Leipzig als großer Büchermarkt zum Mittelpunkt diente, abgewandt. Nirgends wurde noch so alterthümlich regiert als in Sachsen. Die ungeheuren Stürme der napoleonischen Zeit hatten am Gange der Staatsmaschine nichts geändert, die Bewegung der Presse und des Liberalismus seitdem eben so wenig. Die Hof- und Landtagsaristokratie schleppte ihren langen Zopf bis in die dreißiger Jahre nach. Zum erstenmal 1829 erinnerte der Bürgerstand durch eine Adresse die eingeschlafene Monarchie, es sey Morgen geworden, man warte auf Aenderungen. Sie ließen aber auf sich warten. Am 25. Juni 1830, vier Wochen vor der Julirevolution, wollte die Stadt Dresden und die Universität Leipzig das Jubiläum der augsburgischen Confession feiern, aber der Regierungscommissär untersagte es, um den katholischen Hof nicht zu beleidigen. Das führte damals schon zu einem Tumult der protestantischen Bevölkerung und die Aufregung war noch nicht gestillt, als die Nachricht von der Julirevolution in Paris sie neu aufflammen machte. Am 2. September brach ein großer Tumult in Leipzig aus, der mehrere Tage lang; dauerte, und am 9. in Dresden selbst, wo das Rathhaus und Polizeigebäude von den wüthenden Insurgenten in Asche gelegt wurden. Auch in Bautzen und Chemnitz fielen Tumulte vor. Da gab der greise König endlich nach und nahm seinen wohlwollenden und beim Volke auch beliebten Sohn Friedrich August zum Mitregenten an, der den verhaßten Minister Einsiedel entfernte und durch den beliebten v. Lindenau ersetzte, die ärgsten Mißbräuche, hauptsächlich in der städtischen Verwaltung, abschaffte und die alte Verfassung zeitgemäß umänderte. Der greise Anton starb 1835 und der Mitregent folgte ihm als König.

In Kurhessen dauerte die üble Wirthschaft fort. Die Hessen, einer der edelsten und tüchtigsten deutschen Volksstämme, unterlagen einem besondern Mißgeschick. Der alte Kurfürst Wilhelm I. starb zwar 1821, und sein Sohn und Nachfolger, Wilhelm II., schaffte die Zöpfe und andere Wunderlichkeiten seines Vaters ab. Allein im Ganzen wurde nicht besser regiert. Der

Kurfürst gab sich ganz seiner Maitresse, einer Berlinerin von geringer Herkunft hin, die er zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte, und ließ sich durch Drohbriefe dermaßen einschüchtern und erschrecken, daß er alle Kerker mit Verdächtigen anfüllte und daß sich kaum mehr ein Fremder nach Cassel wagte, um nicht inquirirt zu werden. Endlich entdeckte man, jene Drohbriefe seyen von niemand anders, als von dem Polizeidirektor Manger in Cassel selbst verfertigt, der den Kurfürsten, je mehr er ihn in Furcht hielt, um so besser in seinem Interesse lenken konnte.

Die Ermuthigung aller Unzufriedenen durch die Julirevolution und die revolutionäre Bewegung im nahen Braunschweig exaltirte auch die Bevölkerung von Cassel dergestalt, daß sie sich am 6. September 1830 erhob und dem Kurfürsten Forderungen stellte, die er abzulehnen nicht mehr den Muth hatte. Er versprach Einberufung der Stände, Revision der Verfassung, Abschaffung der Mißbräuche, zog es aber bald vor, die Regierung einstweilen seinem Sohn, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu überlassen und sich von Hessen ganz zu entfernen. Denn die Hanauer hatten alle Mauthen an ihrer Grenze zerstört, die Stimmung war überall sehr erbittert und in Cassel selbst war die Gräfin von Reichenbach*) insultirt und genöthigt worden, die Stadt zu verlassen. Ihr folgte nun der Kurfürst nach. Der Kurprinz aber war am wenigsten gewillt, dem Volke nachzugeben, und da von Frankreich her weiter keine Gefahr drohte, und der deutsche Bund seine Autorität behauptete, so setzte er der Volkspartei eine unerwartete Festigkeit und Feindseligkeit entgegen. Auch er hatte eine Geliebte, Frau Lehmann, die Gattin eines preußischen Offiziers, die er zur Gräfin von Schaumburg erheben ließ und heirathete. Mit dieser Heirath war seine Mutter, die Kurfürstin Auguste, Nichte des Königs von Preußen, nicht zufrieden. Die Einwohner von Cassel nahmen Partei für die edle Mutter, und als dieselbe nach langer Zeit

---

*) „Die Person des Kurfürsten ist heilig und unverletzlich," stand in der Verfassung, „die Person" wurde aber auf die Gräfin bezogen.

wieder einmal zum Theater fuhr, brach allgemeiner Jubel aus, eine Demonstration, die sogleich blutig bestraft wurde, denn nach dem Theater wurde das heimkehrende Publikum vor der Thüre von der Reiterei attakirt, die blind in die wehrlose Menge einhieb, am 7. Dezember. Die Stände, Professor Jordan von Marburg an der Spitze, klagten bitter über diesen Greuel, aber ohne Erfolg. Polizeidirector Gießler, der das Publikum hätte schützen sollen und der im Gegentheil die Disposition zu der unritterlichen Attake hatte treffen helfen, wurde mit einem Orden belohnt.

Die neue kurhessische Verfassung kam zwar 1831 zu Stande, allein der Kurprinz widersetzte sich allen liberalen Forderungen und bediente sich dazu des Minister Hassenpflug als Werkzeug, eines Mannes, der mit allen Ansprüchen eines strengprotestantischen Kirchenglaubens unbeugsame Härte nach unten verband. Die Kammer wurde zweimal aufgelöst; Jordan, das Haupt der Opposition trat endlich aus. Der Kurfürst ahmte seinem Vater und Großvater in der Neigung des Geldsammelns nach (für seine Kinder aus morganatischer Ehe) und eignete sich das hessen-rotenburgische Erbe (nach dem Aussterben dieser mediatisirten Nebenlinie im Jahr 1834) als Privateigenthum an.

In Hessen-Darmstadt starb der alte Großherzog Ludwig I. im April 1830 und folgte ihm sein Sohn Ludwig II. Dieser Herr bekam alsbald Streit mit seinen Ständen, da sie die 2 Millionen Gulden Privatschulden, die derselbe vor seinem Regierungsantritte gemacht hatte, nicht auf die Staatskasse wollten übertragen lassen, sofern das Land ohnehin mit Steuern schon mehr überbürdet war, als irgend ein andres (6 fl. 12 kr. zahlte jeder Kopf jährlich zu den Staatslasten). Am schlimmsten beschwert waren die Bauern im Isenburgischen, die außer den Staatsabgaben auch noch dem mediatisirten Grafen von Isenburg Feudalabgaben leisten mußten. Die Julirevolution machte nun auch ihnen Muth, im September erhob sich fast der ganze Odenwald in Zorn über die 100,000 Gulden, die umgelegt worden waren, um die Em-

pfangsfestlichkeiten auf einer Rundreise des Großherzogs zu bezahlen. Die empörten Bauern stürmten Büdingen, den Sitz eines Isenburgischen Grafen. Excesse wurden begangen, doch niemand ermordet. Als der aus den Feldzügen Napoleons wohlbekannte Prinz Emil mit Truppen kam, gingen die Bauern freiwillig wieder auseinander. Die Truppen aber hieben im Eifer auf einen Haufen bewaffneter Bauern ein, die ein loyaler Förster zum Kampf gegen die Insurgenten hatte führen wollen, bei Södel. Die Ruhe wurde vollkommen hergestellt.

Im benachbarten Nassau wagten die Stände 1831 die Steuern zu verweigern, weil der Herzog Wilhelm die reichen Domänen als Privatgut für sich behielt und nichts davon zur Deckung der Staatskosten hergeben wollte. Die Protestation half aber nichts, der Herzog ließ sich von fünf ihm ergebenen Deputirten in Abwesenheit aller andern die Steuern votiren, den Kammerpräsidenten Herber aber, einen Greis, auf der Marburg einkerkern.

Die reinsten und edelsten deutschen Volksstämme in dieser Misere der kleinlichsten Mißregierung hülflos versunken zu sehen, nicht unter dem Schutz, sondern unter dem Druck der Bundesgewalt, war etwas Trauriges, für den Geschichtschreiber wiederzuerzählen schmerzlich, aber selbst zu erleben noch viel widerwärtiger.

In Baden hielt Großherzog Ludwig zwar sehr auf seine Kronrechte, untergrub aber das Ansehen der Staatsgewalt im Volke indirekt dadurch, daß er auf eine höchst übertriebene und unnatürliche Weise das Ansehen der Kirche bei demselben Volke zu vernichten trachtete. Auch die Liberalen, anstatt die Kirche in ihrem ewigen Recht gegen die Willkür der Staatsgewalt zu schützen, schienen in dem Maaß, in welchem sie selbst von dieser Staatsallmacht in allen politischen Fragen gedemüthigt wurden, sich an der Kirche erholen, ihre Tapferkeit und Macht an der Kirche auslassen zu wollen und wetteiferten mit dem Ministerium in Verfolgung der Kirche und Unterwühlung des Volksglaubens. Daß der Papst Wessenberg nicht zum Bischof ernannt, veranlaßte Aeußerungen in der badischen Kammer von 1819 und 1820, die gegen

alle Begriffe der katholischen Kirche liefen. Man solle nach dem Papst gar nicht fragen, hieß es. Lieber ein Schisma, als ein Concordat, rief Duttlinger. Die Laien müssen Antheil am Kirchenregiment haben, wie die Stände an der Gesetzgebung, rief von Rotteck. Als endlich 1827 der neu errichtete erzbischöfliche Stuhl von Freiburg im Breisgau besetzt wurde, konnte der erste Erzbischof Bernhard die Drangsalirung durch den Oberkirchenrath, durch die renitenten, von der Regierung geschützten Pfarrer und durch die Professoren der Universität kaum aushalten. Schon 1828 trug Duttlinger in der Kammer darauf an, der Cölibat solle aufgehoben werden.

Endlich starb Großherzog Ludwig im März 1830 und ihm folgte sein Stiefbruder Leopold, Graf von Hochberg, ohne weitere Einsprache der früheren Erbberechtigten (Bayern für die Pfalz, Oesterreich für den Breisgau). Leopold war nicht sehr begabt, aber äußerst gutmüthig und erwarb sich bald den Namen des „Bürgerfreundlichen", weil er den liberalen Minister Winter und die Kammer nach der Julirevolution nach Gefallen walten ließ. In der Kammer ragten unter vielen andern liberalen Rednern die beiden Hofräthe und Freiburger Professoren von Rotteck und Welcker hervor, die am consequentesten den französischen Liberalismus nachahmten und die constitutionelle Theorie der Pariser Doctrinäre des Breitesten wie in ihren langen Reden, so bald auch in ihrem bändereichen Staatslexicon auseinanderlegten. Das imponirte damals. Die badische Kammer empfing so viele Huldigungen aus dem übrigen Deutschland, daß sie ein Recht hatte, sich als Musterkammer zu geriren. Was sie im Nivelliren der Stände, in der Mißachtung der Kirche, in der Ueberschätzung der Schulweisheit, in der falschen Voraussetzung, das Volk sey so oder könne so seyn, wie sie es haben wollte, vielfach gesündigt, das machte wenigstens Welcker wieder gut durch den ehrlichen Muth, mit dem er immer die große nationale Frage ins Auge faßte. Er trug am 15. October 1831 förmlich auf eine Revision der deutschen Bundesverfassung an, was freilich erfolglos blieb, so wie auch die von ihm

in Baden damals wirklich durchgesetzte Preßfreiheit auf Befehl des Bundes wieder zurückgenommen werden mußte. Die badische Regierung zeigte viel Halbheit, indem sie der Kammer alles nachsah und sich hinterdrein durch den Bundestag befehlen ließ, was geschehen sollte. Eine Schwäche, die ihr ganzes Ansehen untergrub.

Auch fuhr man hier fort, die Kirche zu unterwühlen. Im Jahr 1831 bestürmte man die Kammer abermals um Abschaffung des Cölibats und das Gesuch wurde mit versiegelten Unterschriften von 156 Geistlichen unterstützt. Ein Pfarrer Hennhöfer führte seine ganze Gemeinde sammt dem Gutsherrn Freiherrn von Gemmingen zum Protestantismus über; auch Professor Reichlin-Meldegg in Freiburg trat über. Als Erzbischof Bernhard 1835 aus Kummer und Sorge abdankte und bald darauf starb, folgte ihm Ignaz, der nicht weniger zu leiden bekam, indem damals alles eine Synode verlangte, um mit größter Ostentation reformiren zu können, und Dekan Kuenzer in Constanz, vom Oberkirchenrath beschützt, dem Erzbischof aufs frechste trotzte. Kuenzer agitirte gewaltig gegen den Cölibat und öffnete seine Kirche einem weltlichen Concert; der klagende Bischof wurde hohnlachend abgewiesen. Da faßte Freiherr von Andlaw zum erstenmal 1837 die Beschwerden der Katholiken in Baden wegen systematischer Kränkung ihrer Rechte in eine Motion zusammen, die freilich nur Erbitterung erregte und damals noch keinen Erfolg hatte. — Auch auf dem protestantischen Kirchen- und Schulgebiet wurde durch den geheimen Kirchenrath Paulus systematisch der fromme Glauben des Volkes unterwühlt und fast Niemand mehr zu geistlichen Aemtern befördert, der nicht dem „Denkglauben“ jenes Paulus huldigte.

König Ludwig von Bayern war zu deutsch gesinnt, um an der aus Frankreich kommenden Aufregung nach der Julirevolution eine Freude zu haben. Er erließ im Januar 1828 ein strenges Censuredict, weshalb nachher die Kammer die Minister in Anklagestand versetzen wollte. Auch klagte die Kammer über die zu hohen Ausgaben für die Kunst und strich 2 Millionen vom Budget, beschränkte sich indeß nachher auf eine. Am lautesten war der Lärm

in Rheinbayern, wo die liberalen Blätter der Doctoren Wirth und Siebenpfeifer (Tribune und Westbote) schon eine republikanische Färbung annahmen. Sie wurden unterdrückt durch den Bundestag, im März 1832. Nun stifteten aber Schüler, Savoie und Geib einen Verein für Preßfreiheit. Sie und ihr Anhang waren es auch, die auf den 27. Mai eine große Volksversammlung zur Feier der bayrischen Verfassung auf das Schloß Hambach bei Neustadt an der Hardt ausschrieben. Dieselbe kam auch, sogar unter Mitwirkung der nächsten Behörden zu Stande, obgleich es eine noch imposantere Demonstration zu werden drohte, als einst das Wartburgfest. Es war herrliches Wetter und eine unendliche Volksmenge strömte mit Musik, Fahnen und Bändern zu dem schönen Berge, auf dem alle Häupter der damaligen äußersten Partei in Deutschland nebst vielen polnischen Flüchtlingen und französischen Republikanern versammelt waren. Der Meister des Tages war Dr. Wirth, dem man von Frankfurt a. M. ein deutsches Ehrenschwert geschickt hatte, der gefeiertste Gast aber der bleiche Jude Börne, dessen Sarkasmen gegen die deutschen Zustände damals sehr in die Mode gekommen waren. Einige Schreier wollten gleich frischweg die deutsche Republik proklamiren und „zu den Waffen" rufen. Wirth allein hielt noch zur Noth den deutschen Charakter der Feier fest, die sonst ganz nur den des „jungen Europa" angenommen haben würde, einer Verbrüderung der Exaltirten aller Länder, wie sie später in der Schweiz wirklich begründet wurde. Aus einer Vergleichung dieses wilden Franzosen-, Polen- und Judenfestes mit dem Wartburgfest von 1817 erkennt man den Umschwung, der in den Gemüthern der deutschen Jugend vor sich gegangen war. Man hing nicht mehr mit einer ehrlichen und jungfräulichen Begeisterung an einer rein deutschen Sache, sondern buhlte unselbständig und unwürdig mit einem überlegenen fremden Geiste.

Da am gleichen Tage auch in Gaibach bei Würzburg eine Volksversammlung abgehalten wurde, auf welcher Behr das große Wort führte, und auch in Zweibrücken, Kaiserslautern, Nürnberg

kleine Tumulte vorkamen, schritt die bayrische Regierung ein und schickte den Feldmarschall Fürsten Wrede mit Truppen nach der Pfalz. Alles blieb fortan ruhig, nur im Dorf Irheim kam es zu einem kleinen Gefecht zwischen dem Militär und muthwilligen Bauernjungen. Die Angeklagten wurden von den Assisen in Landau freigesprochen, aber Dr. Wirth wegen Verbreitung seiner Vertheidigungsschrift gefangen gesetzt. Siebenpfeifer, Savoie, Schüler und Geib entkamen.

Ein Volksfest hielten am 13. Juni auch die Badener in Badenweiler ab, wo Rottek sprach, der aber vorsorglich bereits die dreifarbige deutsche Reichsfahne unter der badischen Fahne hatte anbringen lassen und sich mit viel Ostentation gegen die Hambacher Republikaner erklärte. Aehnliche Volksversammlungen hielt man in Wilhelmsbad, zu Bergen in Hessen, und in Marburg verbrannten die Studenten ein Buch, das Professor Vollgraf gegen das Verfassungswesen geschrieben hatte.

Der Bundestag hatte sich seit der Julirevolution ziemlich ruhig verhalten und die Dinge abgewartet. In dem Maaße, wie die Gefahr einer Verbreitung der Revolution vom Rhein her verschwand, ertheilte er einzelne Schläge, Verbote liberaler Blätter ꝛc. Endlich schien es aber Zeit, allgemeine Maaßregeln zu treffen, d. h. so viel als die Karlsbader Beschlüsse wieder in Erinnerung zu bringen und die deutschen Zustände dahin zurückzuführen, wo sie das tumultuarische Jahr 1830 gefunden hatte. Neue Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 verboten die Vereine, die Volksversammlungen und Volksfeste, das Tragen revolutionärer Farben, erneuerten die Karlsbader Beschlüsse hinsichtlich der Universitäten, verfügten eine neue strenge Fremdenpolizei und sicherten jeder etwa bedrohten Regierung militärische Hülfe zu. Da hiedurch über die ursprüngliche Bundesacte hinaus- und in die verfassungsmäßigen Rechte der Einzelstaaten eingegriffen wurde, antwortete sofort in allen deutschen Kammern ein Lauffeuer von Protestationen, die noch in den folgenden Jahren fortgesetzt wurden, aber erfolglos blieben.

Auch den badischen Rednern half ihre Loyalität in Badenweiler nichts; der Bundestag sah hinter dieser Verfassungstreue eine gefährliche Spitze und die badische Regierung wurde veranlaßt, sogar auf einige Zeit die Universität Freiburg zu schließen. In Württemberg fiel damals gar nichts vor, weil der König seit der Julirevolution die Stände nicht einberief und ruhig die allgemeine Abkühlung abwartete. Erst im Jahr 1833 kamen die Stände in Stuttgart zusammen, protestirten gegen die Bundesbeschlüsse und wurden aufgelöst, die neugewählte Kammer führte jedoch eine sehr liberale Sprache. Bemerkenswerth durch die große Anerkennung, die sie fand, war eine Schrift des Abg. Paul Pfizer, worin derselbe in einer innigen Vereinbarung der deutschen Mittelstaaten mit Preußen auf der constitutionellen Bahn das einzige Heil für Deutschland erblickte.

Wenige Tollköpfe faßten damals den Plan, den Bundestag in Frankfurt selbst zu sprengen, und stürmten am 3. April dort die Hauptwache, wurden aber leicht überwältigt. Es waren namenlose Abenteurer, welche dieses Frankfurter Attentat begingen, Studenten, zwei Doctoren, Neuhof und Bunsen &c., doch erregte es großes Aufsehen und führte viele Verhaftungen herbei. Einige Studenten entkamen aus dem Gefängniß. Ein Pfarrer Weidig tödtete sich im Gefängniß, um Mißhandlungen zu entgehen, ein furchtbares Nachtstück in der frivolen Zeit.

Der Kaiser von Rußland benutzte die bei den deutschen Regierungen eingetretene Besorgniß und Mißstimmung wegen des revolutionären Geistes, um mit denselben einen Separatcongreß zu München-Grätz abzuhalten, am 10. September 1833, und hier seine innige Allianz mit den deutschen Mächten zu befestigen gegenüber der englisch-französischen Coalition, die zwar weder in Polen noch Italien für die Völkerfreiheit intervenirt hatte, aber doch immer noch die Hoffnung derselben blieb. Persönlich erschienen die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der Kronprinz von Preußen; der König von Preußen kam nicht selbst, hatte aber im Bade Töplitz eine Besprechung mit dem Fürsten Metternich.

Es handelte sich nicht blos von der Reaction in Deutschland, sondern auch von der in Polen. Kaiser Nicolaus setzte durch, daß die deutschen Großmächte, als Garanten der Selbständigkeit des Königreichs Polen, dasselbe aufgaben und in Rußland aufgehen ließen. Der Congreß beschloß, wieder eine deutsche Ministerconferenz nach Wien einzuberufen, und der Kronprinz von Preußen machte unmittelbar darauf eine Rundreise durch die Mittelstaaten (Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart, München), um sie für die Conferenz vorzubereiten. Französische und englische Blätter tadelten bitter, daß Oesterreich und Preußen sich dem Willen Rußlands fügten, und verfehlten nicht, in Erinnerung zu bringen, wie sehr diese beiden deutschen Großmächte ihren eigenen Interessen zuwiderhandelten, indem sie die Garantie des Königreichs Polen verleugneten. Aber Frankreich und England selbst hatten dieser Garantie bereits entsagt und sich dadurch abgefunden, daß Rußland seinerseits die Garantie des Königreichs der Niederlande aufgab und Belgien anerkannte.

Am 13. Januar 1834 eröffnete Metternich die Ministerconferenz in Wien, in welcher sofort beschlossen wurde, das Staatsoberhaupt in jedem Bundesstaate solle sich verpflichten, aufs strengste an seinen Souverainetätsrechten festzuhalten und nichts davon etwa ständischem Andringen zu opfern, ferner ein Bundesschiedsgericht zu ernennen, von dem etwaige Streitigkeiten zwischen Souverainen und Kammern entschieden werden sollten, Steuerverweigerung von Seite der Kammern nicht zu dulden, der bedrohten Souverainetät alsbald Bundeshülfe durch Executionstruppen zu leisten, und die Presse sowie die Universitäten im Sinne der Karlsbader Beschlüsse auch forthin streng zu überwachen, die Zahl der politischen Blätter insbesondere einzuschränken. Damit war der ständischen Opposition die Sehne der Kraft durchschnitten und die Presse auf den Zustand vor der Julirevolution zurückgebracht.

Dasselbe Rußland, welches in der Wiener Ministerconferenz 1820 das deutsche Verfassungswesen gegen Oesterreich in Schutz genommen hatte, war jetzt zu München-Grätz gegen dasselbe auf-

getreten und hatte nur deshalb die neue Conferenz veranlaßt, und zwar, weil die Verfassungsfreunde in Deutschland nicht auf russischer, sondern französischer Seite standen. Es wollte sich aber den Vortheil, den es bisher aus der Verstärkung der deutschen Mittelstaaten gezogen hatte, nicht entgehen lassen und trug sein Protectorat in dem Maaß, indem es dasselbe den Verfassungen entzog, um so wärmer den Souverainetäten an. In der berüchtigten russischen Denkschrift vom Jahre 1834, die bei den Höfen der deutschen Mittelstaaten heimlich in Circulation gesetzt wurde, warnte der russische Diplomat die ehemaligen Rheinbundsouveraine vor Oesterreich, das immer noch Kaisergedanken hege, das geistlos regiert werde und dessen Obergewalt unerträglich seyn würde, vor Preußen, das sich Deutschland durch den Zollverein unterwerfen wolle, und vor Frankreich, das ihre Unterthanen aufwiegle und die Revolution nach Deutschland verpflanzen wolle. Nur Rußland allein sey der natürliche Protector der deutschen Mittelstaaten.

Preußen wurde durch die Julirevolution kaum berührt. In Aachen und Elberfeld machten 1830 die Fabrikarbeiter wegen zu niederer Löhne, in Berlin und Breslau die Schneider gegen die concessionirten Kleiderhandlungen, durch die sie außer Nahrung gesetzt wurden, kleine Tumulte. Sonst erhob sich keine Opposition. Schon in den Jahren 1823 und 1824 waren nach und nach die vom König bewilligten Provinzialstände in den einzelnen Provinzen ins Leben getreten, die ohne Geräusch die Lokalinteressen beriethen. Von einer Erweiterung und Concentrirung derselben zu den Reichsständen, die der König früher versprochen hatte, war nicht die Rede und ließ man sich in Preußen auch durch das Beispiel der Julirevolution und der Bewegungen in den deutschen Mittelstaaten nicht hinreißen, die Krone an das gegebene Versprechen zu erinnern. Alles blieb ruhig.

Das Land erholte sich allmälig von den Leiden des großen Krieges. Bildung blieb der Hebel in der Staatsmaschine. Aber je hoffährtiger sich diese Bildung nicht blos in der Hegel'schen Philosophie, sondern sogar auch in der Volksschule über den christlichen

Glauben stellte, um so weniger konnte der Ausbruch eines offenen Kampfes zwischen dem heidnischen Bildungsprincip der Staatsschule und dem christlichen Glaubensprincip ausbleiben, ein Kampf, der später die ganze Monarchie erschüttern sollte. Wie weit die Aufklärung auch schon im katholischen Klerus gediehen war, beweist die Erhitzung junger Priester in Schlesien gegen den Cölibat. Die beiden Brüder Theiner an der Spitze, forderten diese geweihten Jünglinge geradezu vom Staate die Gewährung der Priesterehe, die ihnen die Kirche versagte, im Jahr 1825. Der König von Preußen wies sie jedoch ab, und der Hauptagitator, der ältere Theiner, ging aus Zorn nach Rom und trat in einen geistlichen Orden. Auf dem protestantischen Gebiete versuchte eine Gegenwirkung gegen die Uebermacht des Unglaubens zuerst Claus Harms in Holstein schon im Jahr 1817. Er wurde als Finsterling verschrien. Der beliebte Prediger und theologische Lehrer Schleiermacher in Berlin erwarb sich das Verdienst, wenigstens zu vermitteln und den Gebildeten die Religion durch das philosophische Gewand, in das er sie geistreich zu kleiden wußte, wieder zu empfehlen. Noch kräftiger und unmittelbarer wirkten mit englischem Gelde von London aus die Bibelgesellschaften, die über alle protestantischen Länder des Continents Bibeln ausschütteten und das Studium des Buchs der Bücher neu belebten. Während aber mehrere hochbegünstigte Theologen in Preußen, namentlich Marheineke in Berlin, die Lehre Luthers und Calvins geradezu durch die Lehre Hegels zu verdrängen suchten, und sich in der ungeheuerlichsten Ketzerei eines pantheistischen Christenthums gefielen, blieb die weit überwiegende Mehrheit der Pastoren und Schulmänner dem alten Rationalismus treu, mit dem groß zu thun mittelmäßigen Geistern am bequemsten war, und der damals unter den Theologen noch viele Autoritäten zählte. Insbesondere war das benachbarte Sachsen ganz aufgegangen in Rationalismus der seichtesten Gattung und auch die preußische Universität Halle durch den Einfluß von Gesenius und Wegscheider ihm verfallen.

Die kirchliche Zerfahrenheit und die vorherrschende Gleichgül-

tigkeit für jedes Dogma machte es möglich, daß der König von Preußen schon im Jahr 1817 aus Anlaß der Reformationsfeier eine Union der lutherischen und reformirten (calvinischen) Kirche vorschlagen, und da sich kein Widerspruch erhob, auch decretiren konnte. Unterm 30. Juni desselben Jahrs befahl er, beide Kirchen sollten künftig nur die vereinigte evangelische Landeskirche heißen. Bei der Reformationsfeier selbst, am 31. October, ließ er in Berlin das Abendmahl nach lutherischem und calvinischem Ritus zugleich austheilen. Damit war die christliche Bruderliebe empfohlen und doch jedem Dogma und Ritus sein Recht gelassen, weshalb auch niemand daran Anstoß nahm. Aber schon 1822 wurde eine neue Kirchenagende, die seit 1816 nur für die Hofkirche in Berlin und Potsdam bestimmt gewesen war, in verbesserter Gestalt sämmtlichen Garnisonskirchen aufgenöthigt und zugleich allen Kirchen des Landes empfohlen. Durch vermehrten Altardienst, Antiphonien und Abkürzung der Predigt schien dieser neue Ritus der katholischen, sogar der russischen Kirche näher gebracht zu werden, fand daher vielfachen und lauten Widerstand, vorzugsweise bei denen, die eigentlich gar keinen Gottesdienst mehr wollten, sondern nur noch eine philosophische Vorlesung in Predigtform. Andere sprachen dem König die Competenz ab; ein calvinischer Fürst habe nicht das Recht, ohne die natürlichen Vertreter der lutherischen Kirche vorher in einer Synode befragt zu haben, den lutherischen Cultus zu ändern. Inzwischen wurde die Agende von Jahr zu Jahr eindringlicher empfohlen. Vergebens protestirte selbst Schleiermacher und der Magistrat von Berlin, 1826. Erst wurden alle Candidaten auf die Agende verpflichtet, nachher wurde sie auch den schon angestellten Geistlichen befohlen, und die Rationalisten waren es zuerst, die sie, um der Regierung zu gefallen und um befördert zu werden, annahmen. Endlich widerstand niemand mehr, außer einigen frommen Lutheranern in Schlesien, der Breslauer Professor Scheibel an der Spitze, 1830. Aber man strafte sie hart, steckte sie zum Theil ins Gefängniß, setzte sie ab und trieb sie aus dem Lande. Gegen die Gemeinde Hönigern, die von ihrem Pfarrer Kellner

nicht lassen wollte, wurde noch im Jahr 1835 Militärgewalt angewandt, und Consistorialrath Hahn, von Soldaten umgeben, stürmte am h. Weihnachtsabend die Kirche und ließ die Gemeinde mit flachen Säbelhieben auseinandertreiben. Der ehrwürdige Scheibel, eine der edelsten Naturen, wurde von Amt und Brod und aus dem Lande gejagt. Die servilen Rationalisten vertrieben ihn sogar noch aus Sachsen und den thüringischen Herzogthümern, wo er als Greis ein Asyl suchte, endlich aber fand er durch die Güte des katholischen Königs Ludwig ein ruhiges Alter in Nürnberg. Auch Pastor Wehrhan wurde vertrieben, der seine Leiden beschrieben hat. Mehrere tausend Lutheraner wanderten aus. Die renitenten Geistlichen wurden nach langen Plakereien*) in Marienwerder zusammen eingesperrt und saßen bis zum Tode des Königs. Dieser würde so hart nicht verfahren seyn, wenn ihm nicht sein Hofprediger, Bischof Eylert, und der Cultminister Altenstein die Widerspenstigen als böswillige Rebellen verleumdet hätten, die man des Exempels wegen züchtigen müsse.

Unter dem Schutz des Ministeriums Altenstein fingen die servilen Rationalisten sich alles zu erlauben an. Wenn sie nur dem König schmeichelten, durften sie Gott lästern. Der hochgefeierte Gesenius in Halle, dessen Hörsaal 900 junge Theologen faßte, unterhielt dieselben mit den plattesten Späßen über das Heilige. Was für Seelsorger konnten aus solchem Unterricht hervorgehen? Das Heft eines Studenten, worin diese Skandale wortgetreu nachgeschrieben waren, wurde von dem damals noch jungen Hengstenberg in seiner Kirchenzeitung abgedruckt, 1830. Aber der König wurde wieder darüber getäuscht und Altenstein selbst ließ durch Bretschneider in Gotha gegen Hengstenberg schreiben. Ein

*) Denen auch Laien unterworfen wurden. In der Züllichower Gegend wurde das arme Költ'sche Ehepaar, weil es vom Lutherthum nicht lassen wollte, gänzlich ausgepfändet, des Hausraths und selbst der Kleider beraubt, und als es endlich wieder eine Ziege angeschafft hatte, nahm man ihm auch diese wieder weg. Das Nähere über alle diese Dinge s. in Wangemanns sieben Jahre Preuß. Kirchengeschichte.

allgemeiner Sturm für s. g. Lehrfreiheit brach los und Hengstenberg wurde mit Koth überschüttet.

Schon 1825 hatte das Ministerium aus Anlaß der frommen Regungen in Schlesien am 24. October durch einen Erlaß vor Papisticismus und Pietismus ausdrücklich gewarnt, obgleich der Regierung von Seiten der wenigen Frommen nicht die geringste Gefahr drohte, die Frommen im Gegentheil die treusten Unterthanen waren. Unter dem Schutz jenes Edictes aber glaubten sich auch manche weltlichen Behörden alles gegen die Frommen erlauben zu dürfen. So vertrieb der Oberpräsident von Schön in Königsberg den frommen und in Königsberg sehr beliebten Prediger Ebel aus seiner Kirche und ließ dieselbe unter einem nichtigen Vorwand niederreißen. Als Ebel sich in einer andern Kirche behauptete, wurde ein förmliches Complott gegen ihn gemacht und ihm 1835 ein schwerer Prozeß angehängt, der berüchtigte Königsberger Muckerproceß. Er und sein Freund Diezel sollten vornehme Frauen verführt und unter scheinheiliger Maske schändliche Dinge getrieben haben. Da sie unschuldig waren, wurden sie 1842 endlich freigesprochen, aber die Presse sorgte dafür, daß der Verdacht dennoch an ihnen haften blieb. Gegen Pietisten war alles erlaubt.

Die Cholera, die im Sommer 1831 durch die Russen während des polnischen Krieges eingeschleppt wurde, veranlaßte einige wilde Ausbrüche. In Königsberg, Stettin, Breslau tumultuirte das gemeine Volk in demselben Wahn, es werde muthwillig vergiftet, wie in Moskau, Ungarn und Paris. In Königsberg war das Volk zorniger als anderswo, weil es durch einen strengen Gesundheitscordon belästigt wurde, während die Regierung doch gerade damals den Russen beim Uebergang über die Weichsel helfen ließ und dadurch tägliche Berührungen mit den angesteckten Russen veranlaßte. Eine Adresse der Stadt Königsberg vom 4. Juli 1831 an den König rügte diesen Widerspruch in ziemlich starken Ausdrücken, die vom König ungnädig zurückgewiesen wurden. Die Cholera raffte damals auch den edeln alten Gneisenau hin, der

als Feldmarschall das preußische Beobachtungsheer in Posen commandirte, und in Berlin den so lange von der Krone protegirten Jugendverführer, Professor Hegel. Inzwischen blühte die Hegelsche Philosophie durch seine zahlreichen Schüler auf allen preußischen Universitäten fort unter dem Schutze des Cultminister von Altenstein.

Im Jahre 1832 verlautete, einige Provinzialstände hätten in Petitionen die Oeffentlichkeit der Sitzungen und sogar die Reichsstände in Anregung gebracht, und eine veröffentlichte Adresse der Wähler der Stadt Münster in Westphalen reclamirte die Reichsstände ausdrücklich. Aber diese schwachen Kundgebungen fanden kein Gehör und kein Echo. Der polnische Adel in den Provinzialständen von Posen brachte nationale Beschwerden vor und drang, um denselben abzuhelfen, auf Erweiterung der ständischen Rechte, was aber keine kluge Berechnung war, um den König von Preußen etwa günstiger für die polnische Sache in Warschau zu stimmen.

Welche Hülfe Preußen den Russen im polnischen Kriege leistete, ist schon erzählt worden. Wenn es unter allen Umständen von Seite der einen oder anderen deutschen Großmacht unpolitisch ist, den Russen zu helfen, weil die Russen immer mächtiger werden, immer weiter um sich greifen, um am Ende auch die deutschen Großmächte zu verschlingen, so wäre es doch damals allerdings mißlich für Preußen gewesen, den Polen zu helfen, denn das wiederhergestellte Königreich Polen würde, sey es unter einem Erzherzog, sey es unter einer einheimischen Regierung, Preußens gefährlichster Nachbar geworden seyn. Nur das würde Preußen angestanden haben, im Verein mit Oesterreich und im wahren Interesse beider die gänzliche Russificirung Polens zu verhindern und desfalls den bestehenden europäischen Verträgen Achtung zu verschaffen. Nach der Julirevolution setzte Frankreich mit England die Emancipation Belgiens durch und Rußland die Vernichtung der polnischen Verfassung und nationalen Institutionen. So gewannen die Westmächte und gewann Rußland, aber die deutschen Großmächte gewannen nichts. Es war daher nur Uebermuth und Hohn, daß Rußland, wie sehr

Oesterreich und Preußen von ihm abhingen, der Welt auch noch recht zur Schau legen wollte durch das berüchtigte Lager von Kalisch im Sommer 1835. Dahin, auf den blutgetränkten Boden der vernichteten polnischen Nationalität, lud Kaiser Nicolaus die Garanten eben dieser Nationalität, die im Jahr 1815 ausdrücklich die Selbständigkeit des Königreichs Polen gewährleistet hatten, zu einer glänzenden Siegesfeier über eben diese Nationalität ein. Oesterreichische und preußische Truppen sollten sich hier mit einer Auswahl der russischen vereinigen und verbrüdern. Der ganze Reichthum Rußlands war hier ausgelegt, das Lager ertrank in Champagner, die deutschen Gäste erwartete Luxus jeder Art. Doch kam nur der König von Preußen mit 6000 Mann, deren ernste Zurückhaltung allen tölpischen Liebkosungen der betrunkenen Russen widerstand. Von Seite Oesterreichs kam nur Erzherzog Johann. Der Fraternisirungsversuch mißlang vollständig. Die lakirte Barbarei der mit Gold um sich werfenden vornehmen Russen ärgerte nur die knapper besoldeten, aber sonst in jeder Beziehung nobleren Preußen. Alle Heimkehrenden sprachen damals mit Eckel von der Prahlerei und dem Schmutz der Russen. *)

Auch Oesterreich blieb in seinen deutschen Landestheilen von der Julirevolution unberührt. Nur die gebildeten Classen lasen viel und ließen alle verbotenen Schriften von Westen her einschmuggeln. Alle schlechten Erzeugnisse der französischen wie der deutschen Presse fanden den reichsten Absatz in Wien. Man konnte dort eine Art von Heißhunger nach fremder Literatur wahrnehmen, weil die einheimische so wenig darbot. Aber der Geschmack wandte

*) Die preußischen Offiziere wurden, um die Polen zu verhöhnen, mit dem polnischen Stanislausorden beschenkt. Die Gemeinen, wenn man sie frug, was sie von Kalisch mitgebracht? erwiderten: wir blos Läuse, aber die Herren Offiziere Stanisläuse. Auch erzählten sie, die russischen Gemeinen seyen oft bei Nacht zu ihnen gekommen, um Brot bettelnd, denn obgleich der Kaiser sie reichlich zu beköstigen befohlen habe, hätten die Armeecommissäre und Obersten sie hungern lassen und das Geld in die Tasche gesteckt. Vergl. Venturini, Chronik 1835, 407.

sich gerade den destructiven Tendenzen zu; je gottloser, unsittlicher und revolutionärer die Bücher waren, desto lieber las man sie. Wir werden später ersehen, wie durch diese geheime Lectüre die Gesinnungen verdorben und die öffentliche Autorität revolutionär unterwühlt worden ist, ehe die wirkliche Revolution ausbrach. Aeußerlich behielt Wien seine phäakische Physiognomie. Da waltete nur die diplomatische Intrigue, eine geistlose Bureaukratie, Verschwendung, Judenwucher, Bestechung, Frivolität, und die einzige Sorge des Gouvernements schien zu seyn, die Wiener wie Kinder zu behandeln und durch Schauspiele und Wohlleben bei guter Laune zu erhalten. Daher das Unglaubliche, daß damals kein andrer Geist in Wien und ganz Oesterreich irgend Aufsehen erregte und eine Bedeutung erlangte, als der Jude Saphir, der den Spaß auf Bestellung und von allen Sorten lieferte. In diesem Spaß lag noch etwas Natürliches, bald aber traten in Wien auch finsterblickende Poeten auf, die in den Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit über die öffentlichen Zustände dem Muster Lord Byrons folgten und so wenig selbständig und klar urtheilten, daß sie Metternichs System mit dem der alten Kirche identificirten und wetteifernd mit den norddeutschen Literaturjuden gegen das Kreuz zu Felde zogen.

Im Jahr 1826 wurden Innsbruck und Gratz, wie früher schon Lemberg, zu Universitäten erhoben; allein ohne daß irgend vom germanischen Centrum der Monarchie aus deutscher Geist und wissenschaftlicher Eifer dahin verpflanzt worden wären. Im Gegentheil setzten sich dem gemeinen österreichischen Schulschlendrian nationale Parteien entgegen, die unter dem Aushängeschild, es gelte nur Sprachen und Alterthümer zu studiren, slavische, ungarische und italienische Propaganda machten und die Bande, welche die Gesammtmonarchie zusammenhielten, aufzulockern suchten. Die ersten s. g. Panslavisten in Oesterreich waren in den zwanziger Jahren Schafarik, Kollar und Palacky, denen bald auch die Polen Lelewel und Mickiewicz folgten, die aber, indem sie alles Deutsche haßten und verunglimpften und eine Wiederbelebung des slavischen

Elements in allen vormals slavischen, aber längst germanisirten Ländern verlangten, nur der russischen Politik dienten. In Rußland selbst lehrten Bulgarin, Karamsin rc. denselben Panslavismus, um dadurch zu beweisen, daß ihr großer Kaiser ein natürliches Recht habe, halb Deutschland, Ungarn, die Türkei (etwa durch neue Reunionskammern, nach dem Beispiel Ludwigs XIV.) an sich zu reißen, weil hier Slaven gewohnt hatten oder noch wohnten, und weil der Czar berufen sey, über alle Slaven zu herrschen. Metternich legte den Panslavisten in Oesterreich kein Hinderniß in den Weg; als einige Zeit später die Wiener Akademie gestiftet wurde, durften die Panslavisten dort das große Wort führen und wurden slavische Schmähungen auf die deutsche Nationalität mit kaiserlichem Gelde gedruckt. Im Jahre 1817 hatte Wenzel Hanka in Prag in verbissenem Deutschenhaß einen literarischen Betrug ersonnen, indem er vorgab, in einem Keller zu Königinhof eine Handschrift mit angeblich altböhmischen, zum Theil noch heidnischen Liedern gefunden zu haben. Die Handschrift war verfälscht, der Inhalt erlogen, aus einigen echten Volksliedern und Chroniken mit willkürlichen Zusätzen zusammengestoppelt und mit einem Deutschenhaß getränkt, der in keiner echten Handschrift vorkommt. Von gleicher Fälschung war das angeblich altböhmische Gedicht „Libussas Gericht.“ *) Die deutsche Gelehrtenwelt merkte die Bosheit nicht, bewunderte und übersetzte vielmehr jene Machwerke, obgleich sich darin Gedichte finden, die gradezu aus Herders Werken und aus Arnims Wunderhorn gestohlen sind, und grobe Verstöße gegen Mythologie, Sittenkunde und Sprache in Menge vorkommen. — Die Magyaromanen in Ungarn, die keine andere Sprache mehr dulden wollten, als die magyarische, verfuhren noch dreister und terroristischer, als die Panslavisten, wären aber minder gefährlich, weil ihre Nation klein ist und Rußland nicht hinter ihnen stand. Gleichwohl war es nicht zu verantworten, daß die Wiener sich die

---

*) Vergl. Feifalik, über die Königinhofer Handschrift, Wien 1860, worin alle die Fälschungen der Handschriften, wie ihres Inhalts nachgewiesen sind.

Vergötterung alles Ungarisch-Nationalen als Modesache gefallen ließen und für die Gestalten der Pußta, galoppirende Hirten, geigende Zigeuner &c. schwärmten.

Der deutsche Geist als solcher war in Wien verkommen, von oben her unterdrückt, vernachlässigt, verachtet. Die Deutsch-Oesterreicher waren in Lethargie versunken und ihre Gebildeten dem verneinenden Geiste der norddeutschen und französischen Presse verfallen. Es bleibt immer wunderbar, daß damals in Oesterreich nicht ein einziger Dichter sich des Guten und Trefflichen bewußt wurde, was in dem von den Gebildeten verachteten Volke schlummerte. Welche mächtige Naturkraft, welche ursprüngliche Schönheit der Gestalt und Sitte, welche Tugend, tiefe Religiosität, Tapferkeit, Treue und Unschuld in der deutschen Bevölkerung der österreichischen, der Tiroler Alpen! Oesterreich bedurfte und verdiente Dichter, Geschichtschreiber, Culturhistoriker, die das Recht und den Werth des oberdeutschen naturwüchsigen Volksthums und des katholischen Glaubens hätten verfechten sollen gegen die tausendfache Unnatur und Verderbniß, die aus den Niederungen gegen seine heiligen Berge heranwogte. Aber es fand nur kleine und einem fremden Zauber verfallene Geister. Nie war die Bildung der Hauptstadt eines edlen Volkes unwürdiger.

Das unabhängige Verhältniß, in welchem Ungarn zur Gesammtmonarchie stand, erleichterte hier das Aufkommen einer förmlichen politischen Opposition. Das Beispiel, welches die Liberalen in Frankreich gaben, reizte die jungen Talente in Ungarn, sich gleichfalls auf der Rednerbühne dem Thron gegenüber zu versuchen. Auf dem ersten seit langer Zeit wieder einberufenen ungarischen Reichstag im Jahre 1825 wurden zum erstenmal Forderungen gestellt, deren letztes Ziel die Unabhängigkeit Ungarns von Oesterreich war, wenn sie anfangs auch nur bescheiden auftraten und Wahl-, Steuerverhältnisse und andere Nebenfragen betrafen. Das „junge Ungarn" fühlte sich damals schon und trat den Verweisen, die ihm die Regierung und die ältern Magnaten ertheilten, mit naiver Keckheit entgegen. Ein reicher junger Graf, Stephan Sze-

chenyi, gab den Betrag seines jährlichen Einkommens zur Stiftung einer magyarischen Akademie der Wissenschaften, und viele andere folgten ihm. Die Bewegung war eine nationale und gegen alles Deutsche oder specifisch Oesterreichische gerichtet. Szechenyi gründete zugleich in Pesth das erste s. g. Casino, welches ein politischer Club war. Mehrere ungarische Dichter griffen mit ihren patriotischen Gesängen in die magyarische Begeisterung ein und wurden in Wien und im übrigen Deutschland fleißig übersetzt und gefeiert, ohne daß Metternich an diesen Demonstrationen das geringste Aergerniß genommen hätte. Ein Hauptfehler der Regierung war, daß sie selber alles that, um den höhern Klerus in Ungarn zu entwaffnen. Kaiser Franz sagte, er liebe nur solche Bischöfe, die sich um Politik nicht bekümmerten. In diesem Sinn wurden nur blinde Werkzeuge der Regierung angestellt oder accomodirten sich die schon Angestellten aus Bequemlichkeit dem Winke von oben. Im Jahre 1825 duldete die Regierung die gesetzwidrige Ausschließung der Pfarrer von Comitatswahlen. Die ungarische Geistlichkeit fiel, sehr zum Nachtheil der Regierung, in einen politischen Schlaf und that nichts um die revolutionäre Strömung aufzuhalten, während dessen die junge Opposition alle destructiven Tendenzen des Auslandes ungehindert in ihrem Schoße pflegte.

Die Julirevolution rief keine Bewegung in Oesterreich hervor, belebte aber den Geist des Widerstandes in Ungarn dergestalt, daß, als Kaiser Franz noch bei seinen Lebzeiten seinen Sohn, den Kronprinzen Erzherzog Ferdinand, zum König von Ungarn krönen ließ, der bei diesem Anlaß versammelte Reichstag im November 1830 viel weiter gehende Forderungen an die Regierung stellte, denn je zuvor, nämlich: die magyarische Sprache solle statt der bisher gebrauchten lateinischen die amtliche Sprache werden; in den ungarischen Regimentern sollen auch nur Ungarn als Offiziere angestellt werden; die ungarische Hofkammer solle von der k. k. allgemeinen Hofkammer scharf getrennt, die ungarischen Finanzen sollen so geregelt werden, daß man des lästigen und werthlosen österreichischen Papieres erübrigen könne; die geheimen Denunciationen sollen auf-

hören; es solle Vorsorge getroffen werden, Dalmatien, Siebenbürgen und selbst Galizien mit dem Königreich Ungarn zu vereinigen. Nachdruck gab der Reichstag diesen Forderungen, indem er anstatt 50,000 Rekruten deren nur 48,000 bewilligte und eigenmächtig den Gebrauch der magyarischen Sprache in beiden Tafeln (der Stände- und Magnatentafel, d. h. dem Unter- und Oberhaus oder der Deputirten- und Pairskammer) einführte.

Im Jahr 1831 nahmen die Ungarn lebhaften Antheil an den Kämpfen in Polen und gingen den Kaiser an, den Polen beizustehen, ohne daß es ihnen gewährt wurde. In demselben Jahre wurde die durch die Russen in Polen eingeschleppte Cholera auch in Ungarn verbreitet. Diese furchtbare Krankheit, die den Menschen durch krampfhafte obere und untere Ausleerungen oft in kürzester Frist tödtet, entstand 1817 in sumpfigen Gegenden Indiens und verbreitete sich nach China, von da nach Rußland, indem sie überall volkreiche Städte, große Menschenmengen und bei dünnerer Bevölkerung die niedern Classen und schmutzigen Wohnungen aufsuchte. Im nördlichen Ungarn entstand unter dem Volk (wie früher schon in Rußland) der Wahn, die Brunnen seyen vergiftet worden und daher die Krankheit entstanden. Die Bauern im Trentschiner und Zipser Comitat rotteten sich zusammen, beschuldigten die höhern Stände, sie vergiften zu wollen, und schlugen Edelleute, Verwalter und Pfarrer todt.

Der ungarische Reichstag wurde wegen dieser Vorgänge erst im Jahr 1832 wieder eröffnet und die Opposition zeigte sich diesmal zum erstenmale interessirt für die gemeinen Bauern und gewährte denselben Freizügigkeit und Abschaffung der s. g. kleinen Zehnten. Auch nahm sie sich der Protestanten in verschiedenen Beschwerden an. Damals trat zum erstenmal Ludwig Kossuth als Ablegat eines abwesenden Magnaten auf, ein hübscher junger Mann voll Beredsamkeit und Glut, dem der apathische Palatinus (Statthalter) von Ungarn, Erzherzog Joseph, Bruder des Kaisers, damals noch nicht ansah, welche große Rolle er einst spielen würde.

Abgesehen von dieser steigenden Oppositionsbewegung in Un-

garn blieb im übrigen Oesterreich alles beim Alten und übte die Julirevolution keinen störenden Einfluß. Im Jahr 1832 wurde die erste Eisenbahn zwischen Budweis und Linz angelegt.

Am 2. März 1835 starb der alte Kaiser Franz, der letzte, der noch die Krone des deutschen Reichs getragen hatte, ein kleiner, zäher, langsamer und methodischer Herr von mehr Verstand, aber weniger Gemüth, als ihm die Zeitgenossen zugestanden haben. Mit seinem Tode endete nicht sein System. Metternich setzte dasselbe einfach fort. Ja es scheint, die Nachfolge des Erzherzog Ferdinand, die wegen Schwäche dieses Herrn eine Zeit lang vom Kaiser selbst für unzweckmäßig erkannt worden war, sey nur aus dem Grunde endlich zugelassen worden, um keinen andern Erzherzog störend in das bisherige System eingreifen zu lassen. Der neue Kaiser, Ferdinand I., war die Gemüthlichkeit selbst, aber schwach an Leib und Geist, ohne Kenntniß der Geschäfte, ohne Sinn dafür, wie ein Kind geleitet vom Fürsten Metternich. Das Princip der Legitimität wurde hier dem Interesse der Legitimität verderblich, denn der berechtigte Thronerbe war nicht fähig, das Steuer der Monarchie in Stürmen der Zeit zu führen, und es wäre weiser gewesen, einen Berechtigten zweiter oder dritter Linie, dem mehr Kraft inwohnte, für ihn eintreten zu lassen, in der Art, wie in Rußland der jüngere Bruder Nicolaus dem älteren vorgezogen worden war. Die unpraktische Anwendung der legitimen Nachfolge in Oesterreich war eine Hauptursache des Verderbens, das bald darauf über das Reich kam, und des Triumphes der russischen Politik über die österreichische.

Dreizehntes Buch.

Die Bewegung in der Schweiz und Italien.

Die Schweiz war, ohne ihr eigenes Verdienst, durch die Gnade des Wiener Congresses aus den europäischen Stürmen 1815 größer hervorgegangen, als sie vordem gewesen war. Sie hatte zu Napoleon gehalten, sie wollte den siegreichen Alliirten sogar noch den Durchmarsch verwehren, und doch anstatt bestraft zu werden, wurde sie belohnt. Man ließ ihr nämlich dieselben Vortheile angedeihen, wie Sardinien und dem Königreich der Niederlande. Man erweiterte ihre Grenzen und machte sie stärker, um an ihr künftig ein Bollwerk mehr gegen Frankreich zu haben. So wurden nun Genf, Wallis, Graubündten, Tessin und Neuenburg mit der alten Eidgenossenschaft, wie sie vor 1798 bestanden, vereinigt. Dem Aargau blieb das vorher österreichische Frickthal. Die Schweiz umfaßte fortan ein größeres und abgerundeteres Gebiet, als je zuvor. Eine ewige Neutralität wurde ihr von allen zugestanden. Der Frieden goß seine Segnungen über sie aus.

Und doch war die Schweiz nicht zufrieden. Auch sie hatte, wenigstens zum Theil, eine Restauration erlebt. Das wiederhergestellte Patrizierregiment machte sich in mehreren Cantonen aufs äußerste verhaßt, die Zollgrenzen zwischen den einzelnen Cantonen hemmten die freie Entwicklung der Industrie und des Handels; die Kirchthurmsinteressen, der s. g. Cantönligeist, mußte alle die freien Geister ärgern, die ihren Blick im Ausland erweitert hatten. So bildete sich unmerklich gegen die bestehenden Regierungen eine Opposition, die hauptsächlich von dem unberechtigten und zurückgesetzten Talent, von den Universitäten und Schulen und von den Fabriken ausging, im Gegensatz gegen die berechtigten und alleinherrschenden, aber unfähigen Familien und gegen den trägen Grundbesitz. Auch die fremden Flüchtlinge die in der Schweiz Gastfreundschaft genossen, trugen dazu bei, die liberale Opposition gegen die Aristokratie zu nähren, denn sie sahen im Junkerthum in der Schweiz ziemlich dieselben Feinde wieder, von denen sie aus ihrer Heimath vertrieben worden waren. Dieses Junkerthum schien solidarisch verbunden mit der gesammten europäischen Reaction. Wer die herrschenden Familien damals kennen gelernt hat, z. B. in Luzern, konnte nicht umhin, eine Opposition für sehr berechtigt zu halten. Müßige Pflastertreter ohne Bildung und gute Sitte lebten hier auf Kosten des fleißigen Volkes. In Bern und Zürich hatten die Junker wenigstens Würde und viele alte staatsmännische Routine. Auch war das Landvolk hier wohl versorgt. Hier wäre nicht eine totale Umgestaltung, sondern eine weise Vertheilung der Macht und eine Vereinbarung der alten und neuen Tugenden, Vermögen und Talente zu wünschen gewesen. Aber der schroffe Gegensatz der Parteien duldete keine sanften Uebergänge.

Als im Jahre 1821 bei Luzern der riesenhafte von Thorwaldsen modellirte Löwe, frei in den Felsen gehauen, zu Ehren der am 10. August 1792 in Paris gefallenen Schweizer, enthüllt wurde, sah man hier auf der einen Seite die alte, stolze aber schon sehr verwelkte Aristokratie und auf der andern die eben so stolze und in ihrem öffentlichen Tadel verwegene Jugend der Universität in

grellen Gegensatz treten. Professor Troxler, Lehrer der Philosophie in Luzern, wurde als Agitator der liberalen Jugend von dort vertrieben.

Die Revolution war lange vorbereitet und wartete nicht einmal auf die in Paris, denn schon am 21. April 1830 wurde die Oligarchie im Canton Tessin, die unter Landammann Quadri zu schroff aufgetreten war, gestürzt und die Regierung demokratisirt. Und am 4. Juli, drei Wochen vor der Julirevolution, eröffnete der Berner Schultheiß Fischer die Tagsatzung mit einer besorglichen Rede, worin er auf die Umtriebe derer hinwies, „die alles umzuwerfen versuchten."

Nach der Julirevolution begannen diese Umtriebe einen großartigen Charakter anzunehmen. Die Parteien rüsteten sich, anfangs noch vorsichtig, aber zu desto kräftigeren Schlägen. Am 22. September erließ der Vorort Bern im Geist jener frühern Fischerschen Rede ein Kreisschreiben an die Cantonsregierungen, worin er zu kräftigem Einschreiten gegen die revolutionssüchtige Partei aufforderte. Allein das Schreiben wurde sogleich mit großer Kühnheit nicht nur von den liberalen Blättern kritisirt, sondern auch von der Züricher Regierung selbst öffentlich mißbilligt. Diese Regierung des mächtigsten Cantons nächst Bern trat freiwillig zuerst auf die Seite der Opposition und empfahl, im Widerspruch mit Bern, auch den übrigen Cantonsregierungen Nachgiebigkeit und zeitgemäße Reformen. Der große Rath von Zürich trat am 1. November zusammen und beschloß eine Umänderung der Verfassung, so daß künftig das Land (das bisher nur 82 Großräthe gewählt hatte, während die Stadt 132 wählte) eben so viele wie die Stadt wählen sollte. Aber die Opposition verlangte mehr und richtete in einer großen Volksversammlung zu Uster am 22. September die Forderung an die Stadt, nur $^{1}/_{3}$ Wahlen zu behalten und dem Lande $^{2}/_{3}$ zu überlassen. Da gab die Stadt nach und schon am 14. December trat der neue große Rath mit einer Mehrheit vom Lande zusammen. Das Vorrecht der Züricher Junker hatte aufgehört.

Die gleichen Scenen folgten nun in fast allen Cantonen. Ueberall setzte die Opposition durch große Volksversammlungen die Verfassungsreformen durch, und überall wurden die bisherigen aristokratischen Stadtregierungen durch die Demokratie des Landvolkes und der kleinen Städte gestürzt. Im Canton Aargau wurde die erste Volksversammlung am 12. September zu Lenzburg gehalten, und da ihr die Regierung noch nicht nachgab, am 7. November eine größere zu Wohlenschwyl. Der Held derselben, der Wirth Fischer von Merischwanden, machte die Forderungen im großen Rath zu Aarau geltend, wurde aber abgewiesen und verließ zornig die Versammlung, um an der Spitze von 10,000 bewaffneten Bauern zurückzukehren, die am 7. Dezember die Stadt ohne Widerstand besetzten und eine nun mehr demokratische Verfassung einführten. In Thurgau erzwang eine Volksversammlung zu Weinfelden am 22. October die Reform; dasselbe geschah zu St. Gallen am 8., in Luzern am 22., in Solothurn am 26. Nov. Freiburg wurde durch eine große Volksversammlung zu Murten 27. Nov., Waadtland durch einen großen Zusammenlauf des Landvolks in Lausanne am 18. Dezember zur Reform gezwungen. Am schwersten schien die stolze und mächtige Aristokratie von Bern zu überwinden, aber auch sie wurde gebeugt. Die erste Volksversammlung wurde hier zu Burgdorf am 15. October abgehalten, drei Tage darauf brach ein Tumult in Pruntrut aus, wo man die dreifarbige Fahne aufsteckte und Miene machte, sich an Frankreich anzuschließen. In Bern selbst wurden die Bürger unruhig und sammelte sich unzufriedenes Volk vom Lande. Um die Ordnung zu erhalten, wurde am 4. Dezember eine Nationalgarde errichtet. Am folgenden Tage gab es große Volksversammlungen zu Thun, Langenau, Sumiswald und Burgdorf. Ueberall traten die Bauern bewaffnet als Milizen auf, und nun wagte die städtische Aristokratie keinen Widerstand mehr; das alte berühmte Patriciat der Stadt und Republik Bern hörte auf, die Demokratie der Advokaten und Industriellen zog triumphirend in den Palast der Regierung ein.

Nur in Basel blieb die Aristokratie länger zähe und gab nicht nach. Volksversammlungen am 2. Januar 1831 in Muttenz, am 7. in Liestal forderten eine Volksreform. Bisher hatte die Stadt 90, das Land nur 64 Vertreter in den großen Rath geschickt, jetzt verlangte das Landvolk 5/7 der Wahlen und begann, als die Stadt nicht nachgab, dieselbe zu blokiren. Allerlei böses Gesindel lief hier zusammen in der Hoffnung, vielleicht die reiche Stadt plündern zu können. Die Städter machten am 11. einen Ausfall und nahmen 80 Insurgenten gefangen, erlitten aber am folgenden Tage vor Liestal eine Niederlage. Verstärkt kehrten sie am 15. zurück und nahmen Liestal ein, von wo aber alle Einwohner geflohen waren. Da schickte die Tagsatzung eine Commission zur Vermittlung, aber die Stadt Basel gab nicht nach und ächtete den Dr. Gutzwyler, das anerkannte Haupt von Land-Basel. Nun drohten aber die Liberalen der andern Cantone, dem Landvolk zu Hülfe zu kommen, und hielten eine große Volksversammlung zu Wädischwyl ab. Ohne Zweifel hätten sich sofort Freischaaren gebildet und wäre Basel von überlegenen und wilden Streitkräften überfallen worden, wenn die Städter nicht noch zu rechter Zeit eingelenkt und sich am 8. Februar zuerst zu Ertheilung einer Amnestie, dann am 28. zu einer Verfassungsrevision verstanden hätten. Beides aber genügte dem Landvolk nicht, da die Amnestie viele Ausnahmen machte. Gutzwyler wurde sogar in contumaciam verurtheilt. Da versammelten sich am 18. August die Großräthe vom Lande in Liestal und setzten eine besondere Regierung für das Land nieder. Die Städter zogen gleich am nächsten Tage wieder gegen Liestal aus und besetzten es, gingen aber aus Furcht, von Basel abgeschnitten zu werden, wieder zurück. Die Tagsatzung schritt damals ein, schickte eidgenössische Truppen nach Basel, befahl die Auflösung der Regierung in Liestal und allgemeine Amnestie. Die Städter ließen sich die eidgenössische Besatzung gefallen, gaben aber dem Landvolk nicht nach. Nun drängte sich immer mehr der Gedanke einer politischen Trennung, einer Theilung des Canton Basel in zwei auf,

was freilich seltsam mit der Tendenz nach Centralisation und Verwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat, wie sie längst bei den Reformfreunden in der Schweiz vorherrschte, im Widerspruch stand. Während man noch darüber stritt, proklamirte Stadt Basel die Trennung eigenmächtig am 22. Februar 1832, und schon am 18. März constituirte sich andrerseits der neue Canton Basel-Landschaft.

In Neufchatel, welches als Erbe des Königs von Preußen zugleich ein Schweizer Canton war, hing die Aristokratie und ein großer Theil der Bevölkerung aufrichtig an Preußen, von dem der Canton immer nur Wohlthaten genossen hatte; dagegen bildete sich unter der Fabrikbevölkerung von Lachaurdefonds eine revolutionäre Partei, die mit den Republikanern des nahen Frankreich sympathisirend die Rechte des Königs von Preußen nicht mehr anerkennen und den Canton demokratisiren wollte. An der Spitze dieser Partei bemächtigte sich ein gewisser Bourguin des Schlosses von Neufchatel, am 13. September 1831, wurde aber bald durch eidgenössisches Aufgebot und durch den Zuzug der Royalisten von Valengin wieder vertrieben. Unterdeß kam der preußische General v. Pfuel, vom König gesandt, den Oberbefehl im Canton zu übernehmen. Bourguin wagte noch einmal, am 17. Dezember, ihn in Neufchatel zu belagern, wurde aber durch einen Ausfall zurückgeschlagen und verließ den Canton.

Da um diese Zeit die Ausgleichung des Julithrons mit den übrigen Großmächten erfolgte und überall die Reaction wieder über die Revolution Meister wurde, bangten die Reformer in der Schweiz um ihre eigene Sache, um so mehr, da die alte Demokratie der katholischen Urcantone mehr Sympathie für Basel und Neufchatel, als für die neue Demokratie der Fabrikanten und Advokaten in Bern und Zürich hatte. Man dachte daher auf gemeinsame Defensive, auf Schutz, wenn etwa die gestürzte Aristokratie mit dem Ausland und den Urcantonen im Bunde sich wieder erheben wollte. Dies das Motiv des zuerst am 25. September 1831 zu Langen-

thal gebildeten Schutzvereins und des am 17. März 1832 gestifteten, noch viel wichtigeren s. g. Siebener-Concordats, eines engeren Bundes im Bunde der Eidgenossenschaft, geschlossen von den sieben liberalen Cantonen Bern, Zürich, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau. Die betheiligten Cantone gelobten sich, einander mit den Waffen beizustehen, wenn auch nur in einem von ihnen die errungenen Freiheiten wieder angetastet werden sollten, und, was noch wichtiger war, sie erklärten, dieses ihr Concordat solle nicht eher erlöschen, als bis der Bundesvertrag der Eidgenossen revidirt seyn würde. Zugleich blieb der Schutzverein mit besonderer Organisation zur Aufbringung von bewaffneten Massen bestehen. Das war ohne Zweifel eine offene Auflehnung gegen die Tagsatzung, ein Bruch des alten Bundes. Aber die Tagsatzung war nicht stark genug, einen so mächtigen Bund zu unterdrücken. Es kam nun zu einer Theilung in der ganzen Eidgenossenschaft wie in dem kleinen Basel. Die katholischen Urcantone hielten schon am 2. Mai zu Altorf eine Conferenz, um einen Gegenbund einzuleiten. Die Tagsatzung setzte zwar im Juli eine Commission nieder, um eine Verfassungsrevision zu berathen, aber die Gegensätze waren unvereinbar. Im August wurde eine Verschwörung der Berner Aristokratie entdeckt, an deren Spitze der vormalige Schultheiß Fischer stand, der mit sechs andern großen Herrn verhaftet wurde. Am 14. September sanktionirte die Tagsatzung mit geringer Stimmenmehrheit die eigenmächtig von Basel vorgenommene Theilung; dagegen protestirten die Cantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis und Neufchatel. Am 2. October versammelten sich alle Schutzvereins-Ausschüsse im Bade Schinznach, um den Gegnern durch Drohungen Furcht einzujagen. Nun aber schlossen am 14. November die fünf protestirenden Cantone, zu denen sich noch Stadt-Basel gesellte, den Sarner Bund als förmlichen Gegenbund gegen das Siebener-Concordat. In der ersten Hälfte des Jahres 1833 beschäftigte sich die Tagsatzung auf Antrieb des Concordats mit dem Entwurf einer Bundesrevision, aber als derselbe fertig war, wurde er im Juni

durch die Mehrheit der Sarner Verbündeten und der Neutralen verworfen. Mehr als je waren nun die Parteien auf sich selbst angewiesen.

Die Conservativen begingen den Fehler, da sie nur in der Defensive stark waren, zur Offensive überzugehen, und den doppelten Fehler, es nur mit einer Minderheit von Streitkräften zu wagen. Sie, die altes Recht schützen wollten, durften nicht die ersten seyn, die Gewalt brauchten. Das hat ihnen unendlich geschadet. Am 30. Juli 1833 fielen plötzlich die Schwyzer unter Abyberg ins Gebiet von Luzern ein und besetzten Küßnacht, aber die Luzerner waffneten sich und wurden sogleich von allen Seiten unterstützt. Abyberg wagte nicht weiter vorzugehen, sondern zog sich beim Anmarsch großer feindlicher Streitkräfte am 3. August wieder zurück. An demselben Morgen des 3ten zogen 1400 Stadt-Basler unter Oberst Burckhardt gegen Liestal aus, wurden aber im Dorfe Prattelen von den Land-Baslern, denen viele Freischärler, insbesondere Polen zugezogen waren, von allen Seiten so kräftig beschossen, daß der Oberst verwundet, ein Oberstlieutenant Landerer, Major Wieland (Sohn des greisen Bürgermeisters von Basel) und mehrere andere Offiziere getödtet wurden. Im ganzen verloren die Städter an 160 Todte und Verwundete und mußten zurückfliehen. Die ganze Schweiz war in Aufregung gekommen und waffnete. Die Tagsatzung ließ Schwyz und Stadt-Basel mit eidgenössischen Executionstruppen besetzen und stellte die Ruhe her. Auch löste sie am 17. August den Sarnerbund auf und vollzog jetzt erst die bisher noch von diesem Bunde bestrittene Theilung des Basler Staatsgutes zwischen Stadt und Land. Dr. Keller nahm diese Theilung mit solcher Genauigkeit vor, daß auch zusammengehörige Dinge zerstückt wurden. Dabei geschah der Stadt Unrecht. Das aus Privatstiftungen reicher Basler entstandene Universitätsgut wurde mit getheilt.

Von diesem Zeitpunkt an gewann das Siebener-Concordat mit dem Schutzvereine, die Partei, die man seitdem die radicale genannt hat, sichtlich die Oberhand. War die conservative Partei

auch stark genug, so hatte sie sich doch damals eines mißlungenen Gewaltstreichs zu schämen und war gelähmt. Im Beginn desselben Jahres am 29. April war die neue, von der neuen Regierung mit großartigen Mitteln ausgestattete Universität in Zürich eröffnet worden. Eine ihrer ersten Zierden war der alte Oken, der seither unter dem Schutz König Ludwigs, aber ärmlich besoldet, in München gelebt hatte. Die Universität wurde begreiflicherweise eine Wiege der s. g. Freiheit, eine systematische Abrichtung für den Fortschritt. Doch hielt sie darauf, den alten Ruhm der Züricher Wissenschaftlichkeit zu bewahren. Die Häupter der Züricher Regierung, Dr. Keller und Melchior Hirzel, zogen alle ehrwürdigen alten Stiftungen ein, um die Universität reich zu dotiren. Der Bildungsschwindel, der in Berlin dem monarchischen Princip diente, sollte in Zürich dem demokratischen dienen. Zürich sollte „Metropole der Intelligenz" im liberalen Süden werden. Natürlicherweise mußte die Bildung dem ganzen Volke mitgetheilt werden. Deshalb wurde in Zürich ein großes Schullehrerseminar gegründet und zum Director desselben Scherr (ein Württemberger) gemacht, der Diesterwegs Schule angehörend Bibel und Katechismus aus der Schule verbannen wollte. Abgesehen von diesen Verirrungen machte sich die neue Züricher Regierung durch weise Anwendung der confiscirten Stiftungen und Corporationsfonds verdient. Zürich erhielt ein ganz neues Ansehen durch die Pracht seiner öffentlichen Gebäude, den Umbau seines Hafens ꝛc. Der Bildungsschwindel griff in allen radicalen Cantonen um sich; überall entstanden Schullehrerseminare, in denen die „Selbstbestimmung des Menschen" und die Bildung durch Philosophie und Naturkunde als das neue Licht der alten Finsterniß der Kirche entgegengesetzt wurde. Die Presse in ihrer zügellosen Freiheit wetteiferte damals, den alten Kirchenglauben der Eidgenossen zu verhöhnen, und drang in sie, an die eigne Kirche die Brandfackel zu legen.

Die Radicalen im Aargau waren die wüthendsten Kirchenfeinde. Als hier im Februar 1832 der katholische Pfarrer Stockmann zwei Geschwisterkinder nicht trauen wollte, weil bei so naher

Verwandtschaft nach dem Kirchenrecht nur der heilige Vater selbst dispensiren könne, wurde er sogleich von der weltlichen Behörde ab- und ein anderer an seine Stelle gesetzt, der die Trauung wirklich vornahm. Salzmann, Bischof der Basler Diöcese, erklärte die Ehe, so wie die Amtsführung des Eindringlings für ungültig. Die Aargauische Regierung ließ aber den letzteren in der Kirche fortamtiren und gab ihm zum Schutz gegen das Volk Landjäger bei, bis er selbst es räthlicher fand, zurückzutreten und vor dem Bischof Abbitte zu thun. So brutal griff hier eine Winkelregierung in die ewigen Gesetze der Kirche ein. Die radicale Regierung in Luzern, zwei Brüder Pfeiffer und ein Arzt, Dr. Steiger, an der Spitze, setzte mit eben so viel Frechheit den katholischen Pfarrer Huber ab, weil er gegen die unchristliche Presse gepredigt hatte, und begünstigte eine neue Schulanstalt Fröbels, die mitten im katholischen Lande für den Unglauben Propaganda machte. Auch in St. Gallen wurde der radicale Pfarrer Helbling, Todfeind seiner eignen Kirche, eben deshalb in den kleinen Rath gewählt, und zwei ihm anhängende Brüder Fuchs, der eine, obgleich ganz unwissend, nach Verdrängung eines Würdigeren, über die berühmte St. Galler Bibliothek gesetzt, der andre als Professor nach Luzern berufen. Beide aber erkannten später ihre Unfähigkeit und traten zurück. In St. Gallen, wie in Graubündten, war nach dem Tode des letzten Bischofs von Chur, dem die katholischen Theile beider Cantone untergeben waren, das bischöfliche Gut von der weltlichen Regierung eingezogen worden. Ein neuer Bischof war noch nicht ernannt, weil jeder Canton seinen eignen haben wollte (oder lieber gar keinen).

Unter dem Vorwand nun, die mancherlei katholischen Streitfragen zu erledigen und das Beste der Kirche wahrzunehmen, lud die radicale Luzerner Regierung die mit ihr einverstandenen Regierungen von St. Gallen, Bern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Baselland zu einer Conferenz nach Baden im Aargau ein, die am 20. Januar 1834 zusammentrat und einen Metropolitanverband für die ganze Schweiz, eine neue Vertheilung der Bisthümer, und

im Uebrigen 14 Artikel vorschlug, die alle als Waffen des Staats gegen die Kirche gebraucht werden sollten, und worunter die strengste Handhabung des placet, die vollkommenste Unabhängigkeit ehelicher Verbindungen von kirchlichen Einsprachen, die gleiche Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und die wechselseitige Unterstützung der Regierungen, wenn je eine mit der Kirche in Streit käme, die Hauptpunkte waren.

In demselben Winter am Neujahr 1834 wurde Melchior Hirzel als Regierungschef des Vororts Zürich auch Präsident der Tagsatzung. Die Tagsatzung wechselte nämlich ihren Sitz zwischen den drei Vororten Bern, Zürich, Luzern, und das jeweilige Regierungshaupt im Vorortscanton hatte der Tagsatzung zu präsidiren. Hirzel war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Körperlänge, mit einer lächerlichen Mädchenstimme, ein gutmüthiger Narr, der nicht einmal wußte, wie gefährlich sein im Grunde wohlgemeinter „Fortschritt" sey, und wie viel Unheil er damit anrichten würde. In seiner Einfalt bildete er sich ein, eine allgemeine Republicanisirung Europas von der Schweiz aus sey eben so möglich, wie eine allgemeine Abschaffung des Christenthums und Ersetzung desselben durch die moderne Schulphilosophie. Auch war er mit seinen ausschweifenden Hoffnungen nichts weniger als zurückhaltend. Unter einem solchen Regenten der Schweiz glaubten die politischen Flüchtlinge sich etwas herausnehmen zu dürfen. Schon im Frühjahr 1833 hatten die Polen, die von der französischen Regierung in dem Süden Frankreichs vertheilt worden waren, von Besançon aus einen Zug unternommen, der mit dem Frankfurter Attentat in Verbindung stand und dasselbe unterstützen sollte. Ein desperater Streich der müßigen Polen, ohne alle Aussicht auf Erfolg. Der Plan war, Neufchatel zu überfallen, hier die preußische Regierung zu stürzen, sich Waffenvorräthe zu verschaffen und mit so viel Freischärlern, als man anwerben könne, den Rhein abwärts alles revolutionirend gegen Frankfurt zu ziehen. Aber es kam nicht so weit, die Polen verfehlten den Weg und kamen statt auf das Neufchateler Gebiet ins Bernische, wo sie den guten Rath

erhielten, nicht weiter zu gehen. Sie wurden von den Radicalen in der Schweiz unterstützt und Frankreich zeigte sich geneigt, sie wieder aufzunehmen, da die deutschen Mächte ihre Ausweisung verlangten. Aber im Vertrauen auf den geheimen Schutz, den sie bei den radicalen Schweizer Regierungen fanden, wagten sie eine zweite eben so freche Demonstration wie die frühere. Außer den Polen und vielen deutschen Flüchtlingen befanden sich damals in der Schweiz auch eine große Menge geflüchteter Italiener, unter ihnen Joseph Mazzini von Genua, der schlaueste und verwegenste aller radicalen Parteigänger der Neuzeit. Obgleich es ihm wohlbekannt war, daß einzelne schwache Erhebungen in Italien keinen Erfolg haben konnten, sondern durch Oesterreichs Militärmacht immer rasch wieder unterdrückt werden mußten, so dienten ihm die immer wiederholten Insurrectionen, wenn auch immer mißlingend, doch zu fortwährender Allarmirung Italiens. Er wollte den Oesterreichern keine Ruhe gönnen und die Jugend Italiens in starker Spannung halten. Deshalb verabredete er einen bewaffneten Einfall in Savoyen, der sich vom Gebirge dann gegen die Ebene der Lombardei ausbreiten sollte. Die tapfern Polen sollten dazu benutzt werden, so lange sie noch in der Schweiz verweilten. Als Anführer der Expedition ließ sich Ramorino um 40,000 Franken dingen. Am 1. Februar 1834 sollte Genf überrumpelt und alle Waffenvorräthe dort zur bessern Ausrüstung des Zuges weggenommen werden. Aber die Genfer Regierung war auf ihrer Hut, ließ ein Schiff voll Deutscher vom See her nicht landen und hielt auch die Polen zu Lande ab. Diese, mit Italienern, Franzosen und Deutschen vermischt, brachen nun zwar in Savoyen ein, fanden aber nirgends Anklang und wurden von Ramorino in den Gebirgsthälern irre geführt, bis er selbst keinen Rath mehr wußte und die Seinigen heimlich verließ, die nun wieder umkehrten. Wie unwichtig der Vorfall an sich war, so machte er doch ungeheures Aufsehen wegen der Verwegenheit der Flüchtlinge und wegen der Saumseligkeit der Schweizer Behörden, die ihn nicht gehindert hatten. Die Tagsatzung sprach ihre Mißbilligung des Savoyer

Zuges aus und beschloß, die bekannten Theilnehmer auszuweisen. Die unbekannten aber durften bleiben, und Mazzini hatte die Frechheit, jetzt erst in seinem Asyl zu Grenchen im Canton Solothurn die geheime Verbindung des „jungen Europa" zu stiften, die, aus Flüchtlingen aller Nationen bestehend, alle revolutioniren sollte. Ja, die deutsche Section dieser Verbindung wagte Ende Juli im Steinhölzle bei Bern eine offene Kundgebung, indem hier von 150 deutschen Flüchtlingen und Handwerksgesellen eine ungeheure deutsche Fahne aufgepflanzt, und die zu diesem Zweck beigebrachten kleinen Fahnen mit den Farben aller bestehenden deutschen Regierungen zerrissen und mit Füßen getreten wurden. Jetzt riß auch der Diplomatie die Geduld und sie that ernste Schritte, dem Unwesen der Flüchtlinge in der Schweiz zu steuern. Oesterreich brach allen Verkehr mit der letztern ab, die deutschen Mittelstaaten drohten und Baden rüstete. Allein diese Maßregeln wurden bald wieder aufgehoben, indem der englische Gesandte die Vermittlung übernahm und die Schweiz sich entschuldigte und künftig mehr Vorsicht versprach.

Die Radicalen hatten leichtes Spiel, weil England sich ihrer annahm und auch Frankreich damals sie noch als seine natürlichen Bundesgenossen den nordischen Mächten gegenüber behandelte, Oesterreich aber, das an Italien genug zu hüten hatte, nicht auch noch in Kampf mit der Schweiz oder mit Frankreich wegen der Schweiz gerathen wollte.

Damals versuchte Neufchatel seine völlige Trennung von der Eidgenossenschaft bei der Tagsatzung durchzusetzen; aber die Schweiz wollte diesen Canton nicht aufgeben, weil er den Franzosen den Eingang zur Schweiz verschließt, ihr also von größter Wichtigkeit ist.

Damals wurde auch, nachdem alle Bemühungen, eine allgemeine Bundesuniversität für die ganze Schweiz zu begründen, an der Eifersucht der Cantone gescheitert waren, den Zürchern zum Trotz eine neue Universität in Bern eröffnet, die, was ihr an wissenschaftlichen Leistungen abging, durch radicale Energie ersetzen

sollte. Ihr erster Rector war Wilhelm Snell, der berüchtigte Wühler aus Nassau, radical bis zum Wahnsinn und zugleich ein Trunkenbold, der moralische Vergifter jener stolzen Berner Jünglinge, auf denen das Auge sonst so gerne verweilte wie auf der herrlichen Jugend von Tirol. Snells Bruder Ludwig und der bekannte deutsche Flüchtling Siebenpfeiffer erhielten gleichfalls Professuren. Die eigentlichen Machthaber in Bern waren aber damals nicht jene zwei fremden Brüder Snell, sondern zwei einheimische Brüder Schnell, die von Burgdorf aus die Revolution gegen die Hauptstadt gemacht hatten. Zwischen beiden, der Fremdenpartei an der Universität und der Landespartei der Schnelle, kam es bald zu Reibungen, denn die letzteren wollten nicht so weit gehen wie die ersteren und sich nicht zu ihren dem Canton und der Schweiz überhaupt fremden Zwecken mißbrauchen lassen.

Wenn die Bundesreform bisher auch gescheitert war, so wurde doch fortwährend für sie gewühlt und wurden auch auf der Tagsatzung Neuerungen durchgesetzt, die eine künftige Centralregierung der Schweiz wenigstens vorbereiteten. So die gleiche Uniformirung aller Schweizer Milizen, die gleiche eidgenössische Fahne, gleiches Maaß und Gewicht (1835).

Mittlerweile hatte sich die katholische Partei wieder gefaßt und begann Demonstrationen gegen die Badener Beschlüsse. Der Bischof von Basel protestirte feierlich dagegen, die katholische Bevölkerung von St. Gallen stimmte mit großer Mehrheit gleichfalls dagegen. Ein päpstliches Breve vom 17. Mai 1838 erklärte sie für ketzerisch. Im Uebrigen aber hatte Papst Gregor XVI. eben damals dem Wunsch der Schweizer Regierungen nachgegeben, und nachdem er schon den Bischof Bossi in Chur für Graubündten und St. Gallen zugleich ernannt, nachträglich noch die Errichtung eines besondern Bisthums in St. Gallen zugegeben und hier den Bischof Mirer eingesetzt. Der Streit über die Badener Beschlüsse wurde am hitzigsten in Aarau. Hier wies die Regierung das protestirende Schreiben des Bischofs von Basel zurück und setzte eine Erklärung auf, die auf allen katholischen Kanzeln verlesen werden sollte. Die

Pfarrer weigerten sich, und augenblicklich verfügte die Regierung Geldbußen, Amtseinstellung, sogar Gefängniß gegen sie, trug auf gänzliche Trennung des Cantons vom Bisthum Basel an und legte den katholischen Priestern einen neuen Eid auf, worin sie sich zum unbedingten Gehorsam gegen den Staat verpflichten sollten. Da dieser Eid von fast allen Geistlichen verweigert wurde, schickte die Regierung Truppen in die katholischen Bezirke. Diese aber verhielten sich ganz ruhig und ließen alles über sich ergehen. Da begann sich doch die kleine freche Regierung vor den übrigen Eidgenossen und vor dem Ausland zu schämen, zog die Truppen wieder zurück und modificirte den Eid durch eine authentische Interpretation, die der Bischof gelten ließ.

Anders verhielt sich die katholische Bevölkerung des zum Canton Bern gehörigen Jura. Hier wurde eine Petition gegen die Badener Beschlüsse mit 8000 Unterschriften bedeckt. Zu Pruntrut wurde offen eine Lostrennung von Bern gewünscht, und man pflanzte hier und in vielen Gemeinden s. g. Religionsbäume, d. h. die von Frankreich entlehnten Freiheitsbäume, nur nicht mit der rothen Mütze, sondern mit einem Kreuze gekrönt. An der Spitze dieser religiösen Bewegung stand Decan Cuttat in Pruntrut. Aber die Berner Regierung war so entschieden, wie die Aargauer, und überschwemmte den katholischen Jura mit Truppen. Nun aber schritt Frankreich ein, mit dem in der Napoleonischen Zeit das Gebiet von Pruntrut vereinigt gewesen war und das die dortigen Sympathien pflegte. Ludwig Philipp ließ der übermüthigen Berner Regierung erklären, wenn sie nicht sofort die Mißhandlung der Katholiken im Jura einstelle und sich mit dem Papst verständige, werde er Pruntrut besetzen lassen. Da gab Bern nach und auch die andern bequemten sich, Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Nuntius, de Angelis, hatte damals eben Luzern verlassen und sich in Schwyz niedergelassen, weil die Luzerner Regierung ihm jede Ausübung geistlicher Gerichtsbarkeit untersagte.

Inzwischen dauerte der Unfug der Fremden in der Schweiz immer fort. Die Regierungen versicherten, allen Forderungen der

Großmächte sey Genüge geleistet, die gefährlichen Flüchtlinge seyen ausgewiesen, aber sie verweilten fortwährend in der Schweiz, insbesondere Mazzini. Der Mord eines deutschen Studenten, Namens Lessing, in Zürich bewies, wie thätig die revolutionäre Propaganda noch war, denn Lessing wurde nur ermordet, weil man Verrath von ihm besorgte. Im Sommer 1836 war eine Wiederholung des Frankfurter Attentats im Werke, wurde aber durch die Verhaftung von 21 deutschen Verschwornen verhütet. Da mischte sich die Diplomatie abermals ein und verlangte aufs ernstlichste von der Schweiz, daß sie den Demagogen keinen Vorschub mehr leiste. Da dies nun in die Zeit fiel, in welcher Ludwig Philipp das Werk der Reaction in Frankreich gerade so weit geführt hatte, um endlich das Vertrauen der alten Dynastien in ganz Europa zu gewinnen, so wurde auch ihm der Auftrag, die Schweiz in die Zucht zu nehmen. Wir brechen daher hier ab, um auf den Gegenstand zurückzukommen, wenn wir von Frankreich handeln werden.

Auch nach Italien hinüber hatte sich die mit der Julirevolution begonnene Erschütterung erstreckt. Bis dahin hatte dieses schöne, aber wenig glückliche Land seit der Aufregung im Jahr 1821 Ruhe genossen. Zu Rom war der ehrwürdige Pius VII. 1823 verschieden, ihm folgte Cardinal della Genga als Leo XII., damals schon 74 Jahre alt und von strengen Grundsätzen, der die Carbonari unter seiner schweren Hand nicht aufkommen ließ, deshalb aber von der ganzen Bewegungspartei grenzenlos gehaßt wurde. Bald nach seinem Tode 1829 begann nun unter seinem Nachfolger, Cardinal Castiglione, der sich Pius VIII. nannte, die neue Aufregung in Folge der Julirevolution, es kam aber noch zu keinem offenen Ausbruch. Der hochbetagte heil. Vater starb schon 1831, und ihm folgte Cardinal Capillari als Gregor XVI., unter dem der erste Sturm zu toben anfing.

Noch während des Conclaves, ehe der neue Papst gewählt war, und gerade weil in dieser Zeit keine feste Autorität im Kirchenstaate hergestellt und die hohen Prälaten in Rom versammelt waren, brachen die Insurrectionen in den Provinzen aus. Sie waren geleitet von den Carbonari und hatten wie die früheren den Umsturz der geistlichen Regierung in Rom und der alten Dynastien in den übrigen italienischen Staaten zum Zweck. Ihr letzter Gedanke war die Einheit Italiens, über die Mittel aber war man sich nicht klar. Einige dachten noch mit Constitutionen auszukommen, andere erklärten sich schon mit mehr Entschiedenheit für die Republik, und da man auf französische Hülfe rechnete, so legte man Werth darauf, napoleonische Erinnerungen einzuflechten.

Nur zufällig erfolgte die erste Erhebung in Modena. Hier wurde Herzog Franz, der wegen seinem Duodez-Absolutismus und harter Verfolgung aller liberalen Institutionen und Ideen äußerst verhaßt war, darauf aufmerksam gemacht, daß sein Günstling Menotti, Chef der geheimen Polizei, selbst ein Verschwörer sey, und ließ in der Nacht des 3. Februar 1831 das Haus, worin dieser mit seinen Consorten gerade versammelt war, umzingeln und mit Kanonen zusammenschießen. Menotti entging dem Tode und wurde gefangen, fand aber so viel Theilnahme bei der Bevölkerung, daß der Herzog Angst bekam und auf und davon floh. Hierauf bildete sich in Modena eine provisorische Regierung, welcher der Advokat Nardi präsidirte.

Nun hielten die Verschworenen auch im Kirchenstaat nicht mehr zurück. Schon am 5. Februar umringten junge Leute zu Bologna den Palast des päpstlichen Prolegaten und zwangen ihn, einer bereits vorbereiteten provisorischen Regierung Platz zu machen. Da fast die ganze Bevölkerung der großen Stadt für die Neuerung war, blieb ihm nichts übrig, als sich zurückzuziehen. An demselben Tage kam von Rom die Nachricht an, am 2. sei der neue Papst gewählt worden, was aber die rasche Verbreitung des Aufstandes nicht mehr verhinderte, eher beschleunigte. Am 9. Februar constituirte sich auch zu Pesaro eine provisorische Regierung, am

12. wurde die Wittwe Napoleons, Erzherzogin Marie Luise, aus ihrem kleinen Herzogthum Parma vertrieben; am 14. stand das Volk in Ferrara auf und setzte unter den Kanonen der Oesterreicher, welche die Citadelle besetzt hatten, eine provisorische Regierung ein. Am 17. bemächtigte sich das Volk der Festung Ancona, am 18. hatte auch Perugia seine provisorische Regierung. Am 23. zogen 600 piemontesische Flüchtlinge bewaffnet von Lyon aus, um auch vom Norden her Italien zu insurgiren, sie wurden aber von französischen Truppen eingeholt und zur Umkehr gezwungen, weil Ludwig Philipp wegen Italien keinen Krieg mit Oesterreich, dem die nordischen Mächte beigestanden haben würden, anzufangen Lust hatte, und auch weil in die italienische Insurrection napoleonische Ideen geworfen worden waren. Schon am 14. September 1830 hatte Joseph Napoleon, der vormalige König von Spanien, als Aeltester der Napoleoniden in deren Namen von Amerika aus, wo er lebte, gegen die von Ludwig Philipp wiederholte Verbannung derselben vom französischen Boden protestirt und seine Tochter mit Napoleon Ludwig, dem ältesten Sohn des ehemaligen Königs von Holland (Louis Bonaparte) vermählt, demjenigen Napoleoniden, der nach dem damals noch lebenden Herzog von Reichsstadt die Ansprüche auf den französischen Kaiserthron erbte. Dieser junge Mann, damals 27 Jahre alt, lebte in Rom bei seinem Vater und ließ sich schon hier in die italienische Verschwörung ein, weshalb er vom Papst ausgewiesen wurde. Er brachte den Winter über mit seinem jüngeren Bruder Karl Ludwig Napoleon, damals 23 Jahre alt, in Florenz zu, von wo aus sie mit Menotti verkehrten. Als nun im Anfang Februar die Revolution ausbrach, reisten die beiden Brüder heimlich nach Spoleto und traten hier öffentlich zu den Insurgenten über, mit Begierde die erste Gelegenheit ergreifend, um sich in die Weltgeschichte einzuführen, ohne zu fragen, ob es klug sey, nur dem Muthe ihres Blutes folgend.

Der neue Papst verfehlte nicht, den Insurgenten Frieden zu predigen, aber sein Unterhändler Cardinal Benvenuti wurde nicht gehört und gefangen nach Bologna geführt. Hier eröffnete der

Advokat Vicini am 26. Februar einen großen s. g. italienischen Nationalcongreß, woraus hervorging, daß alle Italiener in die Revolution hineingezogen werden sollten und daß ihr Ziel die Einheit Italiens sey. Zugleich suchte General Zucchi, der früher unter Napoleon gedient und nachher österreichischer Feldmarschalllieutenant geworden war, eine italienische Armee auszurüsten. Aber Oesterreich fuhr blitzschnell drein. Schon am 5. März rückten die vorgeschobenen Corps einer österreichischen Armee unter Frimont ins Modenesische, an den folgenden Tagen in Ferrara und Parma ein und überall flohen die Insurgenten. Nur ein unbedeutendes Scharmützel fiel vor bei Novi. Vergebens suchte Zucchi in Bologna den Muth zu beleben und eine Armee zusammenzubringen, alles war durch die Raschheit der Oesterreicher tödtlich gelähmt. Vicini wollte jetzt nachgeben und unterhandeln. Zucchi wüthete gegen ihn, da dankte er eilends ab. Frimont nahte und zog, da alles floh, am 21. schon in Bologna ein. Nun lieferte zwar Zucchi den Oesterreichern auf dem Rückzug bei Rimini ein kleines Gefecht am 25., mußte aber sogleich weichen. Auch eine sehr feste Stellung bei Cattolica mußte er freiwillig wieder verlassen, weil seine Leute nicht Stand hielten. „Für Memmen gibt es keine starke Position," rief er zornig aus und zog sich hinter die Mauern Anconas zurück, hier aber war schon durch General Armandi, der zu rechter Zeit eingelenkt hatte, mit dem Papste capitulirt worden, und mit genauer Noth entkam Zucchi noch auf einem Schiffe; aber die Oesterreicher fingen ihren desertirten Feldmarschalllieutenant auf dem adriatischen Meere auf und warfen ihn jenseits der Alpen in einen deutschen Kerker. Am 27. zogen die Oesterreicher unter Geppert in Ancona ein, die letzten Insurgenten capitulirten unter Sercognani in Spoleto am 30., und der ganze Aufstand war beseitigt.

Unter den Flüchtlingen jener Unglückstage befanden sich auch die napoleonischen Brüder. Der ältere starb nach kurzer Krankheit, die ihm die ungewohnten Strapazen sollen zugezogen haben, unterwegs in Forli am 17. März. Man rühmte an ihm eine edle und

feurige Natur. Seine Mutter, die Königin Hortense, war in zärtlicher Sorge den Söhnen nachgereist, fand aber nur den jüngsten wieder, den sie in ihrem Gefolge als Diener verkleidet glücklich rettete.

Nun folgten überall wieder Reactionen, die stärkste in Modena, eine mildere in Parma und im Kirchenstaat. Der Papst erfreute sich vom neuen König der Franzosen derselben Huld wie von Oesterreich und folgte gerne ihren Rathschlägen. Ludwig Philipp aber rieth zur Milde, damit Italien beruhigt und er nicht von der französischen Nation gedrängt würde, den Oesterreichern Krieg zu erklären. Die Rücksicht, die desfalls Oesterreich auf Frankreich nahm, war so groß, daß es im Mai Ancona und im Juli den ganzen Kirchenstaat wieder räumte, mit Ausnahme der Citadelle von Ferrara. Aus Rücksicht auf Frankreich erließ auch der Papst am 5. Juli ein Edict, worin er dem Volke Verbesserungen in der Verwaltung ankündigte. Da die päpstlichen Cassen leer und die Provinzen schwierig und verarmt waren, sah sich der h. Vater zu der unerhörten Maßregel gezwungen, beim Juden (Rothschild) 3 Millionen Scudi zu entlehnen.

Die Verbesserungen in der Verwaltung und Justiz wurden angenommen, genügten aber den Provinzen nicht. Die Insurgenten erhoben wieder das Haupt, weil sie meinten, Oesterreich fürchte sich vor Frankreich. Die Beruhigungsversuche des französischen Gesandten St. Aulaire bestärkten sie nur in diesem Wahn. Zu Bologna wurde sogar schon wieder eine große Volksversammlung gehalten und die Einberufung eines neuen Congresses auf den 5. Januar 1832 beschlossen, der dem Papst Vorschläge machen und Bedingungen stellen sollte. Der Papst ließ unter Barbieri zu Rimini und unter Zamboni in Ferrara Truppen sammeln, denen aber die Nationalgarde von Bologna unter General Patuzzi entgegenmarschirte. Am 20. Januar stießen sie bei Cesena aufeinander. Nach kurzem Gefecht wichen die Nationalgarden, die päpstlichen Truppen aber, ein schnell zusammengerafftes Gesindel, worunter Banditen und Räuber, plünderten Cesena und übten arge Greuel an den

Einwohnern, ebenso am folgenden Tage zu Forli, wo 23 Personen jedes Alters und Geschlechts von ihnen ermordet, 41 verstümmelt oder verwundet wurden. Cardinal Albani, des Papstes Stellvertreter, war Zeuge und konnte es nicht hindern, wagte nun aber die Truppen nicht weiter gegen Bologna vorrücken zu lassen, weil ihre Schandthaten ganz Italien empört hatten. In dieser Noth mußten die Oesterreicher wieder helfen, und General Hrabowski kam mit einem Corps derselben, theils um Bologna zu unterwerfen, theils um die päpstlichen Truppen selbst im Zaume zu halten, die da, wo keine Oesterreicher waren, z. B. in Ravenna, noch manche Rohheiten begingen.

Dieser zweite Einmarsch der Oesterreicher erhitzte die Opposition in Paris, und wenn Ludwig Philipp etwas Schlimmerem vorbeugen wollte, mußte er dießmal eine Demonstration machen. Aber er that es so ungern und so sehr nur zum Schein, daß sie mit Oesterreich heimlich konnte verabredet werden. Genug wenn man der französischen Nation nur sagen konnte, die Oesterreicher sind nicht allein in den Kirchenstaat eingerückt, der König der Franzosen ist wachsam gewesen und hat sogleich auch Franzosen hineingeschickt, um den Oesterreichern die Stange zu halten. Noch wußte niemand, was verabredet worden war, als plötzlich in der Nacht auf den 23. Februar eine kleine französische Flotte vor Ancona erschien und Truppen aussetzte, die unter Oberst Combes, als die Thore nicht gleich geöffnet wurden, dieselben mit Aexten einschlugen, eindrangen und sich des Platzes bemeisterten. Das sah nun sehr kriegerisch und wie eine Unterstützung der italienischen Opposition aus; bald aber kamen noch durch widrige Winde zurückgehaltene französische Schiffe mit dem commandirenden General Cubières nach, der die Handlungsweise seines Obersten desavouirte, die päpstlichen Behörden wieder einsetzte und die Männer der Opposition von sich wies. Die letzteren legten indeß seine Zurückhaltung nur als eine vorläufige aus und hofften von der Besetzung Anconas durch Franzosen so viel für ihre Sache, daß in Bologna selbst und unter den Augen Hrabowskis das Volk einen Aufstand versuchte

in dem Augenblick, in welchem die ersten päpstlichen Truppen unter Zamboni, die sich häßlich in Ravenna aufgeführt hatten, dort einrückten. Zamboni und Hrabowski selbst bekamen Steinwürfe. Aber der letztere hatte, Menschlichkeit mit Strenge verbindend, den genialen Einfall, einem böhmischen Regiment auf italienisch zu befehlen, es solle feuern, auf böhmisch aber den Befehl sogleich zu widerrufen. Wie nun die Bologneser das Commandowort Feuer hörten, liefen sie davon und die Ordnung wurde ohne Blutvergießen hergestellt. Am 2. Mai rückten päpstliche Truppen auch in Ancona ein und besetzten den Platz gemeinschaftlich mit den Franzosen, so daß jedermann erkannte, Ludwig Philipp thue in Italien nichts anderes, als was der Kaiser von Oesterreich auch that, nämlich er schütze die Herrschaft des Papstes gegen die Revolution. Am 21. Juni erließ der Papst eine Bulle gegen die Insurgenten in einem festen und stolzen Tone.

Seitdem war wieder Ruhe in Italien. Der Papst, im eigenen Lande von Revolution bedroht, erklärte sich entschieden auch gegen alle andern Revolutionen, namentlich gegen die insurgirten Polen und gegen die Partei im französischen und belgischen Klerus, die, von Lammenais geleitet, eine Allianz der römischen Kirche mit der Demokratie verlangte. In seinem merkwürdigen encyklischen Schreiben vom 15. August 1832 warnte Gregor XVI. die kirchlichen Enthusiasten, sie sollten ja nicht an neue Mittel denken, die nur vermeintlich alte und baufällige Kirche zu stützen. Die Kirche habe keine Wiedergeburt nöthig, sie sey ewig jung, immer die gleiche.

Merkwürdigerweise wurden Neapel und Sardinien damals durch keine Revolutionen erschüttert. In Neapel starb der alte König Ferdinand I. (IV.) am 8. November 1830, und ihm folgte sein erst 21jähriger Sohn Ferdinand II., der mehrfache Verbesserungen einführte und politische Gefangene begnadigte. In Sardinien starb König Karl Felix am 27. April 1831, und ihm folgte Karl Albert, Prinz von Carignan, ohne daß von Seite Oesterreichs Einspruch gegen diese Thronfolge erhoben worden wäre.

Der neue König, an dem eine böse Erinnerung haftete, befand sich in einer bittern Klemme zwischen Oesterreich, das er beständig fürchten mußte, und dem Liberalismus, den er verrathen hatte, und der ihm doch seit der Julirevolution wieder eine sehr brauchbare Waffe schien. Großes Aufsehen erregte der Brief des damals noch jungen Joseph Mazzini, der Karl Albert aufforderte, Italien vom Joche der Fremden zu befreien und zu vereinigen.

Im Jahre 1837 kam die Cholera nach Italien und richtete um so mehr Verheerungen an, als an den meisten Orten die Aerzte selbst aus Feigheit flohen. Am schrecklichsten wüthete sie in Sicilien, wo deshalb auch Unruhen ausbrachen.

Vierzehntes Buch.

Das Bürgerkönigthum in Frankreich.

Der neue Bürgerkönig in Paris spielte die angenommene Rolle mit gutem Glücke fort. Frankreich blieb noch lange in der Täuschung, es habe den besten Theil erwählt. Das Ausland accommodirte sich, weil Ludwig Philipp den legitimen Großmächten das Beste versprach. England unterstützte ihn, weil er den englischen Candidaten in Belgien duldete und sich überhaupt der Vormundschaft Englands fügte. Rußland ließ sich ihn am Ende gefallen, um in Polen freie Hand zu haben. Preußen allein konnte keinen Krieg anfangen wollen, Oesterreich noch viel weniger. Die ältere Linie der Bourbons war Oesterreich von Anfang an feindlich gesinnt gewesen und auch gegen dessen Willen auf den Thron gelangt. So wurde denn Frankreichs neuer illegitimer König von den Großmächten anerkannt. Eine Thatsache, die jedermann den Umständen angemessen fand, die aber das ganze bisherige Programm der europäischen Congresse und das Princip der Legitimität beseitigte, um fortan die Politik der jeweiligen Convenienz

zur ausschließlichen Geltung zu bringen. Spanien wollte anfangs die neue Ordnung der Dinge in Frankreich nicht anerkennen. Da gab Ludwig Philipp den liberalen Flüchtlingen Mina, Valdez rc. Geld und Waffen zu einem Insurrectionsversuch. Aus Furcht erkannte ihn nun Spanien an, und augenblicklich ließ er auch wieder die armen Flüchtlinge im Stich.

Ludwig Philipp war voll schlauen Verstandes und beobachtete die ruhige Haltung, die ein vollkommenes Sicherheitsgefühl zur Schau trägt. Nur in seinem Ministerium begann ein auffallendes Wechseln und Wogen, woran man erkannte, wie mühsam es dem juste milieu wurde, das Gleichgewicht zwischen den liberalen, mehr rechts oder mehr links abweichenden Nuancen zu halten. Um die innern Lärmer zu beruhigen, die immer noch mehr republikanische Institutionen wollten, und um dem Ausland mit unermeßlicher Popularität imponiren zu können, mußte er seine Minister links suchen. Um aber eine feste Regierung möglich zu machen und dem Ausland zu zeigen, daß man ihm gehorche, mußte er sie wieder ein wenig rechts suchen, je nach den Vorfällen des Tages. Daß sein Zug stetig nach rechts ging, und die Linkswendungen ihm nur durch die Umstände abgenöthigt wurden, versteht sich von selbst. Er war desfalls viel weniger aufrichtig constitutionell, wie Ludwig XVIII. zur Zeit des Ministerium Decazes.

Das erste Ministerium des neuen Königs, Dupont de l'Eure an der Spitze, Laffitte, Gérard, Molé, Guizot, Broglie, Louis, Sebastiani, Perier, Dupin ging ganz aus der Partei hervor, die in der großen Woche den Sieg an sich gerissen hatte. Bignon, Napoleons berühmten Secretär und Diplomaten, hatte Ludwig Philipp dem Ministerium zugesellt, um den Anhängern Napoleons zu gefallen, gab ihm aber kein Portefeuille, um das Ausland nicht zu reizen. Dieser kleine Zug charakterisirt ihn ganz.

Das Wichtigste war, die aufgeregten Arbeiter wieder zu beschwichtigen, Sie allein hatten gesiegt, sie wollten nun auch etwas davon haben. Die republikanischen Gesellschaften grollten dem Königthum und hielten Ludwig Philipp für einen bloßen Heuchler.

Auf Guizots Rath wurde den Arbeitern mit 5 Millionen Franken der Mund gestopft, die geheimen Gesellschaften aber als ungesetzlich verboten. Hubert, Präsident der Gesellschaft ami du peuple, wurde zu einer kurzen Gefängnißstrafe verurtheilt. Auch lenkte man den Haß des gemeinen Volkes geschickt auf die Exminister ab. Polignac, Peyronnet, Guernon de Ranville und Chantelauze waren auf der Flucht gefangen worden und sollten von den Pairs gerichtet werden. Diesen Richtern traute man wenig Strenge zu, und da überdies auf Betrieb des Königs der Vorschlag gemacht wurde, noch vor Ausgang des Prozesses die Todesstrafe, als eines civilisirten Volkes unwürdig, abzuschaffen, gerieth das gemeine Volk in eine große Wuth und glaubte in dem neuen Königthum eben nur das alte wiederzusehen. Es erhob sich am 18. October, verlangte den Tod der gefangenen Minister und umringte das Schloß Vincennes, in dem sie gefangen saßen. Nur der Muth des Commandanten Dumesnil, der das Schloß in die Luft zu sprengen drohte, bewog die wilden Haufen zum Abzug. Das Uebrige that Odilon Barrot, als Präfect des Seine-Departements, indem er öffentlich erklärte, die angeklagten Minister würden der gerechten Strafe nicht entgehen. Ueber diese Eigenmächtigkeit war Guizot, sein Vorgesetzter als Minister des Innern, empört und verlangte seine Absetzung. Dupont de l'Eure war dagegen. Der König suchte ihn umzustimmen, indem er sagte, auch Lafayette sey für die Absetzung. Das war aber eine kleine Lüge. Der ehrliche Dupont sagte geradezu, er wisse von Lafayette selbst, daß derselbe anders denke, als der König sage. „Sie beschuldigen mich der Unwahrheit?" fuhr ihn der König an. „Sire," erwiderte Dupont, „wenn der König ja und Dupont nein sagt, so weiß ich, wem Frankreich glauben würde." Der junge Herzog von Orleans drängte sich besorgt dazwischen, faßte Duponts Hand und sagte: „Dupont ist ein Ehrenmann, mein Vater, hier kann nur ein Mißverständniß vorgegangen seyn." Der König umarmte Dupont und Odilon Barrot verlor seine Stelle diesesmal noch nicht. Dagegen trat Guizot aus dem Ministerium und mit ihm die andern, außer

Dupont, Laffitte, Gérard, Sebastiani, wogegen der junge Montalivet und Marschall Maison eintraten. Dem König war es äußerst lästig, Dupont beibehalten zu müssen, allein er fürchtete Lafayette, der an der Spitze von mehr als einer Million Nationalgarden stand, und dem bei einem Zerwürfniß ganz Frankreich würde zur Seite gestanden seyn.

Der äußerlich ruhige und feste, innerlich gequälte König wandte sich an Talleyrand, und bat ihn, ein Ministerium zu übernehmen. Aber Talleyrand, damals Gesandter in London, versicherte ihn, er nütze ihm in London, indem er das Bündniß mit England betreibe und die nordischen Mächte beruhige, unendlich mehr, als er ihm in Paris nützen könne. Gerade damals führte die russische Politik einen Hauptschlag. Sie ließ sich nämlich von Molé im Namen Ludwig Philipps bestätigen, was Karl X. bereits mit ihr abgekartet hatte (enge Allianz zwischen Rußland und Frankreich, das letztere erwirbt Belgien und die Rheinprovinzen, Preußen wird mit Hannover entschädigt, Oesterreich mit der Türkei, Rußland nimmt Constantinopel, England wird ausgeschlossen) und denuncirte dann den ganzen Plan in London, um England von Frankreich zu trennen. Talleyrand demaskirte dagegen die russische Arglist in dieser Intrigue und Ludwig Philipp blieb Englands guter Freund. — In Bezug auf die innere Politik soll Talleyrand damals Ludwig Philipp gerathen haben, die Liberalen durch sich selbst, eine Nuance nach der andern, einen Namen nach dem andern abzunutzen. Sein Haupttrost aber soll gewesen seyn, die Vertreibung der älteren Bourbons verhalte sich ganz so wie der Stuarts in England, und die jüngere Linie Orleans werde, wenn sie nur Geduld behalte und die damalige Aufregung geschickt wieder abschwäche, sich auf dem Thron so dauerhaft befestigen, wie die hannöverische Dynastie in England.

Unterdeß hörte die Gährung in Paris nicht auf. Hinrichtung der Exminister war die Parole im Volk. Man sah darin die Probe, ob die neue Regierung es aufrichtig mit der Freiheit meine, oder nur in die alten Bahnen einlenken wolle. Auch die Presse mißbrauchte ihre Freiheit zu wüthenden Schmähungen. Er=

cesse während des Prozesses schienen unvermeidlich. Da ernannte der König den Marschall Soult, die erste militärische Größe des alten Kaiserreichs, zum Kriegsminister und ließ denselben große Rüstungen machen, dem Scheine nach, um Frankreich gegen das Ausland zu vertheidigen, denn man hatte die Kunde verbreitet, Feldmarschall Diebitsch sey in Berlin gewesen, um eine Allianz Preußens mit Rußland zu betreiben und in Frankreich einzufallen (unmittelbar vor dem polnischen Aufstande). Durch Talleyrand durfte aber der König hoffen, mit Hülfe Englands Preußen zu beruhigen, und Rußland wurde durch die polnische Revolution aufgehalten, deren Ausbruch man schon in den ersten Tagen des Dezember in Paris erfuhr. Der Zweck der Rüstungen Soults war nur, unter dem Scheine, dem Nationalstolz zu schmeicheln und dem Ausland zu imponiren, die unruhige Pariser Bevölkerung durch Militärmacht im Zaum zu halten und Lafayette mit seinen Nationalgarden in den Hintergrund zu schieben. Am 15. Dezember wurde das Pairsgericht eröffnet. Das Volk drohte, die Hinrichtung der Angeklagten zu erzwingen. Lafayette aber, weit entfernt, dem König gefährlich zu werden, trat auch in diesem, wie in allen früheren ähnlichen Fällen, der Anarchie entgegen und ermahnte in einer Proklamation vom 19. zur Ordnung. Als nun am 20. und 21. das Volk in den Straßen lärmte und den Palast Luxemburg, in dem die Pairs richteten, stürmen wollte, war es Lafayette selbst, der an der Spitze der Nationalgarde unermüdet die Ordnung erhielt. Unterdeß wurden die Exminister von Martignac, der sich edelmüthig dazu hergab, glänzend vertheidigt und von den Pairs nur zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe auf dem Schlosse Ham verurtheilt, am 21. Vergebens wütheten Volk und Jugend, die Ruhe wurde hergestellt, 400 der wildesten Schreier verhaftet.

Der König war unendlich entzückt über die ehrliche Schwäche des alten Lafayette, und verfehlte nicht, davon Nutzen zu ziehen. Lafayette hatte sich sammt seinen Nationalgarden unpopulär gemacht. In die Bevölkerung von Paris war Zwiespalt eingerissen. Zugleich hatte Soult eine ungeheure Militärmacht aufgestellt. Man

konnte jetzt Lafayette beseitigen. Thun Sie nur das, hatte Metternich zu General Belliard gesagt, den ihm Ludwig Philipp zuschickte, erst wenn Sie den gefährlichen Lafayette werden besiegt haben, werde ich glauben, daß Ihr König wirklich regiert. Am 24. wurde Lafayette zum Dank für seine Aufopferung vom 19—21. als Obergeneral aller französischen Nationalgarden entlassen, und die Pariser Nationalgarde-Artillerie, die sich zu volksthümlich benommen, aufgelöst. Hierauf legte auch Dupont de l'Eure seinen Ministerposten nieder, um einer jener tückischen Verabschiedungen von Seiten des Königs zuvorzukommen. Laffitte wurde nun Chef des Ministeriums.

Bei alledem spielte die Deputirtenkammer keine vorragende Rolle mehr. Zwar erhob der unerbittliche Mauguin laut seine Stimme und klagte das neue System an, das offenbar darauf ausgehe, das französische Volk zu dupiren und die Freiheit zu escamotiren. Allein die Mehrheit achtete nicht auf ihn, sondern unterstützte das neue Königthum aus Privatinteresse. Um die Deputirtenkammer für sich zu haben, bewilligte ihr Ludwig Philipp ihren Fortbestand. Neue Wahlen würden neue unzugänglichere Menschen gebracht haben. Die alte Kammer war dem König sicher, um so mehr, als er ihre Mitglieder und deren Verwandte und Clienten verschwenderisch mit Anstellungen und Belohnungen bedachte. Die französische Deputirtenkammer hatte sich zu einem Markt erniedrigt, auf dem der König Stimmen und Ergebenheitsadressen für Aemter, Concessionen, Titel und Orden kaufte. Statt der gehofften lautern und reinen Freiheit brachte das Bürgerkönigthum den Franzosen eine schändliche parlamentarische Corruption. Indeß dienten dem König auch ehrenwerthe Doctrinäre, wie Guizot, ohne Eigennutz aus Ueberzeugung, daß aus allzuviel Freiheit ohne Ordnung nur Anarchie und zuletzt Fremdherrschaft folgen müsse.

Eine energische Minorität organisirte sich in der Deputirtenkammer erst wieder, als sich immer deutlicher herausstellte, Ludwig Philipp suche „Frieden um jeden Preis mit dem Auslande“ und erkaufe sich denselben durch die Hinopferung aller der Völker, welche

die Julirevolution nachgeahmt hatten. Begreiflicherweise herrschte im französischen Volke die feurigste Sympathie für die Belgier und Polen. Die ersteren wünschten Vereinigung mit Frankreich, aber um des Friedens willen wies sie Ludwig Philipp ab. Die Polen flehten um Hülfe von Frankreich und Ludwig Philipp verrieth sie, indem er ihnen wirklich Hoffnung machte, ihnen rieth, unthätig zu bleiben und dadurch ihre Sache unwiederbringlich verloren machte. In Deutschland war die Bewegung schwächer, allein stark genug, um dem französischen Einfluß auf die deutschen Cabinette mehr Nachdruck zu geben. Nun erfuhr man aber, Ludwig Philipp habe ausdrücklich alle Maßregeln der deutschen Cabinette, die auf Niederhaltung der Liberalen in Deutschland, Beschränkung der Presse rc. ausgingen, gut geheißen. Aus alledem wurden nun furchtbare Anklagen gegen Ludwig Philipp gemacht. Die Opposition mußte sich hauptsächlich auf die äußere Politik werfen, weil ihr die innere damals wenig Chancen bot. Die Volksgesellschaften waren zu cynisch, um Sympathien zu finden. Frankreich wollte die Freiheit nicht ohne die Ordnung. Alles, was an Anarchie erinnerte, war den guten Bürgern verhaßt. Die Opposition in der Deputirtenkammer war mithin keine republikanische, aber eine patriotische. Sie vertrat den beleidigten Nationalstolz. An ihrer Spitze stand General Lamarque, der die glänzendsten Reden hielt, neben ihm Mauguin, im Hintergrund der alte Lafayette. Aber ihre Beredsamkeit drang nicht durch. Sebastiani, als Minister, erklärte es für eine Thorheit und Unmöglichkeit, mit den geringen Kriegsmitteln, welche Frankreich zu Gebote standen, gegen den Willen der deutschen Mächte den Polen beistehen zu wollen. Auch die Doctrinäre, die in einem Krieg nur den Untergang der constitutionellen Freiheit und Ordnung zugleich sahen, stimmten zum Ministerium. Die übrigen Stimmen waren schon erkauft.

Die Legitimisten mißverstanden damals die vielfach im Volke sich aussprechende Unzufriedenheit mit der neuen Regierung und waren so unvorsichtig, die alte ins Gedächtniß zu rufen. Am 14. Februar 1831, dem Todestage des Herzogs von Berry, ver-

anstalteten sie demselben eine Todtenfeier in der Kirche St. Germain l'Auxerrois. Der Pöbel aber ergrimmte über diese Keckheit einer kaum besiegten Partei, brach in die Kirche ein, vertrieb die Legitimisten und zerbrach alles, was ihm unter die Hände kam. Der Tumult wuchs und artete in eine größere Emeute aus. Die Bosheit gab dem Pöbel ein, gegen den Palast des Erzbischofs, van Quelen, zu ziehen, des alten Freundes Karls X. Als Baude, der neue Polizeipräfekt von Paris, dem König davon Nachricht gab, soll dieser (wie Louis Blanc erzählt) gesagt haben: „man muß jedem sein Theil lassen, sorgen Sie nur, daß dem Palais Royal nichts geschieht." Hierauf stürmte der Pöbel den erzbischöflichen Palast und zerstörte ihn von innen gänzlich, ohne von den Behörden daran verhindert zu werden. Der wuthschnaubenden Masse fiel es ein, alle Kreuze von den Kirchen in Paris und alle Lilien (das alte Wappen Frankreichs) wegzuschaffen. Da befahl Ludwig Philipp, dem Volk in diesem unschuldigen Verlangen ein Genüge zu leisten. Die Kreuze verschwanden und von seinem eigenen Palaste ließ Ludwig Philipp unter seinen Augen die Lilien, die 14 Jahrhunderte in Frankreich geherrscht hatten, das ehrenvolle Wappen seiner eigenen Familie, wegreißen. Der Pöbel beruhigte sich nun wieder.

Bald darauf entledigte sich der König des ihm durch seine liberalen Antecedentien und insbesondere durch seine Beziehungen zu Lafayette lästig gewordenen Laffitte. Indem er ihm eine österreichische Note verheimlichte, gab er ihm zu verstehen, er wünsche ohne ihn zu regieren, und Laffitte nahm seine Entlassung, am 9. März. Der arme Minister durfte nicht einmal klagen, denn er hatte, um eine politische Rolle spielen zu können, seine Bankiergeschäfte so vernachlässigt, daß er nahe am Falliren war.*) Der König spielte dabei noch den Großmüthigen, indem er ihm einen

*) Eine Tochter Laffittes wurde geisteskrank. Man fürchtete wegen geheimer Liebe, und ein Arzt mußte sie auf eine feine Art ausholen. Endlich sagte sie, ja, sie liebe Karl X.

großen Wald um 10 Millionen abkaufte. An Laffittes Stelle übernahm dessen bisheriger Nebenbuhler, Casimir Perier, die Oberleitung des Ministeriums unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der König nichts ohne ihn thue, nicht hinter seinem Rücken, wie hinter dem Laffittes, Noten wechsle. Die Phrase des Tages war: le roi règne, mais ne gouverne pas. Diese ganz constitutionelle Bedingung, in der gleichwohl nach dem Austritt Laffittes ein verletzendes Mißtrauen gegen den König ausgedrückt war, ließ sich Ludwig Philipp gefallen, weil er gerade jetzt den strengen Perier brauchte, um durch ihn die Ordnung befestigen, die Parteien zügeln zu lassen, und um zugleich die auswärtige Politik der Regierung zu vertheidigen. Perier war ein aufrichtiger Constitutioneller, der Ruhe im Innern und nach außen für unerläßlich hielt, wenn die Errungenschaften des Juli auch wirklich genossen und die Charte eine Wahrheit werden sollte. Schon am 17. März ließ er eine Anzahl bekannter Republikaner verhaften und am 18. griff er kühn die Partei Lamarque's an, indem er erklärte, seine Regel für die auswärtige Politik sey Nichtintervention. Wolle man, daß Frankreich nicht angegriffen werde, so dürfe man auch selbst niemand angreifen. Auch verwarf er aufs bestimmteste die Voraussetzung der Volkssouveränetät, wonach es dem französischen Volk im Juli freigestanden hätte, zu thun was es wolle. Es habe sich lediglich für die bestehende Verfassung gegen die in dieselbe von oben her geschehenen Eingriffe erhoben, diese letzteren seyen beseitigt, und wehe dem, der die Verfassung aufs neue, etwa von unten her, angreifen wolle.

Im Mai traf der König mit Perier eine Maßregel, die am besten geeignet schien, die Republikaner moralisch zu vernichten. Am 2. nämlich decretirte der König den Julihelden, denen er schon früher eine Decoration zuerkannt hatte, ein blaues Band und eine neue Umschrift auf das Kreuz „vom König gegeben", d. h. er kleidete die Revolution in die Livrée des Königthums. So gewann er durch Eitelkeit die Einen und warf die Andern, die seine Decoration verschmähten, in das Dunkel der Vergessenheit. Als

am 5. Mai, am Todestage Napoleons, die Vendomesäule mit Blumen bekränzt und großer Spektakel erhoben wurde, der die nächsten Tage fortdauerte und am 9. in eine Emeute ausartete, ließ der Graf von Lobau, der an Lafayette's Stelle die Nationalgarden befehligte, die Pompiers kommen und mittelst Feuerspritzen das empörte Volk durchnässen. Die Revolution erstickte im Gelächter.

Unterdeß hatte die Kammer ein neues Wahlgesetz berathen, den Wahlcensus aber nur von 300 auf 200 Francs herabgesetzt, damit ja die gebildeten Mittelclassen die Wahlen allein in der Hand behielten. Die Kammer wurde endlich am 31. Mai aufgelöst und nun auf den 23. Juli einberufen (vor dem Jahresfest der Julitage). Bei den Neuwahlen wurden von allen Seiten Umtriebe gemacht. Perier verpflichtete alle Beamten, für Candidaten der Regierung zu wirken. Der König selbst machte eine Reise nach Straßburg, um sich dem Volk von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen. Aber auch Lafayette machte eine Rundreise und sprach sich überall sehr offen gegen die Regierung aus. Er nannte das neue System eine „Quasirestauration", und darin hatte er Recht. Allein seine Quasirepublik stand mit Ludwig Philipps Quasirestauration auf gleicher Linie. Der alte Lafayette hat jedes Königthum, so viel an ihm war, unmöglich zu machen gesucht, und doch nie Ernst mit der Republik gemacht, sondern dieselbe verhindern helfen. Auch ihn zählte die Unnatur des Zeitalters zu ihren Lieblingssöhnen.

Um rüstig auf die Wahlen einzuwirken, ließ der König im Anfang Juli auch eine Seeexpedition gegen Don Miguel, damaligen Usurpator in Portugal, unternehmen und verfehlte nicht, den leichten Sieg als einen Triumph des Liberalismus und zugleich der nationalen Tricolore auszuposaunen. Allein damals schwebte gerade das Schicksal Polens auf der Spitze des Schwertes und man ließ sich durch die Spazierfahrt nach Lissabon nicht täuschen über das, was Ludwig Philipp in Polen versäumt oder sogar verhindert hatte. Zweitens versicherte der König in der Thronrede, mit welcher er die Kammer eröffnete, „er habe keine Mühe gescheut,

das Ende des unglücklichen Kriegs in Polen zu beschleunigen, er habe seine Vermittlung angeboten und die der Großmächte angerufen," was sich später als vollkommen unwahr herausgestellt hat; ferner, er habe die Unabhängigkeit Belgiens durchgesetzt, was sich wirklich so verhielt, und endlich, er habe die Entfernung der Oesterreicher aus dem Kirchenstaate bewirkt, was jedoch nur Folge von anderweitigen Zugeständnissen war, die er Oesterreich gemacht hatte. Das alles und die Expedition gegen Portugal sollten der Opposition klar beweisen, er habe alles für die Ehre Frankreichs gethan.

Gleichwohl war in die neue Deputirtenkammer eine sehr starke Opposition gewählt worden, und nur mit geringer Stimmenmehrheit konnte Perier die Wahl Laffittes zum Präsidentenstuhl verhindern. Schon war die Frage, ob Perier sich würde behaupten können, als die Nachricht kam, die Holländer seyen in Belgien eingefallen. Augenblicklich wurde nun ein französisches Heer den Belgiern zu Hülfe geschickt, und dieses rasche Handeln im Sinne der Nation rettete Perier. Allein die polnische Frage kam immer wieder zur Sprache, Lamarque klagte, man habe die Steuern erhöht, Ludwig Philipp habe in Kurzem schon 1500 Millionen aufgebraucht, und Soult eine ungeheure Armee von 500,000 Mann aufgestellt, und das alles nur, um Belgien den Engländern, Italien den Oesterreichern und Polen den Russen zu verkaufen. Garnier Pagès, Haupt der Gesellschaft ami du peuple, drückte die tiefste Verachtung gegen die Regierung aus und schloß mit den Worten: „es ist nicht möglich, daß ein großes Volk tiefer sinke." Als am 16. September Sebastiani, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Kammer meldete, Warschau habe capitulirt, und und den Zusatz machte: „es herrsche Ruhe in Warschau," brach ein Sturm des Unwillens aus. Lafayette aber zog einen Brief der polnischen Agenten in Paris, General Kniaziewicz und Plater hervor, worin dieselben schrieben: „Wir erklären, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten uns am 7. Juli aufforderte, einen Courier nach Warschau zu schicken, dessen Reisekosten er be-

zahlte. Der Zweck dieser Sendung war, wie uns Se. Excellenz der Graf Sebastiani versicherte, unsere Regierung zu vermögen, sich noch zwei Monate zu halten, weil die Unterhandlungen so viele Zeit erforderten. Zweitens, daß das vom 15. August datirte, und von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ad interim, Andreas Horodyski, unterzeichnete Circular, sowie ein anderes vom 24. desselben Monats, unterzeichnet von dem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Theodor Morawski, uns durch die Post vom 14. September zugekommen sind. Daß dieß ferner dieselben Circulare sind, welche wir mit einer Note vom 15. zuerst dem Grafen Sebastiani mittheilten, und dann an die Journale sandten, in denen sie am 17. und 18. erschienen, und daß endlich diese beiden Circulare den Eindruck angeben, den die Absendung des besagten Couriers in Warschau hervorgebracht hat." Wie ungeheuer auch Sebastiani durch diese Ueberführung compromittirt war, hielt er den Sturm doch mit französischem Leichtsinn aus und Guizot trat schützend vor ihn, indem er die Vertheidigung in einen Angriff verwandelte und der Opposition vorwarf, sie mache Propaganda für die Revolution und Republik außerhalb Frankreich. Nach langem Kampfe erklärte sich die Mehrheit mit 221 Stimmen für das Ministerium. Allein der Sturm erneuerte sich, als General Guilleminot auftrat, sich zu rechtfertigen. Er war französischer Gesandter in Constantinopel gewesen und hatte hier vom König den Befehl erhalten, für die Polen zu wirken, war aber nachher von demselben König desavouirt worden, so daß sich klar ergab, das Ganze war nur eine Demonstration gewesen und der Gesandte mißbraucht worden.

Der Kammermehrheit gewiß, ließ Perier sofort ein neues Polizeigesetz votiren und brachte, vielleicht nur zum Schein, der Opposition das große Opfer, auf Erblichkeit der Pairie zu verzichten. Man machte aus ihr eine Art von Senat, wie in der Napoleonischen Zeit. Berryer geißelte dieses Experimentiren mit überlegenem historischem Geiste, aber vergebens.

Im Herbst brach ein höchst gefährlicher Aufstand in Lyon

aus. Unter der Regierung Napoleons und während des Continentalsystems war diese Stadt der Mittelpunkt der französischen Industrie gewesen und sehr reich geworden. Insbesondere blühte hier die Seidenweberei. Die Bourbons hatten der Stadt Lyon nicht so viele Liebe zugewandt, wie Napoleon. In der Schweiz und in den preußischen Rheinprovinzen wurde durch zahlreiche neu entstandene Fabriken den Lyonesen Concurrenz gemacht. Von Jahr zu Jahr waren in Frankreich die Preise der Lebensmittel gestiegen. Die Regierung Ludwig Philipps kostete mehr als alle bisherigen und vergrößerte die Steuerlast. Die Fabrikbesitzer in Lyon suchten nun ihr Deficit durch Herabdrücken der Arbeitslöhne zu decken, so daß ein Arbeiter, der 18 Stunden des Tages arbeitete, und daheim eine Familie ernähren sollte, nur 18 Sous verdienen konnte. Die vielen tausend Arbeiter der Stadt klagten und begannen unruhig zu werden. Der besorgte Präfect Dumolart versammelte einen Ausschuß von Fabrikherren und Arbeitern und bewirkte, daß sie sich über einen Tarif des Arbeitslohnes vereinigten. Viele Fabrikherren aber weigerten sich, den Tarif anzuerkennen, und erklärten sich an eine Vereinbarung nicht gebunden, die nicht gesetzlich sey. Auch forderten sie, der Präfect solle gegen die Arbeiterversammlungen einschreiten, weil das Gesetz sie verbiete. Dumolart konnte nun gegen das Gesetz nicht handeln, und in Paris nahm man sich der Sache gar nicht an. Die Fabrikherrn triumphirten, verringerten den Arbeitslohn und fügten noch Hohn hinzu. Da rotteten sich die Arbeiter zusammen, am 21. November, verweigerten die Arbeit und schwärmten müßig durch die Straßen, anfangs nur in der Absicht, vor den Reichen der Stadt ihr Elend zur Schau zu tragen. Die beunruhigten Fabrikherren allarmirten die Nationalgarde, um etwaigen Excessen vorzubeugen, und eine Grenadier-Compagnie dieser Garde, die aus lauter Fabrikanten bestand, gab auf die Arbeiter Feuer, sey es aus Muthwillen oder aus voreiliger Angst, denn sie war von den Arbeitern nicht gereizt und auch das Martialgesetz war vorher nicht verkündigt worden. Acht Arbeiter blieben auf der Straße liegen, die übrigen schrieen: „zu

den Waffen!" und in wenigen Minuten bewaffnete sich jeder, wie er konnte, und wurde das Pflaster aufgerissen, um alle Straßen mit Barrikaden abzusperren. Die Arbeiter erhoben eine schwarze Fahne, auf der geschrieben stand: „leben in Arbeit oder sterben im Kampfe." Der Präfect und General Ordonneau, Chef der Nationalgarde, suchten sie zu beruhigen; aber General Roguet, Chef des Militärs, wartete den Erfolg der Unterhandlungen nicht ab, sondern ließ die Kanonen donnern und einen Angriff auf die von Arbeitern besetzte Croixrousse machen. Die Arbeiter glaubten sich verrathen, behielten die beiden Unterhändler als Geißel und leisteten einen verzweifelten Widerstand, den die Nacht unterbrach. Obgleich aber Roguet 3000 Mann stark war und über Nacht noch ein weiteres Regiment an sich zog, wurde er dennoch am andern Morgen durch den unwiderstehlichen Angriff der wüthenden Arbeiter zurückgeworfen und sah sich gezwungen, um seine Leute nicht unnütz aufzuopfern, die Stadt zu räumen. Hierauf kehrte die Ordnung zurück. Die Arbeiter blieben ruhig, während der Präfect und die Gemeindebehörden alles zu thun gelobten, um ihre gerechte Sache bei der Regierung zu bevorworten. Allein Perier faßte die Sache nur aus dem Gesichtspunkte der Ordnungsstörung auf und beschloß, dieselbe exemplarisch zu bestrafen, um den Gesetzen Achtung zu verschaffen und Furcht einzuflößen. Nicht lange vorher hatten die italienischen Flüchtlinge, welche gerne von Frankreich aus Italien revolutionirt hätten, viele Sympathien in Lyon gefunden, was Periers Groll gegen diese Stadt vermehrte. Dumolart wurde abberufen, jede den Arbeitern gemachte Concession widerrufen und eine Armee von 26,000 Mann unter dem Marschall Soult selbst, den der Herzog von Orleans begleitete, nach Lyon geschickt, am 2. Dezember. Die Arbeiter unterwarfen sich freiwillig, immer noch im guten Glauben, die Regierung werde sich doch ihres Elends erbarmen. Das geschah aber nicht. Die Rädelsführer wurden verhaftet und gerichtet und 10,000 Arbeiter aus der Stadt gewiesen. Um den völligen Ruin der Seidenweberei in Lyon zu verhüten, glaubte der König genug gethan zu haben, indem er ein

für allemal 600,000 Franken anwies, um dafür Seidenwaaren in Lyon zu bestellen. Um sein hartes Betragen zu beschönigen, entstellten Periers öffentliche Berichte die Thatsachen, er mußte sich aber dafür in der Kammer, deren Mitglied Dumolart war, als Lügner brandmarken lassen.

Ein anderer bedeutender Tumult brach am 18. Dezember in Grenoble aus. Das Volk empörte sich gegen einen zu harten Steuereinnehmer. Dasselbe geschah am gleichen Tage zu Montpellier. In den meisten Städten des Südens schlugen sich während des Winters die Liberalen mit den Anhängern der vertriebenen Dynastie herum. Zu Fastnacht erneuerte sich der Tumult in Grenoble. Junge Leute in Masken lärmten zu viel. Der Präfect Duval verbot deshalb den nächsten Maskenball. Man brachte ihm dafür eine Katzenmusik, und anstatt sich der Nationalgarde zu bedienen, um die Ruhe herzustellen, ließ er Linientruppen kommen, die den Platz auf brutale Weise räumten und viele Menschen verwundeten, am 11. März 1832. Nun bewaffnete sich das Volk, unterstützt von der Nationalgarde, und zwang das schuldige Regiment zum Rückzug aus der Stadt. Allein Perier ließ hier wie in Lyon verfahren, die Nationalgarde von Grenoble entwaffnen, das schuldige Regiment mit Lobsprüchen überhäufen und in die Stadt wieder einrücken. Nur so glaubte er seine Autorität sichern zu können. Man beschuldigte ihn in der Kammer, er gehe viel zu weit, eine Regierung mit gutem Gewissen würde milder verfahren und dennoch Gehorsam finden. Aber seine Regierung habe eben kein gutes Gewissen und innere Angst sey eigentlich das Motiv ihrer äußeren Gewaltthätigkeit. Man nannte sein System den Terrorismus der Feigheit.

In demselben Winter kamen mehrere tausend Polen nach Frankreich, um als Flüchtlinge dort Schutz zu suchen. Ihre Anwesenheit gereichte der Regierung zum Vorwurf, und als natürliche Verbündete der Opposition konnten diese tapfern und zu allem entschlossenen Männer in Paris für die Regierung gefährlich werden. Es war daher natürlich, daß Perier sie von Paris entfernte

und in die Städte Süd-Frankreichs vertheilte, ohne sich um die Vorwürfe der Opposition zu kümmern.

In Paris selbst gab es den Winter über nur kleine Ruhestörungen. Am 4. Januar und am 1. Februar 1832 wurden kleine Verschwörungen zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux entdeckt. Auch wurde die neue Secte der St. Simonisten durch einen Proceß unterdrückt. Der Stifter dieser Secte war zu Anfang des Jahrhunderts ein Graf St. Simon, einer der damaligen vielen Schwärmer für die Menschheit, der das Heil von einer Rückkehr zum Naturzustande, der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, von einer Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung erwartete. Nach dem Tode des Grafen im Jahre 1825 verbreitete seine Lehre ein aus Spanien abstammender Jude, Rodrigues, und die Anhänger mehrten sich. Die St. Simonisten verlangten eine allgemeine brüderliche Gleichheit und verwarfen insonderheit die Ehe als Schranke der natürlichen Freiheit. Ebenso verwarfen sie das Eigenthum, alle Güter sollten gemein seyn. Endlich bildeten sie sich ein, die brüderliche Liebe könne jede Regierungsgewalt ersetzen. Sie erwählten sich daher ein sogenanntes lebendes Gesetz (loi vivante) in der Person eines s. g. Vaters, der alle Klagen und Streitfälle in Liebe schlichten sollte. Ihr erster Vater war damals ein gewisser Enfantin, ein bildschöner Mann mit prächtigem Barte, der in Paris großes Aufsehen machte und durch Verlockung der Weiber sehr zur Ausbreitung seiner Secte beitrug. Indem er „die Rehabilitation des Fleisches" lehrte und den Naturtrieb nicht mehr zügeln, sondern nur noch „regeln" wollte, mischte er in die unsittlichste Licenz den nicht unpraktischen Gedanken einer Verbesserung der Race und Wiederherstellung der durch Unnatur aller Art verschwundenen ursprünglichen Schönheit des Menschengeschlechts. Die Gerichte machten dem Scandal ein Ende, aber die Ideen der Secte lebten im Volke fort und traten später bei den Communisten wieder zu Tage.

Trotz der äußern Ruhe, die Perier aufrecht erhielt, befand sich Paris in einem äußerst gespannten Zustande. Immer mehr

schwanden die Illusionen des Juli, immer deutlicher trat das falsche Spiel des neuen Königs hervor. Am meisten war es die Polenfrage, welche die Leidenschaften erhitzte; in Bezug auf die Polen war die französische Nation ohne Zweifel von Ludwig Philipp hintergangen worden, und das verzieh sie ihm nicht. Dazu kam Periers krampfhafte Gewaltthätigkeit und ein unvorsichtiger Ausdruck, den Montalivet brauchte, indem er einmal die Franzosen Unterthanen nannte. Dieses Wort war durch die neue Charte verpönt, die Franzosen waren freie Bürger, ihr König nur der Mann ihrer Wahl. Daß dieser Wahlkönig von der Gnade des Volks es jetzt wagen wollte, sich mit plumpen Taschenspielerkünsten in die alte Majestät der Könige von Gottesgnaden hineinzustehlen, mußte jedes gesunde Gefühl anekeln, und es war nicht mehr Achtung oder Zuneigung, durch welche Ludwig Philipp einer großen Partei versichert war, sondern nur noch persönliches Interesse und die Furcht der Reichen vor einer neuen Revolution. Daher die Unnatur, daß dieser König regieren konnte und zugleich von der Presse seines eigenen Landes und seiner Hauptstadt täglich mit Beschimpfungen der infamsten Art überhäuft werden durfte. Hätte er aufrichtige Anhänger gehabt und bei der Partei der gemäßigten Liberalen und Doctrinäre, mittelst deren er herrschte, wahre Achtung genossen, so würden sie um keinen Preis die unablässige Beschimpfung ihres erkorenen Hauptes geduldet haben. Neben den Schmähartikeln der Oppositionsblätter waren es hauptsächlich Karikaturen, die den König verhöhnten, und vor allem das Sinnbild der Birne. Der König hatte ein auffallend breites Untergesicht, welches ein starker Backenbart noch mehr ausbreitete, und einen zugespitzten Schädel, den ein Haarschopf noch mehr zuspitzte, so daß seine Kopfform ziemlich einer Birne glich. Die Birne wurde nun in unzähligen Karikaturen variirt. „Hier sieht man Perier auf der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umsitzenden anpreist und an den Meistbietenden für 18 Millionen losschlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne, gleich einem Alp, auf der Brust des schlafenden Lafayette, der, wie an

der Zimmerwand angedeutet steht, von der besten Republik träumt. Dann sieht man auch Perier und Sebastiani, jener als Pierrot, dieser als dreifarbiger Harlequin gekleidet, durch den tiefsten Koth waten, und auf den Schultern eine Querstange tragen, woran eine ungeheure Birne hängt 2c.“ Sofern sich Ludwig Philipp viel darauf zu Gute that, als Jüngling im republikanischen Heere gedient und die Schlachten von Valmy und Jemappes mitgemacht zu haben, stellte ihn eine Karrikatur als Papagei dar, der immerfort die Worte Valmy und Jemappes wiederholt.

Nicht wenig zur Mißachtung des Königs trug die Art und Weise bei, wie er von der Kammer um seine Civilliste markten ließ. Er verlangte mehr, die Kammer aber bewilligte nur 12 Millionen. Bei einem König, der als haushälterisch bekannt war, befremdete das ungeheure Mißverhältniß zwischen Ausgaben und Einnahmen im Staatshaushalte. Man erfuhr, wie kolossal die Nation durch die Beamten betrogen werde. Der scandalöse Prozeß des Staatscassier Keßner, der einen Rest von 6 Millionen gesetzt hatte, lüftete von der Corruption den Schleier. Um sich eine Partei in der Kammer und im Lande zu sichern, mußte der König mehr oder weniger alle auf ungesetzlichem Wege bestechen oder den Unterschleifen durch die Finger sehen. Auch sein Einschreiten zu Gunsten der reichen Fabrikherrn in Lyon gegen die armen Arbeiter war für ihn eine Nothwendigkeit, weil alle Wähler des Reichs der bezeichneten Klasse angehörten und er nie aufhören durfte, im Interesse dieser zu regieren.

Niemand aber verstand die damalige Sachlage schlauer in seinem eigenen Interesse zu benützen, als der kleine Thiers. Ueberzeugt, daß Casimir Perier bald abgenutzt seyn würde und daß der Julithron trotz allem für eine gute Zeit fest stehe, suchte er sich dem König nun für ein Portefeuille zu empfehlen und kämpfte für ihn in glänzenden Kammerreden, in denen er alle der Politik des Königs gemachten Vorwürfe damit abwies, daß er versicherte, im innigen Bunde mit England sey Frankreich sicher, daß nicht nur

seine eigene, sondern auch die Freiheit ganz Europas immer gedeihlichere Fortschritte machen werde. Thiers blieb immer noch dabei stehen, Ludwig Philipp sey der Hort und die Stütze des Liberalismus, eine sehr kluge Berechnung.

Ende März kam die Cholera nach Paris und raffte eine Menge Menschen hin. Die Reichen flohen aufs Land, selbst die Deputirtenkammer bewies so wenig Muth und Würde, daß sie sich durch die Desertion fast aller Abgeordneten bis auf 35 Mitglieder entleerte und vertagt werden mußte. Der Pöbel der aufgeklärtesten Hauptstadt der Welt wurde von demselben Wahne angesteckt, wie die Bauern in Ungarn, und glaubte, die Krankheit sey Folge von boshafter Vergiftung. Wer irgend eine Flasche oder ein Paket über die Straße trug, wurde als Vergifter ermordet, öfters in Stücke gerissen. Die Regierung hatte genug zu thun, die Ruhe herzustellen, fand aber keine Zeit, für die Kranken zu sorgen. Ein Aufruf an die öffentliche Wohlthätigkeit lieferte (nach dem Messager) nur 300 Kissenüberzüge, 1500 Leintücher, 600 Servietten, 4 Flanellstücke und 8 Paar Schuhe. Der Herzog von Orleans gab ein schönes Beispiel, indem er persönlich die Spitäler besuchte, und Perier ließ es sich nicht nehmen, obgleich er selbst schon unpäßlich war, ihn zu begleiten. Er wurde angesteckt und starb am 16. Mai.

Der König ernannte den jungen Montalivet an seine Stelle, den ihm Perier noch auf dem Todbette empfohlen haben soll, der ihm aber hauptsächlich deshalb genehm war, weil er von ihm weniger Eigenwillen zu gewärtigen hatte. Die Opposition nahm davon Veranlassung, in einer am 22. Mai bei Laffitte von 41 Deputirten besuchten Versammlung einen compte rendu zu entwerfen und zu veröffentlichen, worin sie ihr Urtheil über die Mißgriffe der Regierung niederlegte. Es war unterzeichnet von Laffitte, Lafayette, Dupont de l'Eure, Odilon Barrot, Mauguin, Lamarque, Garnier Pagès, Arago 2c. Später schlossen sich noch so viele an, daß ihre Zahl über anderthalbhundert betrug. Sie wiederholten darin, was schon oft genug in Bezug auf die Quasirestauration

gesagt worden war, legten aber nicht mehr blos den Accent auf die Versäumniß in Polen und Italien und auf die Gewaltmaßregeln im Innern, sondern hauptsächlich und zuerst auf die schlechte Finanzwirthschaft Ludwig Philipps, auf die großen Ausgaben, die hohen Steuern und die Belastung der arbeitenden Classen.

General Lamarque hatte diese Kundgebung auf dem Sterbebette unterzeichnet und verschied am 1. Juni an der Cholera. Sein Begräbniß wurde von der Partei zu einer großen Demonstration ausgebeutet, wie einst das des General Foy. Am 5. Juni versammelten sich an 200,000 Leidträger trotz strömenden Regens. Den Leichenwagen zogen 150 Studenten, Juliusdecorirte und Invaliden, zu seinen Seiten gingen und hielten die Enden des Leichentuchs Lafayette, Laffitte, Marschall Clauzel, Mauguin. Dann folgten die Verwandten, die Deputirten und Pairs, das Offizierscorps, die Offiziere Napoleons in ihren alten Uniformen, die Polen und die Flüchtlinge vieler anderer Länder mit ihren Nationalfahnen, darunter berühmte Namen wie Lelewel, Sierawski, Ramorino, der portugiesische General Saldanha; ferner die Juliusritter, die Nationalgarde, die Invaliden, die Arbeiter nach ihren verschiedenen Handwerken, endlich die Gesellschaft ami du peuple und mehr als 5000 Studenten. Auf dem langen Wege zum Kirchhof gab es nur vor einem Balkon, auf welchem der Herzog von Fitz-James sich befand und den Hut nicht abnahm, einige Unruhe. Man warf mit Steinen nach dem Balkon. Die Beerdigung erfolgte mit Ruhe. Marschall Clauzel hielt die Grabrede, ihm folgten viele andere Redner. Lafayette bat die ungeheure Volksmenge, den Tag nicht zu entweihen durch Excesse. Allein die Rede bewirkte das Gegentheil, die Arbeiter und Studenten kehrten unter wildem Schreien: à bas Louis-Philippe! vive la liberté, vive la république! in die Stadt zurück. Mitten im Gedränge erhob sich eine rothe Fahne, das Symbol der Republik, die Polizei wollte diese Fahne verbieten, Truppen rückten heran und drängten die dichte Menge. Aber im Nu waren Barrikaden errichtet, die gegen die Soldaten mit äußerster Wuth vertheidigt wurden. Die hereinbrechende Nacht

machte dem Kampf kein Ende. Soult wollte um jeden Preis und so rasch als möglich Meister des Aufstandes seyn. Das Militär vermochte die in der Vorstadt St. Antoine hinter den Barrikaden verschanzten Insurgenten nicht zu überwältigen und zog sich endlich zurück, begann aber schon um 5 Uhr Morgens den Angriff von neuem. Es waren 50,000 Mann Truppen in der Stadt, über die der König, der in St. Cloud gewesen war und schleunig zurückkehrte, Heerschau hielt, ungerechnet die Nationalgarde, die den Aufruhr mißbilligte. Die Insurgenten konnten daher nicht siegen, wollten sich aber auch nicht ergeben und vertheidigten sich aufs zäheste, bis eine Barrikade nach der andern durch das schwere Geschütz zusammengeschossen war. Zuletzt hielten sie sich noch in der Kirche St. Mery, schlugen lange jeden Sturm ab, verwarfen jede Capitulation und schrien noch immerfort vive la république, bis sie alle dem furchtbaren Kartätschenfeuer und den Bajonetten des endlich eindringenden Militärs unterlagen. Keiner wollte geschont seyn, keiner wurde geschont.

Obgleich jeder Widerstand überwunden war, erklärte der König doch noch hinterdrein die Stadt Paris in Belagerungszustand. Thiers soll dazu gerathen haben, um bei der ferneren Unterdrückung der Parteien der gesetzlichen Formen überhoben zu seyn. Alle Verdächtigen wurden verhaftet, die Artillerie der Nationalgarde, die polytechnische Schule aufgelöst; die Redakteure der Oppositionsjournale entzogen sich der Verhaftung durch rasche Flucht, die Häupter der Legitimisten aber, Chateaubriand, Fitz-James, Hyde de Neuville, wurden wirklich verhaftet. Der große Napoleon hatte einmal nach einer royalistischen Verschwörung die Republikaner verhaften lassen. Der kleine Thiers wollte ihm nachahmen und ließ nach einem Aufstand der Republikaner die Royalisten festnehmen. Alle, die gegen Ludwig Philipp waren, sollten bei diesem Anlaß zumal gezüchtigt werden. Aber nicht nur eine Anzahl Deputirte thaten Einspruch, sondern auch der unabhängige Richterstand protestirte. Der Cassationshof erklärte alle Urtheilssprüche der während des Belagerungszustandes niedergesetzten Kriegsgerichte für

verfassungswidrig. Da bekam Ludwig Philipp wieder Angst und hob den Belagerungszustand sammt den Kriegsgerichten eilends wieder auf. Auch Chateaubriand und seine Collegen wurden wieder frei. Das Trauerspiel des 6. Juni endete wie eine Comödie mit der Feier der Julirevolution am 28. Juli. An der zu Ehren dieses Ereignisses errichteten und benannten Julisäule wurde die Schöpfung jener Tage, das Julikönigthum, mit obligaten Reden gefeiert und ein Regen von Ehrenlegionskreuzen auf die Truppen, die Nationalgarde und die Polizei, die in den Junitagen für Ludwig Philipp thätig gewesen war, ausgeschüttet. Auf der Brust gemeiner Polizeidiener wegen zweideutiger Dienste ein Kreuz zu sehen, welches Napoleon nur für große Tapferkeit in Schlachten ausgetheilt, war jedem Ehrenmann ein Abscheu, sonderlich aber den alten Soldaten, und das trug nicht wenig dazu bei, Ludwig Philipp im Vergleich mit Napoleon verächtlich zu machen.

Im Uebrigen benutzte Ludwig Philipp die unbestrittene Thatsache seines Sieges über die Parteien und den dadurch erhöhten Credit seiner Regierung zu einem Anlehen von 125 Millionen und machte den Marschall Soult zum Chef des Ministeriums, um auf die Militärkraft der Regierung den Accent zu legen, den kleinen Thiers aber zum Minister des Innern, am 11. October. Wie die Regierung mit Casimir Perier ihre Würde verloren hatte, begann mit Thiers eine niedere Gemeinheit der Regierungshandlungen, die sich durch keine Phrasen verhüllen ließ. Thiers mißbrauchte als Minister des Innern den Telegraphen zu Privatspeculationen und wurde in wenigen Monaten ein Millionär.

Nachdem der König die republikanische Partei in der Junischlacht gänzlich niedergeworfen, gönnte ihm das Glück auch einen großen, man kann fast sagen moralischen Sieg über die Legitimisten. Ihm, dem heuchlerischen Krondieb, stand Karl X. immer noch würdevoll gegenüber. Jetzt sollte etwas geschehen, was die ältere Linie der Bourbons im Heiligthum ihrer Ehre befleckte. Die Legitimisten hatten mit Ungeduld und heimlicher Freude zugesehen, wie Ludwig Philipp von der Höhe seiner Popularität immer tiefer

herabgesunken war. Im Süden Frankreichs gab es noch eine große Partei, die den ältern Bourbons aufrichtig anhing. Man entwarf also den Plan einer Schilderhebung für den jungen Herzog von Bordeaux. König Wilhelm von Holland spielte dabei eine große Rolle. Ihm mußte wegen Belgien alles daran liegen, Ludwig Philipp zu stürzen, was auch mit seinen hartnäckigen Weigerungen gegen die Londoner Protokolle zusammenhing. Als Graf Orlow sich in Angelegenheiten Belgiens im Haag aufhielt, sollen bedeutende Summen von da nach Holyrood abgegangen und von der Herzogin Karoline von Berry alsbald verwendet worden seyn. Diese Dame, vom Marschall Bourmont begleitet, hatte sich aus Holyrood nach dem Haag und von da nach Italien begeben und schiffte sich am 24. April 1832 in Livorno auf einem Dampfschiff nach Marseille ein. Hier waren die Legitimisten zu einem großen Aufstand bereit, allein die Regierung war unterrichtet und hielt durch ihre Vorkehrungen alles nieder. Das Dampfschiff mußte umkehren. Die muthige Prinzessin landete heimlich bei Ciotat, fand aber keine Unterstützung und mußte zum Theil zu Fuß auf schwierigen Gebirgswegen, nur von drei Gefährten begleitet, nach Piemont flüchten. Aber durch Briefe ihrer Anhänger gerufen, kam sie bald wieder über die Grenze und reiste unerkannt von einem adeligen Schloß zum andern durch die Provence und den ganzen Süden bis in die Vendée.

Hier hatte sich eine Partei für Heinrich V. (den Herzog von Bordeaux) erhoben und unter dem alten Namen der Chouans fingen die Bauern, ihre Edelleute an der Spitze, wieder den kleinen Krieg gegen die bestehenden Behörden an. Aber General Solignac, Militärkommandant in der Vendée, hatte schon vorher seine Maßregeln getroffen. Es kam nur zu kleinen Gefechten, in denen die Chouans beständig geschlagen wurden, Ende Mai und Anfangs Juni. Am hartnäckigsten wehrten sie sich im Schlosse Pennissière de la Cour, welches verbrannt wurde. Sie sprengten nachher aus, die Herzogin von Berry sey mitverbrannt, um sie vor den eifrigen Nachforschungen der Gensdarmerie zu sichern; aber die Polizei Lud-

wig Philipps war besser unterrichtet. Chateaubriand, der die ganze sittliche Würde des alten Königthums vertrat, ließ die Herzogin dringend bitten, den französischen Boden wieder zu verlassen, auf dem sie unter den gegenwärtigen Umständen keine Ehre einsammeln könne, sondern sich nur der Gefahr aussetze, der Polizei und Justiz ihres schlimmsten Feindes ausgeliefert zu werden. Dieß bat er am Ende Juli. Aber es war schon zu spät, die Herzogin konnte nicht mehr entkommen. Aus einem Versteck in das andere gejagt, gelangte sie zwar nach Nantes, von wo aus sie zur See nach England hätte flüchten können, aber sie war schon von allen Seiten umgarnt und verrathen. Die unglückliche Herzogin, eine temperamentreiche Italienerin, gleich ihrer nach Spanien verheiratheten Schwester Christine, hatte sich in ein zweideutiges Verhältniß mit einem deutschen Juden eingelassen, Namens Deutz, dem sie ihr ganzes Vertrauen schenkte, der aber schon mit Montalivet im geheimen Verkehr gestanden hatte und jetzt die Ehre und die Freiheit seiner hohen Gönnerin dem schlauen kleinen Thiers um eine hohe Summe Geldes verkaufte. Durch ihn erfuhr Thiers den geheimen Zufluchtsort der Herzogin in Nantes, ließ das Haus sogleich umstellen und alles durchsuchen. Man fand eine Tafel voll Speisen, aber ohne Gäste, einen noch unvollendeten Brief der Herzogin und konnte an ihrer Anwesenheit nicht zweifeln, fand sie aber nirgends. Ueberzeugt, daß sie da seyn müsse, stellte man in alle Zimmer des Hauses Wachen und da es kalt war (6. Nov.), zündeten zwei Gensdarmen in einem der Zimmer ein Kaminfeuer an. Nun befand sich aber die Herzogin gerade hinter diesem Kamine in einem engen Verschlage mit dem Fräulein von Kersabièc und den Herren von Menas und Guibourg zusammengepreßt, von dem Feuer des Kamins nur durch eine dünne Wand getrennt, und die tödtliche Hitze zwang sie, hervorzukommen, nachdem sie 20 Stunden lang die Marter dieser engen Gefangenschaft ausgehalten hatte. Auf Befehl der Regierung wurde sie sogleich nach dem Schlosse Blaye abgeführt. Marschall Bourmont, der mit in Nantes gewesen war, entkam nach England. Von hier aber war bereits im September

der ganze Hof Karls X. abgereist und nach Prag übergesiedelt. Die Verwendung der Haager Gelder stimmte England, als damaligen Alliirten Frankreichs, ungünstig gegen den Gast in Holyrood, der auch sonst von der englischen Regierung unwürdig behandelt und von Gläubigern verfolgt wurde, weshalb sich derselbe unter österreichischen Schutz zurückzog.

Nun waren die Legitimisten wie die Republikaner geschlagen und unter Englands Vermittlung durfte Ludwig Philipp gerade damals auch seine Kriegsmacht in Belgien entfalten und die Eroberung von Antwerpen vornehmen, die sein Ansehen dem Auslande gegenüber kund that. Seine Stellung in Europa schien um so fester geworden, als im Sommer (22. Juli) der Sohn des großen Napoleon, der junge Herzog von Reichstadt, an einer kurzen Krankheit rasch dahingestorben war. Die bonapartistische Partei in Frankreich beklagte diesen Tod in Prosa und Versen. Der Prinz, dessen Physiognomie mehr der Familie seiner Mutter, als seines Vaters, nachschlug, war noch zu jung, als daß sich eine sichere Vermuthung in Bezug auf die Rolle wagen ließe, die er bei einem längeren Leben gespielt haben würde. Jedenfalls war er durch seinen Namen, als Erbe eines unermeßlichen Ruhmes und eines Thronrechts, dessen Wiedererneuerung nicht unmöglich war, ein noch gefährlicherer Nebenbuhler Ludwig Philipps gewesen, als Heinrich V.*) Das Glück war also in diesem Jahre dem Usurpator überaus hold. Am 6. Juni schlug er die Republikaner, der 22. Juli raffte die Hoffnung der Bonapartisten hinweg, der 7. November lieferte die Mutter Heinrichs V. in seine Hände und war der härteste Schlag für die Legitimisten, und am 14. Nov. überschritten seine Truppen die belgische Grenze, ihres Triumphes im Voraus gewiß. Das machte den Usurpator übermüthig.

*) Man hat geglaubt, Metternich habe unmittelbar nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt den jungen Herzog von Bordeaux nach Oesterreich genommen, um an ihm ein neues Pfand und Drohungsmittel gegen den französischen Usurpator zu besitzen. Es handelte sich indeß damals nur um ein anständiges Unterkommen der unglücklichen Familie Karls X.

Als er am 19. November die Kammern eröffnete, und mit großem Gefolge nach dem Sitzungssaale ritt, fiel auf ihn ein Schuß, ohne zu treffen, und ohne daß der Mörder entdeckt wurde. Man hat damals allgemein angenommen, es sey ein blinder Schuß gewesen, von der geheimen Polizei selbst veranlaßt, um das Verbrechen den Republikanern oder Legitimisten zuschieben zu können, um den guten Bürgern von Paris den Werth des königlichen Lebens, nach dessen Erlöschen nur neue wilde Anarchie gefolgt wäre, anschaulich zu machen, sie daher in ihrer Loyalität und Hingebung zu befestigen und zugleich das Interesse für den König an diesem Triumphtage seiner Politik zu erhöhen. Die nähern Umstände des Attentats unterstützten den Verdacht, daß hier eine bloße Comödie gespielt worden sey. Namentlich hätte der Mörder nicht unbemerkt entkommen können, wenn nicht die Polizei selbst dabei betheiligt gewesen wäre. Der König ritt mit größter Ruhe in den Sitzungssaal und hielt eine Thronrede, die von Ruhmredigkeit strotzte und den Franzosen sagte, nun würden sie doch wohl endlich einsehen, daß Frankreich nicht besser, noch erfolgreicher regiert werden könne. Die längst von ihm bestochene Mehrheit der Kammer antwortete mit enthusiastischen Huldigungen und nahm von dem Schusse auf den König Gelegenheit, ihm Ergebenheitsadressen zu votiren. Für ähnliche Adressen sorgten die Präfekten in allen Departements. Thiers benützte die günstige Lage, um die Opposition ihre Unmacht fühlen zu lassen. Odilon Barrot aber antwortete auf seine Ausfälle mit Würde.

Präsident der Deputirtenkammer wurde Dupin der ältere, um den sich damals eine neue Partei, der s. g. tiers parti gruppirte, die sich zwischen die Opposition und die ministerielle Partei stellte und mittelst der erstern die Minister zu stürzen suchte. Die ministerielle Partei selbst mischte sich aus Doctrinärs, an deren Spitze Guizot stand, die in Ludwig Philipp fort und fort den echten und gerechten constitutionellen König sahen, und aus s. g. Imperialisten, an deren Spitze Thiers stand, die theils wieder angestellte oder aus der Verbannung zurückberufene Anhänger Napoleons waren,

theils (wie Thiers selbst) dem neuen Bürgerkönigthum nur napoleonische Ideen einimpfen, die Blößen Ludwig Philipps mit dem alten Kaisermantel zudecken wollten. Der zwerghafte Thiers spielte ein wenig den Affen Napoleons. Auf seine Veranstaltung wurde nicht nur das Standbild Napoleons wieder auf die Vendomesäule gesetzt, sondern eine Inschrift verkündete auch der Nachwelt, daß das auf Befehl Ludwig Philipps unter dem Ministerium von Thiers geschehen sey. Der „National," damals von Carrel redigirt, das geistreichste und muthigste Oppositionsblatt, spottete darüber und erinnerte daran, mit welcher Verachtung der Schatten des großen Napoleon auf die Affen und Katzen herabsehe, die seine Reliquien entweihen, um ihre Scham zu bedecken. Ludwig Philipp war gewiß nicht in die Erinnerungen an Napoleon verliebt, aber er ließ Soult, Thiers und die andern Imperialisten gewähren, weil sie ihm damals Perier ersetzten und die imponirende Sprache führten, die ihm nützte. Allein er hat sich verrechnet. Der den Geist Napoleons heraufbeschwor, besaß nicht die Kraft, ihn wieder zu bannen.

Damals stand alles für ihn gut. Er lebte diesen Winter über auf einem ungleich höhern Fuß als früher, schloß die zudringlichen Spießbürger und ihre langweiligen Frauen von seinen Salons aus und führte wieder die alte Hofetikette ein. Guizot aber arbeitete fleißig an einem umfassenden Schulgesetz, welches die Jugend und mithin die Zukunft Frankreichs in seinem Sinne leiten sollte. Ein Doctrinär und Protestant, war er begreiflicher Weise nicht geeignet, dem katholischen Frankreich dauernde Gesetze vorzuschreiben. Er trat zwar dem Klerus nicht direkt entgegen, sondern wollte die Mitzulassung desselben zur Schulaufsicht dulden, huldigte aber im Uebrigen dem preußischen System, nach welchem Volksunterricht den Bauern aufgezwungen, und nicht auf Lesen, Schreiben, Rechnen und Christenthum beschränkt, sondern auch auf Naturkunde, Geographie, Geschichte und Mathematik ausgedehnt werden sollte.

Der französische Klerus war damals gespalten. Ein Theil hing Karl X. an, ein anderer glaubte sich dem Bürgerkönigthum

accommodiren zu müssen. Eine besondere Partei schuf der geistvolle Lammenais, indem er sich den Republikanern anschloß und die Kirche mit dem Volk identificiren, als Bundesgenossin der Völker gegen die Staatsomnipotenz in den Kampf führen wollte. Diese Idee, die in Belgien kurze Zeit eine praktische Geltung gewinnen konnte, widersprach zu sehr allem Conservatismus der alten Kirche, als daß sie hätte durchgreifen können. Der Papst erklärte sich in einem encyklischen Schreiben vom 15. August 1832 sehr entschieden dagegen und vermied alles, was den Bürgerkönig und seinen protestantischen Minister hätte reizen können, der französischen Kirche wehe zu thun.

Die besiegten Republikaner zeigten einen unbeugsamen Muth und machten die Prozesse selbst, durch welche sie verurtheilt wurden, zu einer Waffe gegen die Regierung. Ihre unbändige Presse sollte gezügelt werden; aber die angeklagten Redacteure benutzten die Redefreiheit unter den Assisen, um die aufreizendsten Reden zu halten und zur Regierung in einem Tone zu sprechen, als ob sie die Richter und die Regierung die Schuldige wäre. In diesem Sinne vertheidigten sich Cavaignac (Bruder des Generals), Marrast und Raspail im Frühjahr 1833. Dagegen hatte der alte Lafayette die Schwachheit, abwechslungsweise nach Hofe zu fahren und dann wieder mit den Republikanern aller Nationen zu liebäugeln.

Marrast benutzte seine Vertheidigungsrede vor Gericht, die alsbald gedruckt und in unzähligen Abdrücken verbreitet wurde, hauptsächlich um der Nation und der ganzen Welt die innere Corruption, die vom Thron ausgehende sittliche Fäulniß zu enthüllen, die geheime Verschwörung des Throns mit den bestochenen Kammern zu Betrug und Uebervortheilung jeder Art, mit einem Wort zur Plünderung der Nation. Er bewies, daß 122 Mitglieder der Deputirtenkammer zusammen 2 Millionen Besoldung bezogen, und daß die Anhänger der Regierung noch auf andere Weise, außer durch Aemter, auf Kosten des Volkes bereichert würden. „Die glücklichen Börsenspeculationen, die man im vorigen

Jahre so sehr gemißbraucht hat, sind für niemand ein Geheimniß! Jeder erinnert sich der schon am Tage vorher bekannten Nachrichten, welche erst am Tage nachher bekannt gemacht wurden, nachdem man große Geschäfte realisirt hatte. War die Kammer denselben fremd? Ohne Zweifel. Und dennoch schlug man in der Sitzung den Courszettel an, als ob derselbe zur Tagesordnung gehörte! Ihre Absichten sind gewiß die reinsten, meine Herren, und dennoch haben Sie in zwei Jahren mehr geheime Fonds bewilligt, als die Restauration in den letzten sechs Jahren gefordert hat. Sie sind bei der Zuckerprämie vollkommen unbetheiligt, und dennoch ist diese Prämie seit 1830 von 7 Millionen auf 19 gestiegen; und merkwürdigerweise ist der dritte Theil dieser Summe zwischen sechs großen Häusern getheilt worden, unter denen die gewisser Mitglieder, die Sie mit ihrem Vertrauen beehren, und namentlich das des ersten Ministers obenan stehen. Und in der That sieht man in den Ordonnanzen der Prämien für 1832 das Haus Perier, Gebrüder, mit 900,000 Frcs., das Haus Delessert mit 600,000 Frcs., das Haus Humann mit 600,000 Frcs., das Haus Santerre mit 800,000 Frcs., das Haus Durand aus Marseille mit einer Million."

Die Niederlage der Legitimisten zeigte sich bald als größer und schimpflicher, als sie selbst nur geahnt hatten. Chateaubriand schrieb noch im Winter einen Brief voll Begeisterung an die gefangene Herzogin von Berry und nannte sie eine Märtyrerin für das heilige Recht ihrer Kinder. Man vernahm, die Herzogin sey unwohl und der Argwohn, der den Bürgerkönig jedes Frevels fähig hielt, sprengte schon aus, er habe sie vergiften lassen. Aber der Moniteur verkündete der überraschten Nation, daß am 22. Februar die Herzogin zu Blaye dem Gouverneur daselbst, General Bugeaud, erklärt habe, sie habe sich während ihres Aufenthalts in Italien heimlich verheirathet. Der Moniteur fügte hinzu, diese Erklärung sey in die Archive des Königreichs niedergelegt worden. Zugleich erfuhr man, daß sich die Herzogin in gesegneten Umständen befinde. Die Sache machte ungeheures Aufsehen. Als man aber erfuhr, Ludwig Philipp habe um den Zustand der Herzogin

gewußt, aber Befehl ertheilt, denselben zu Blaye vollständig zu ignoriren, bis die Herzogin selbst und zwar schriftlich sich dazu bekennen würde, empörte diese neue Arglist des Königs durch ihre beispiellose Niederträchtigkeit selbst die unversöhnlichsten Feinde der alten Dynastie, und die französische Presse bewies mit merkwürdiger Uebereinstimmung der gefangenen Prinzessin ein schonungsvolles Mitleiden, dagegen dem Könige die ganze Verachtung, die er verdiente. Der Temps schrieb: „Hätte die Regierung den Sieg mißbraucht, um den Ruf der Herzogin zu brandmarken, indem man uns die Schwächen der Frau entschleiert, so wäre dies ein der französischen Loyalität unwürdiges Benehmen.“ Der Courier Français schrieb: „Es gibt keinen ehrlichen Mann, der, zu welcher Partei er auch gehöre, gegen eine Frau und gar gegen ein Mitglied seiner eigenen Familie, wie hier die Regierung Ludwig Philipps gegen die Herzogin von Berry, gehandelt hätte.“ Der National schrieb: „Möglicherweise ist die Erklärung der Herzogin ein Triumph für die Anhänger der jüngern Linie, wir aber, denen beide Linien gleichgültig sind, sehen nicht ein, was die jüngere dabei gewinnt, wenn sie mit Urkunden belegt, daß die Herzogin von Berry, berühmten Beispielen folgend, wie fast alle Frauen beider Linien, nicht als Vestalin leben wollte, weil sie keinen Mann oder ihren Mann nicht mehr hatte.“ Das war eine starke Anspielung auf Ludwig Philipps Schwester, Adelaide, welche unverheirathet war, aber in vertrautem Umgang mit einem höheren Offizier lebte, und der man nachsagte, sie sey ihres Bruders vornehmste Rathgeberin und voll Hinterlist, wie er selbst. Der National erinnerte ferner an die Delikatesse, die sich fürstliche und nahe verwandte Familien schuldig seyen, und an den Cultus der Ehre, der die Völker auszeichne, aber bei den Vornehmen nicht mehr gefunden werde. „Gewiß lebt in Paris nicht eine arme Taglöhnersfamilie, die, und wenn es auch ihr letztes Stück Brod kostete, auf die Stirne eines ihrer Mitglieder, und wäre es auch das verworfenste Weib, eine Urkunde drücken möchte, wie die, womit Ludwig Philipp seine Archive vermehrt.“ Da die Herzogin

ihren heimlichen Gemahl nicht nannte, so blieb den entehrendsten Gerüchten Raum. Der übereinstimmendste Verdacht fiel auf den Juden Deutz, der unter Mitwissenschaft des Königs und im Solde des kleinen Thiers als Vertrauter der Herzogin auf ihren Irrfahrten Gelegenheit gehabt hatte, sie zu verführen. Man hob besonders hervor, daß die Herzogin gesagt habe: „dieser Mensch, dem ich mehr als mein Leben anvertraut, hat mich verrathen." Allein es ist nichts erwiesen und man ist nicht berechtigt, die unglückliche Dame durch die Voraussetzung des schlechtesten Geschmackes noch tiefer zu erniedrigen.

Am 10. Mai 1833 kam die Herzogin zu Blaye mit einer Tochter nieder und erklärte jetzt erst, ihr heimlicher Gemahl sey der junge Graf Luchesi Palli. Derselbe war Attaché der neapolitanischen Gesandtschaft in Holland und hatte den Haag, wo sie ihn vor ihrer Reise nach Italien (April 1832) gesehen, seitdem nicht verlassen. Man weiß nicht, ob sie ihn freiwillig genannt hat, oder ob er ihr von Ludwig Philipp octroyirt worden ist. Zufrieden, den Legitimisten diesen Schlag beigebracht zu haben, der es der Herzogin von Berry ferner unmöglich machte, als Regentin im Namen ihres Sohnes aufzutreten, ließ sie Ludwig Philipp am 8. Juni frei und schickte sie zur See nach Palermo, wohin auch Luchesi aus dem Haag abreiste. Karl X. war über den ganzen Vorgang sehr entrüstet, aber alle Legitimisten vereinigten sich dahin, das unschuldige Haupt Heinrichs V. könne weder erniedrigt noch verunreinigt werden durch einen von Thiers seiner Mutter gespielten, schändlichen Streich. Der alte König gewann es daher über sich, seiner tief gedemüthigten Tochter zu verzeihen und sie wieder zu sich zu nehmen; ja er reiste ihr im October sogar von Prag bis nach Leoben entgegen.

Die Arglist Ludwig Philipps richtete sich wiederholt gegen seine eigenen Minister. Die Männer, die er nicht wie Thiers bestechen und zu Mitschuldigen seiner Pfiffigkeit machen konnte, verstand er immer durch einen geschickten Stoß hinterwärts niederzuwerfen. Und auch die ihm am treuesten gedient, waren nie sicher,

daß er sie nicht einer Rücksicht des Augenblicks herzlos zum Opfer brachte. In der ersten Zeit seiner Regierung hatte er den Nordamerikanern, die noch eine alte Forderung an Frankreich geltend machten, 20 Millionen bewilligt, viel zu viel, aber damals aus einer politischen Berechnung, um an den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Stütze seiner noch jungen Herrschaft zu gewinnen. Das Geld war noch nicht bezahlt, ja die Bewilligung aus Scham noch gar nicht bei der Kammer nachgesucht worden. Mittlerweile hatte sich alles für Ludwig Philipp günstig angelassen, er brauchte die Nordamerikaner nicht mehr und ließ nun in der Kammer alle vom Hof abhängigen Deputirten gegen die vom Minister de Broglie beantragten 20 Millionen votiren, so daß die Summe verweigert wurde. Eine so schnöde Behandlung von Seiten des Königs konnte sich Broglie nicht gefallen lassen und mit ihm nahm auch Sebastiani als Minister der auswärtigen Angelegenheiten seine Entlassung, am 1. April 1834. Admiral Rigny und Duchatel traten dagegen ins Ministerium ein.

Großes Unrecht übte Ludwig Philipp abermals an der Stadt Lyon aus. Die Noth in dieser Stadt hatte wieder zugenommen, indem die Fabrikanten noch einmal den Arbeitslohn herabdrückten. Die Arbeiter waren in Verzweiflung. Durch die frühere Erfahrung belehrt, erwarteten sie von der Regierung keine Hülfe. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Arbeit zu versagen. 20,000 Webstühle standen an einem Tage leer, aber die Fabrikanten hielten aus, die Regierung schwieg, und wollten die Arbeiter nicht verhungern, mußten sie gegen den niedrigsten Lohn wieder zu weben anfangen. Die Bewegung hatte im Februar 1834 stattgefunden und keine Behörde hatte sich darein gemischt. Erst nachdem alles wieder ruhig und die Arbeit im Gange war, wurden sechs Arbeiter wegen Aufruhr verhaftet. Das gab nun böses Blut und die Arbeiterbevölkerung wurde sehr unruhig. Aber ohne den mindesten Belehrungs- oder Begütigungsversuch zu machen, ließ die Regierung 10,000 Mann Truppen mit zahlreicher Artillerie in Lyon einrücken, um den Gerichtshof zu schützen, der am 9. April die

sechs Gefangenen verurtheilen sollte. Die Besonnenen unter den Arbeitern selbst und am meisten die Häupter der geheimen Gesellschaften mahnten dringend zur Ruhe, weil ein Sieg über eine so große Anzahl von Truppen und Kanonen nicht denkbar war und alles darauf hindeutete, die Regierung erwarte und wünsche eine Volkserhebung, um sie niederschmettern und abermals einen Triumph feiern zu können. Allein es war nicht möglich, einen Zusammenstoß zu verhüten. In einer engen Gasse wurde am Bau einer Barrikade angefangen. Ein Gensdarm kam dazu, wollte es verhindern und tödtete einen Arbeiter. Diesem Auftritt folgte eine wilde Bewegung und ein furchtbarer Angriff von Seite der vorbereiteten Truppen unter General Aymar. Indessen waren die Arbeiter zu erzürnt und verzweiflungsvoll, als daß sie sich nicht aufs heldenmüthigste gewehrt hätten. Im Innern der Stadt durch Barrikaden geschützt, kämpften sie bis Morgens am 15. April sechs Tage und Nächte hindurch als Leute, die nichts mehr zu verlieren haben. Endlich wurden sie überwunden, nachdem die Truppen sich nach und nach bis auf 40,000 Mann verstärkt hatten. Dieser furchtbare Kampf in Lyon, der so viele Menschenleben kostete, hätte leicht vermieden werden können und lastet schwer auf der Seele Ludwig Philipps.

Während dieser Kämpfe in Lyon war Paris selbst in fieberhafter Bewegung. Falsche Gerüchte vom Sieg der Arbeiter und, wie man damals allgemein sagte, Proklamationen durch die geheime Polizei selbst, bewogen einen Theil der Arbeiter in Paris aufzustehen und Barrikaden zu bauen, am 14. Aber sie wurden von der Uebermacht rasch niedergeworfen. Die Soldaten erhielten den Befehl, keinen Pardon zu geben. Aber nicht blos Bewaffnete, sondern auch Greise, Weiber und Kinder wurden in der Rue Transnonain umgebracht und scheußliche Greuel verübt.

Der König ließ sich von der Kammer eine Vermehrung der Armee decretiren und ganz Frankreich entwaffnen. Alles vereinigte sich, sein Glück zu vermehren, denn am 20. Mai starb der altersschwache Lafayette, dessen Popularität ihm immer noch Angst ge-

macht hatte. Nun waren aber die Männer, die ihm so entscheidende Siege über die Republikaner und Legitimisten hatten erfechten helfen, die Imperialisten, selbst wieder im Falle, ihm verdächtig zu werden. Er wollte wenigstens nicht, daß sie ihm über den Kopf wachsen sollten. Soult hatte alles geleistet, wozu er ihn brauchte. Jetzt schickte er ihn fort, am 17. Juli. Gérard sollte ihn ersetzen, da er aber vom König mildere Maßregeln und eine Amnestie verlangte, blieb auch er nur drei Monate Minister und wurde im October wieder fortgeschickt. Auch die andern Minister wünschten ein milderes System und waren ehrlich genug zu glauben, der König habe den guten Willen dazu. Auch der vorsichtige Thiers meinte, man könne nicht fortregieren, ohne zur Mäßigung und Gnade zurückzukehren. Er stimmte mit Gérard nicht aus Humanität, aber aus Rücksichten der Klugheit überein und meinte, der König könne gar nicht anders, als ihm folgen. Allein auch er, auch Guizot wurden fortgeschickt. Beim ministeriellen Abschiedsschmause, am 10. November, ging Thiers so weit, über die Verlegenheit des Königs zu spotten, der kein neues Ministerium werde zu Stande bringen können. Aber schon am folgenden Morgen war Maret, Herzog von Bassano, als Chef des neuen Ministeriums ernannt. Der Schlag traf die Doctrinärs, wie die Imperialisten. Der König zeigte ihnen zum erstenmale, er allein sey der Herr. Allein es war zu früh für den König, so kühn aufzutreten. Maret, dem er den jungen Dupin, Teste, Passy zugesellt, hielt sich für zu schwach den mächtigen Kammerparteien gegenüber, und gab das Portefeuille in die Hände des Königs zurück, der sich nun erniedrigen mußte, wieder zu Thiers zu schicken und denselben um Wiederübernahme des Ministeriums zu bitten. Er kannte seinen Mann, indem er ihn „lächelnd" empfing. Thiers that alles für ein Portefeuille, gab also auch seinen Widerstand gegen die königliche Entschließung auf, verlangte aber den Wiedereintritt Guizots und verstärkte sich mit den Doctrinärs, und da diese mehr oder weniger für das strenge System Periers waren, so vertheidigte jetzt auch Thiers ein milderes Verfahren nicht mehr und begann sein Amt

damit, von der Kammer Geld zum Bau eines ungeheuren Saales zu verlangen, in dem die Aprilgefangenen gerichtet werden sollten. Da auch der ehrliche Herzog von Broglie wieder ins Ministerium gezogen worden war, vermochte die Kammer der im Ministerium dargestellten Allianz der Imperialisten und Doctrinäre, Thiers und Guizot, nicht zu widerstehen und votirte alles, was sie verlangten, jetzt auch die lange bestrittenen 20 Millionen für Nordamerika, von denen nur 1,200,000 Fr. durch Gegenrechnung abgezogen wurden. Man machte geltend, es sei nicht der Mühe werth, um einer solchen kleinen Summe willen sich mit einer großen und befreundeten Nation zu überwerfen. Der Prozeß der Aprilgefangenen indeß, zu dem so große Anstalten getroffen wurden, setzte Frankreich nicht in Unruhe. Während der Saal gebaut wurde, flohen die Hauptangeklagten aus dem Kerker, den Rest vergaß man über anderen neuen Dingen. Sie wurden erst 1836 ohne viel Aufsehen abgeurtheilt, kein einziger hingerichtet.

Aeußerlich schien die Kammer, das Ministerium, der König in voller Eintracht zu handeln und das Parteiwesen überwunden. Allein der König war voll Haß gegen Thiers und Guizot, die ihm das Alleinregieren abermals unmöglich gemacht hatten; Thiers und Guizot selbst waren sich in den Principien und durch Neid zuwider; endlich that der alte Dupin wieder alles Mögliche, um den tiers parti zu verstärken und die durch Thiers und Guizot combinirte Kammermehrheit zu sprengen. Dupin hatte dabei gar kein Princip, ihn stachelte lediglich der Neid. So elende Menschen durften Jahre lang um die Geschicke Frankreichs spielen. Man muß diese traurige Wahrheit festhalten, um sich den Mißcredit zu erklären, in welchen nach und nach das constitutionelle System gerathen ist, um einerseits republikanischen Hoffnungen, andrerseits imperialistischer Praxis Raum zu geben und Zustimmung zu verschaffen.

Bei der fünften Feier des Julifestes, am 28. Juli 1835, ritt der König mit großem Gefolge, um Heer und Nationalgarde zu mustern, die Boulevards entlang, als aus einem kleinen Hause

eine furchtbare Explosion sich entlud, ein wahrer Hagel von Flintenkugeln, welche dicht hinter dem König den Marschall Mortier, den General Lachasse de Verigny, den Oberst Raffé, Oberstlieutenant Rüeusser, Capitain Villate und andere niedern Ranges tödtete, noch mehr verwundete. Der Herzog von Orleans erhielt eine leichte Contusion, seinem Bruder, dem jungen Herzog von Joinville wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, der König blieb unverletzt, nur sein Pferd bäumte sich und hätte ihn bald abgeworfen. Die Ursache war eine Art Höllenmaschine gewesen, eine Combination von mehr als hundert Flinten, die ein gewisser Fieschi hinter einem Jalousieladen angebracht und zumal losgeschossen hatte, in der Absicht, den König mit seinen Söhnen zu treffen. Er wurde entdeckt und hingerichtet. Man erinnerte sich dabei des früheren Schusses auf den König, den man ominöserweise „Signalschuß“ genannt hatte, weil man vermuthete, er sey von der Polizei selbst ausgegangen. Ein Signalschuß war es in der That gewesen, weil ein fingirter Mörder wirklichen Mördern ein verhängnißvolles Zeichen gegeben hatte. Eine eben so gerechte als furchtbare Warnung für die, welche glaubten, mittelst der Lüge regieren zu können.

Aber die Regierung war in ihren Egoismus damals so vertieft, daß sie nicht erschrack, sondern nur pfiffig gleich wieder das entsetzliche Ereigniß in ihrem Nutzen auszubeuten suchte. Der vereinzelte Fanatismus Fieschis wurde zum Ergebniß eines Complotts gemacht und der ganzen republikanischen Partei die Mitschuld aufgebürdet (wie dereinst Kotzebue's Mord den gesammten Patrioten Deutschlands). Thiers ließ sogar Armand Carrel, den muthigen Herausgeber des National, seinen ehemaligen intimen Freund, verhaften, der ganz ohne Schuld war. Sodann brachte das Ministerium im August Gesetzesvorschläge vor die Kammer, die im nächsten Monat unter dem Namen der Septembergesetze wirklich angenommen wurden. Durch dieselben erhielt der Justizminister das Recht, in Rebellionsfällen das gerichtliche Verfahren abzukürzen und Assisen zu wählen, welche und wie viel er wolle. Ferner wurde die Presse durch Androhung ungeheurer Geldstrafen beschränkt

und die Censur wenigstens der Zeichnungen und Bilder wiedereingeführt. Die Folge war, daß augenblicklich über hundert Journale in Frankreich eingingen, die übrigen sich mäßigten. Billigerweise konnte man es Ludwig Philipp nicht verdenken, daß er endlich die Gelegenheit ergriff, um die scandalösen Karikaturen zu vertilgen, die ihn fort und fort vor dem Volke beschimpften. Allein jeder Unbefangene mußte fragen: wozu Ludwig Philipp, wenn er doch nur wieder verfuhr, wie Karl X.?

Im Winter hatte der Finanzminister Humann (ein reicher Kaufmann aus Straßburg) die Naivetät, die Kammer darauf aufmerksam zu machen, daß der Ertrag von allem Eigenthum in Frankreich im Durchschnitt 3 p. c. sey, während den Staatsgläubigern 5 p. c. gezahlt werden müßten. Man erwartete nun von ihm einen Antrag auf Herabsetzung des Zinses, aber er erfolgte nicht, weil sich der König aufs hitzigste dagegen erklärte. Er selbst und seine Vertrauten waren bei dem hohen Zinsfuß betheiligt. Da nun das Ministerium schwieg, stellte der Deputirte Gouion den Antrag, durch Herabsetzung des Zinses jährlich den Steuerpflichtigen 26 Millionen zu ersparen. Die Ministeriellen erschöpften sich in sophistischer Beredsamkeit gegen den Antrag, aber die Kammer nahm ihn mit 2 Stimmen Mehrheit an. Sogleich entließ der König das ganze Ministerium. Wenn man seinem Geldinteresse entgegentrat, wurde er allemal unerbittlich. Die Doctrinäre hatten die Stimmenmehrheit nicht mehr, also weg mit ihnen! Nur Thiers war immer noch und zu allem brauchbar. Ihm gelang es, aus dem tiers parti ein neues Ministerium zu wählen, welches mit ihm und dem König „durch dick und dünn" zu gehen versprach. Darunter befanden sich Sauzet, Passy, Pelet, die für Gouions Antrag gestimmt hatten, jetzt aber um des Portefeuilles willen der Zinsherabsetzung entsagten. Mit der Beseitigung derselben hingen andere Unterlassungssünden zusammen. Vergebens vertrat der Deputirte Wüstenberg von Bordeaux das Interesse der Wein- und Ackerbauern und tadelte die einseitige Protection, welche die Regierung der Industrie auf Kosten des Landbaus gewähre. Vergebens wurde auch damals auf

Eisenbahnen angetragen. Reiche Hammerwerkbesitzer, deren Eisen nicht ausreichte, noch gut genug war, wollten die Einfuhr des englischen Eisens vermeiden und gehörten der reichen Gaunerbande an, die damals den Hof, das Ministerium und die Kammer umfaßte. Die Beredsamkeit erschöpfte sich in Sophismen, die gegen den Bau der Eisenbahnen sprachen. Diese edle parlamentarische Kunst war herabgesunken zur Buhldirne des niedrigsten Geldinteresses. Der Maschinist dieses ganzen Lügensystems aber war Thiers, der seine Millionen häufte, während bittere Noth bei den untern Klassen in Stadt und Land sich mehrte.

Am 25. Juni 1836 schoß abermals ein Mörder auf den König, ohne ihn zu treffen, der Handlungsdiener Allibaud, welcher erklärte, er habe die Freiheit durch den Tod des Tyrannen rächen wollen. Er wurde wie Fieschi baldigst hingerichtet.

Der König glaubte diese letzten Zuckungen des niedergeworfenen Republikanismus verachten zu müssen, beherrschte die Kammer, hatte die Presse geknebelt, fand überall Gehorsam in Frankreich und wurde deshalb auch von den Großmächten mehr und mehr beglückwünscht und mit schmeichelhaften Reden belohnt. Das machte ihm Muth, die Bande zu lösen, in denen ihn bisher England gehalten hatte. In der englisch-französischen Allianz seit seiner Thronbesteigung überwog das englische Interesse und hatte überall die Initiative. Frankreich war von England nur ans Schlepptau genommen. Es mußte sich alles von ihm gefallen lassen, denn es hatte an England den einzigen Alliirten gegen die vereint handelnden nordischen Mächte. Talleyrand hatte zwar immer die Miene angenommen, als ob er in London die Zügel in der Hand halte; allein dieser Renegat der Revolution war in England längst bekannt und von der stolzen Aristokratie verachtet. Lord Palmerston ließ ihn im Vorzimmer warten. Wenn Belgien unabhängig wurde, so geschah es nicht durch Frankreich, sondern durch England. Nicht ein französischer, sondern ein englischer Candidat wurde König von Belgien. In der polnischen Frage entschied England durch Lord Durham, nicht Frankreich durch Talleyrand. Auch in Spanien und

Portugal diente Frankreich nur der englischen Politik. Dieses Dienstes war nun Ludwig Philipp herzlich satt und sobald er die Möglichkeit erkannte, mit Oesterreich gehen zu können, vernachlässigte er England, welches ihn doch brauchte und daher nicht mit ihm brechen durfte. Man schrieb die Wendung der französischen Politik von der englischen auf die österreichische Seite Thiers zu. Gewiß mit Unrecht. Ludwig Philipp ließ sich in so wichtigen Dingen nicht leiten. Thiers war nur sein Werkzeug.

Mit dieser Wendung der Dinge hing die Nothwendigkeit zusammen, den Herzog von Orleans zu verheirathen, um dem Thron legitime Erben zu geben. Eine standesmäßige Gemahlin konnte der Prinz nur in Deutschland finden und es bedurfte dazu einer intimen Annäherung der französischen Politik an die österreichische. Der Prinz hoffte sogar auf die Hand einer Erzherzogin, sah sich darin aber getäuscht, denn obgleich er in Wien eine glänzende Aufnahme fand, lehnte man doch seine Bewerbung ab. Man glaubt, daß Rußland auch die kleinen Höfe bestimmt habe, ihm überall Körbe zu ertheilen. Es gelang ihm erst nach vieler Mühe, die junge Prinzessin Helene von Mecklenburg-Strelitz zur Braut zu gewinnen. Ihr eigener Bruder erklärte sich aufs heftigste dagegen, und ohne die gütige Vermittlung ihres Oheims, des Königs von Preußen, wäre auch diese Verlobung nicht zu Stande gekommen.

Je mehr Rußland durch seinen Einfluß auf die deutschen Höfe dem Herzog von Orleans Demüthigungen bereitete und Oesterreich denselben, wenn auch auf artige Weise, doch abwies, um so tiefer demüthigte sich Ludwig Philipp vor diesen Mächten, um ihnen die Aufrichtigkeit seines Annäherungswunsches zu beweisen. Auf einen Wink Rußlands hob er das Polencomité in Paris auf und verbannte die Mitglieder desselben aus Frankreich. Auf einen Wink Oesterreichs übernahm er in der Schweiz sogar die Polizei des Absolutismus. Der französische Gesandte, Herzog von Montebello (Sohn des Marschall Lannes) mußte die Eidgenossenschaft in barschem Tone auffordern, die politischen Flüchtlinge, vornämlich die italienischen, aus ihrem Gebiete zu entfernen. Sie gab nach

und erklärte in einer Note vom 22. Juni 1836, sie werde die Flüchtlinge entfernen. Montebello aber antwortete jetzt erst noch mit groben Drohungen, welche die Schweizer mit Recht empörten, die jedoch keineswegs unverdient waren. Nachdem die Tagsatzung oft und wiederholt versprochen hatte, die Flüchtlinge entweder zu vertreiben oder wenigstens ihre Complotte zu verhüten, dauerten die Wühlereien derselben ungehindert fort. Jedes Wort schien da in den Wind gesprochen. Es war Zeit, die Tagsatzung zu erinnern, daß man sich nicht ewig von ihr anlügen lassen wolle. In diesem Sinne war Montebello's Ausdruck je vous pousserai zwar grob, aber verdient. Die Radikalen in der Schweiz waren außer sich und hielten deshalb Volksversammlungen ab zu Flawyl im Canton St. Gallen, zu Reiden im Canton Luzern, zu Wiedekon bei Zürich, Munsingen im Bernischen ꝛc. Allein Montebello drohte mit der Grenzsperre. Es half auch nichts, daß von einem gewissen Conseil, dessen Auslieferung Montebello verlangt hatte, bekannt und erwiesen wurde, er sey ein geheimer Agent der französischen Gesandtschaft selbst. Montebello behielt seine eherne Stirn und ließ die Schweizer lärmen. Sie sahen sich doch gezwungen, um die Grenzsperre abzuwenden, die demüthigsten Zusicherungen zu machen. Der Zweck war erreicht, Ludwig Philipp hatte den nordischen Mächten seine ganze Devotion bewiesen.

Wie es unter diesen Umständen Thiers noch einmal einfallen konnte, sich der constitutionellen Sache in Spanien anzunehmen, ist schwer begreiflich. In dem unglücklichen Bürgerkriege dieses Landes stand England auf der constitutionellen Seite, die nordischen Mächte hielten es mit dem Absolutismus. England sah die Constitutionellen verloren, wenn es sie nicht unterstützte, und schleppte Frankreich nach, wie immer. Aber Ludwig Philipp ließ sich nur zum Schein eine kurze Zeit wieder von England am Schlepptau ziehen, um den nordischen Mächten seine Unabhängigkeit von England um so deutlicher zu beweisen. Der schlaue Thiers wurde von ihm bei dieser Gelegenheit übertölpelt. Schon war die französische Fremdenlegion in Spanien eingerückt und ihr Anführer, General

Lebeau, hatte im Einverständniß mit Thiers eine Proklamation erlassen, die noch mehr französische Truppen ankündigte, als plötzlich der König diese Proklamation am 24. August 1836 im Moniteur desavouiren ließ, ohne Thiers vorher ein Wort davon zu sagen. Nun mußte Thiers tiefbeleidigt abdanken, wie dasselbe Laffitte in einem ähnlichen Falle früher gethan hatte. Der König rächte sich damit für die Demüthigung, die ihm Thiers früher bereitet hatte. Einer betrog immer den andern.

Am 6. September 1836 stellte der König den Grafen Molé an die Spitze eines Ministeriums, mit dem wieder Guizot und die Doctrinärs ans Ruder kamen. Molé war an dem Schweizerscandal unschuldig, der König erlaubte ihm daher, der Schweiz zu erklären, „Frankreich sey befriedigt“, und den Verkehr wiederherzustellen. Molé war auch immer ein Freund der Milde und Mäßigung gewesen und setzte durch, daß der König 63 Aprilgefangene entließ. Er verlangte auch die Freilassung der gefangenen Minister, aber erst als Karl X., der sich mit seiner Familie von Prag nach Görz zurückgezogen hatte, daselbst am 6. November starb, bewilligte der König die Entlassung Polignacs, Peyronnets, Guernon de Ranvilles und Chantelauzes. Das war wieder eine Concession an die nordischen Mächte.

Einer der Hauptgründe, warum Frankreich sich gegenüber von England selbständiger zu behaupten suchte, war die Nothwendigkeit, sich endlich wegen der Zukunft Algiers zu entscheiden. Die fortwährende Behauptung dieser Eroberung rechnete sich Ludwig Philipp zum Verdienst an. Karl X. hatte nicht auf einen dauernden Besitz gerechnet und scheint desfalls Verpflichtungen gegen England eingegangen zu seyn. Für Ludwig Philipp wäre es ein unauslöschlicher Schimpf gewesen, wenn er eine Erwerbung hätte aufgeben sollen, die sein Vorgänger gemacht hatte. Dieß sah England ein und ließ ihm Algier, wogegen Ludwig Philipp in allen andern Beziehungen der englischen Politik dienstbar wurde und sich verpflichten mußte, die Eroberung nicht weiter zu verfolgen. Wenn es je zu einem Bruch zwischen beiden Mächten kam, war es immer

noch Zeit für England, durch seine überlegene Flotte den Verkehr zwischen Frankreich und Algier abzuschneiden und das letztere etwa mit Hülfe Maroccos und der wilden Völkerstämme Nordafrikas den Franzosen wieder zu entreißen. Ludwig Philipp selbst wäre Algier gerne los gewesen, wenn es mit Ehren hätte geschehen können, denn um die Stadt Algier zu behaupten, mußte er auch wenigstens eine Küstenstrecke beherrschen, die immerwährenden Angriffe der Eingeborenen zurückschlagen und Jahr aus Jahr ein Soldaten und Geld aufopfern, ohne aus Algier eine einträgliche Colonie machen zu können. Für das Heer war der Krieg in Algier eine treffliche, aber gar zu theure Schule. In dem Zeitpunkt des Ministeriums Thiers, in welchem von Seiten Frankreichs im Einverständniß mit England die bewaffnete Intervention in Spanien gemacht werden sollte, glaubte Thiers, für diesen Dienst von England auch verlangen zu können, daß es einem weiteren Vorschreiten der französischen Truppen in Algerien nicht wehre. Er stellte die Alternative, entweder müsse Algier ganz aufgegeben, oder es müsse so viel vom Innern des Landes dazu erobert werden, daß die Hauptstadt vor den immer wiederholten Angriffen der Eingebornen geschützt und eine regelmäßige Colonisation ermöglicht würde. Die gefährlichsten Feinde der Franzosen waren hier im Osten Achmed, Bey von Constantine, im Westen ein genialer Araberhäuptling, Abdel Kader. Der König erlaubte dem Marschall Clauzel, im September einen Angriff auf Constantine zu machen. Als aber Molé Minister wurde, rieth dieser von dem Unternehmen ab. Der König widerrief die Expedition nicht, ließ sie aber auch nicht hinreichend unterstützen. Mit nur 7000 Mann wagte Clauzel den weiten beschwerlichen Marsch und wurde im November mit großem Verlust von Constantine zurückgeschlagen. Der Stolz der französischen Nation litt nun nicht, daß diese Niederlage ungerächt bleibe. Ganz Frankreich sprach sich in diesem Sinne aus. Dem König blieb keine Wahl, als den Krieg in Algier mit einer noch kostspieligeren Anwendung von Mitteln als bisher fortzusetzen. Ob es seine Absicht gewesen, die Stimmung auf diesen Punkt zu brin-

gen, oder ob er einen Fehler gemacht, den wieder gut zu machen er gezwungen wurde, steht dahin. Er konnte es darauf ankommen lassen, da England ihn in Algier gewähren ließ und alles vermied, was ihn zu einer noch engeren Allianz mit den Continentalmächten hätte führen können.

Ludwig Philipp stand damals auf der Höhe seiner Macht, unabhängig und doch gesucht von England, respectirt von den nordischen Mächten, gesucht von Spanien und Italien, gefürchtet von der Schweiz, in engerem Verbande mit Belgien, im Besitz Algiers mit der Aussicht, sein Gebiet dort bald zu erweitern. Im nächsten Frühjahr erwartete man die Heimholung der fürstlichen Braut aus Deutschland für den Thronfolger. Die Parteien im Innern waren besiegt, Karl X. todt und die Legitimisten tief gedemüthigt, Lafayette todt und die Republikaner gänzlich entwaffnet, die Presse bewältigt, die Kirche in heimlicher Spaltung und steter Furcht, die Kammer das Echo des Hofes, ihre Parteihäupter als Minister durch sich selbst in Schach gehalten und sich alle nach einander abnutzend, sichtbar oder unsichtbar geleitet vom „unabänderlichen Gedanken“ des Königs. Dieser Gedanke aber war nicht mehr die Quasi-, sondern die wirkliche und vollständige Restauration. Die Pracht, mit der er das längst verlassene Versailles wiedereinrichten und daselbst die große Galerie historischer Gemälde, die Frankreichs Ruhm veranschaulichten, eröffnen ließ, verrieth, daß seine Erinnerungen über die letzten Bourbons hinweg zu Ludwig XIV. zurückgriffen, und daß er wenigstens seinen Nachkommen ermöglichen wollte, das System Ludwigs XIV. da, wo es geendet, wieder aufzunehmen und fortzusetzen.

Fürst Metternich soll ihm damals geschmeichelt haben, er halte ihn für den klügsten Mann in Europa. Dieses Lob war insofern aufrichtig gemeint, als Metternich immer nur den europäischen Frieden gesichert wissen und le déluge après nous so weit und lange als möglich hinausschieben wollte. Diesem Zweck aber hatte bisher die Politik Ludwig Philipps am wesentlichsten gedient.

Fünfzehntes Buch.

Das gräcorussische System.

„Rußland erntete in reichlichem Maaße die Früchte seiner Consequenz, seiner Entschiedenheit. Man kann hier nicht blos von Glück sprechen, Rußland machte sich sein Glück selbst. Es zeigte Charakter, wo seine politischen Rivalen keinen zeigten. Es handelte, wo seine Rivalen höchstens unterhandelten. Es unterwarf sich 1829 die Türkei und 1831 Polen, ohne sich um die schwachen diplomatischen Demonstrationen seiner Rivalen zu bekümmern. Es schwebte einige Augenblicke in Gefahr, aber es ließ keine Furcht, kein Schwanken blicken und hatte die Genugthuung, zu erleben, daß seine Rivalen diese Augenblicke unbenützt vorübergehen ließen und weder den Türken, noch den Polen beistanden. Endlich übertraf Rußland seine Rivalen weit an Benehmen, denn es kam, sah, siegte, und riß alle Vortheile an sich in der Stille und ohne Ruhmredigkeit, während seine Rivalen alles geschehen ließen, nichts thaten und doch unaufhörlich prahlten. Die Juliusrevolution mit ihren Folgen aber war hauptsächlich insofern ein günstiges Ereigniß

für Rußland, als es die Aufmerksamkeit Oesterreichs und Preußens vom Orient ablenkte und im Westen beschäftigte. Auch verstand es Rußland mit gewohnter diplomatischer Meisterschaft, das Schreckbild der revolutionären Propaganda überall vorzuschieben, und zu einer ihm vortheilhaften Diversion zu benutzen, ja es verstand mit eben diesem Schreckbilde den König der Franzosen selbst einzuschüchtern, und so seltsam hatten sich die Verhältnisse verkehrt, daß es nicht Rußland war, das durch diese Drohungen des revolutionären Geistes geschreckt wurde, sondern das damit schreckte."

Diese Worte schrieb ich schon im Jahr 1831 (in meinem Taschenbuch der neuesten Geschichte) nieder und kann sie nur als Wahrheit heute wiederholen. Von der Julirevolution und der ungeheuren Erschütterung, welche durch sie das westliche und mittlere Europa erlitt, zog niemand Vortheil als Rußland und hauptsächlich durch den Verstand und die Thatkraft seines Kaisers. Es gelang diesem, sich der Hülfe Preußens, der Neutralität Oesterreichs zu versichern, und nachdem er um den Preis Belgiens, das ihm gar nicht gehörte, auch das Schweigen Frankreichs und Englands zu allem, was er mit Polen vornehmen wollte, erkauft hatte, bekam er völlig freie Hand.

Von diesem Zeitpunkt an kommt ein eigenthümlicher Schwung in die Politik des Kaiser Nicolaus, und ein großer, für Europa schrecklicher Gedanke tritt immer deutlicher aus seiner Handlungsweise hervor. Alle Nationen, denen er gebietet, sollen aufhören zu seyn, was sie gewesen, und Russen werden, nur noch russisch denken und reden, und alle sollen den Glauben des Kaisers annehmen, zur russischen Staatskirche übertreten. Da dieses neue System zuerst nur auf das besiegte Polen angewandt wurde, ahnte man seine Tragweite noch nicht. Die Unterdrückung der polnischen Nationalität und der katholischen Religion in Polen schien andre Nationalitäten und Kirchen noch nicht zu gefährden.

Kaiser Nicolaus nahm an, durch die Revolution hätten die Polen ihr Recht auf eine selbständige Regierung und Verfassung verloren; indem sie s e i n e Rechte nicht mehr hätten gelten lassen,

habe er auch die ihrigen, wie sie 1815 durch den Wiener Congreß garantirt worden, nicht mehr zu achten. Die Garanten des Königreichs Polen thaten keine Einsprache gegen diese seine Auslegung; Preußen nicht, weil es blind Rußland folgte; Oesterreich nicht, weil es keinen Krieg anfangen wollte und weil Metternich durch die Finger sah, England und Frankreich nicht, weil Kaiser Nicolaus ihnen um den Preis Polens gestattete, in Belgien, Spanien, Portugal zu verfahren, wie sie wollten.

Die Maßregeln, welche Fürst Paskiewitsch in Polen auf Befehl seines Kaisers nach einander traf, waren folgende. Zuerst wurde die polnische Uniform abgeschafft, alles polnische Militär in russische Regimenter untergesteckt; womit auch die polnischen Fahnen und die polnischen Farben verschwanden. Nichts durfte mehr an die Nationalität erinnern, Polen sollte eine russische Provinz werden, allen andern gleich. Die Universität in Warschau wurde aufgehoben, damit Geist und Sprache der Polen keine höhere Pflege mehr genössen. Die polnischen Archive, Bibliotheken, wissenschaftliche Sammlungen aller Art wurden nach St. Petersburg gebracht. Alle öffentlichen Acten mußten hinfort in russischer und polnischer Sprache zugleich ausgefertigt werden. Unterdeß wurden in allen Theilen des Königreichs Verhaftungen vorgenommen. Trotz der Flucht vieler Tausende blieben immer noch Compromittirte genug zurück, die man nicht hinrichtete, noch in Gefängnisse warf, sondern in Masse aus Polen wegschaffte. Es war System, Polen möglichst zu entleeren und dafür Russen hineinzuschicken. Die Vornehmsten und am wenigsten Gravirten mußten sich eine anständige Verbannung nach St. Petersburg gefallen lassen, die übrigen wurden nach Sibirien geschleppt und „nummerirt.“ Jeder Verbrecher in Rußland nämlich, der nach Sibirien geschickt wird, verliert seinen Namen und Rang und existirt fortan nur als Nummer. Die am schwersten bestraft werden sollten, wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken verurtheilt. *) Man rechnete

*) Als auch der junge Fürst Roman Sangusko zu den Bergwerken

im Jahr 1832 bereits 80,000 Polen, die über die östliche Grenze weggeschafft worden seyen. Aber auch unter den Zurückbleibenden wurde eine strenge Sichtung vorgenommen. Schon am 31. October 1831, also sehr bald nach der Unterdrückung der Revolution, befahl der Kaiser, jeder Pole, der seinen Adel nicht durch Urkunden beweisen könne, solle denselben verlieren. Es gab nämlich in Polen eine große Ueberzahl armen Adels, die s. g. Schlachty (Geschlechter, von edlem Geschlecht, ein deutsches Wort), die besonders viel revolutionäre Elemente lieferten. Diese sollten nun mit einem Schlage vernichtet werden, denn nur die wenigsten hatten Adelsbriefe.

Am 26. Februar 1832 gab der Kaiser ein s. g. polnisches Statut, worin er öffentlich kund that, daß es kein Königreich Polen mehr gebe, daß es vielmehr dem russischen Reich als einfache Provinz einverleibt sey. In diesem Statut hieß es jedoch noch, die Freiheit des Cultus sey garantirt und die katholische Religion als die der Mehrheit der Einwohner in Polen „Gegenstand des besondern Schutzes und Wohlwollens der Regierung." Eine Deputation polnischer Großen, den Fürsten Radziwil an der Spitze, mußte auf Befehl des Statthalters von Warschau nach Petersburg abgehen und dem Kaiser für das neue Statut danken. In sehr auffallender Weise begab sich im Sommer desselben Jahres Lord Durham als außerordentlicher Gesandter Englands nach St. Petersburg, von wo aus ihm Kaiser Nicolaus, um ihn dadurch hoch zu ehren, entgegenfuhr. Ihre Zusammenkunft besiegelte die bisherigen Unterhandlungen und stellte ein vollkommen freundschaftliches Verhältniß her. Gleichzeitig bekämpfte Minister Grey, Durhams Schwiegervater, im englischen Parlament die Polenfreunde und erklärte ihnen, den Polen eine ausgiebige Hülfe zu gewähren, sey für England zu schwer und kostspielig, liege also nicht im englischen Interesse.

---

verurtheilt worden war und seine Familie den Kaiser um Gnade anflehte, ließ er sich das Urtheil geben und schrieb an den Rand „zu Fuß," d. h. der Verurtheilte sollte nicht nur die zuerkannte Strafe in Sibirien leiden, sondern auch zur Verschärfung der Strafe den weiten Weg zu Fuß machen.

Somit war die Reaction in Polen von England selbst sanktionirt. Die Güter des geflüchteten oder nach Sibirien verbannten polnischen Adels wurden confiscirt und zum Theil russischen Generalen geschenkt. Daß Paskiewitsch selbst nicht leer ausging, beweisen die 70 Mill. Silberrubel, die er bei seinem Tode hinterließ. Man las in den Zeitungen lange Listen der Edelleute, deren Erbe auf diese Weise weggenommen wurde. Die Veröffentlichung geschah, um den geflüchteten Polen die Größe ihres Unglücks, dem westlichen Europa aber die Macht und unerbittliche Strenge des Kaisers anschaulich zu machen. Aber nicht nur die Güter wurden genommen, auch die Kinder. Dies ist die finsterste Partie der russischen Reaction in Polen. Die Kinder der geflüchteten oder verbannten Polen durften nicht in ihrer Heimath bleiben, wenn es ihnen auch an Mitteln nicht gefehlt hätte. Auf Befehl des Kaisers wurden sie alle ins Innere Rußlands geschleppt, um in kaiserlichen Instituten zu guten russischen Unterthanen erzogen zu werden. Diese Bestimmung wurde auch auf die Kinder niederer Stände ausgedehnt, wenn sie ihre Eltern verloren hatten, oder wenn man annahm, die Eltern seyen zu arm, um sie ernähren zu können. Sie wurden in die Militärcolonien abgeliefert. Schonungslos griffen die Kosacken die Kinder auf der Straße auf und packten sie in ihre Kibitken, ohne auf den Jammer der Mütter zu achten. An eine genaue Controle, ob es wirklich hungernde Waisen seyen, dachte niemand. Der Kaiser wünschte junge Militärcolonisten, das war genug, um sie herbeizuschaffen, gleichviel mit welchem Recht. Die Ausführung war den Militärbehörden überlassen, d. h. den Kosacken, die in Warschau selbst die mit kleinen Handelsartikeln hausirenden Knaben vor den Häusern wegführten und noch viel weniger Rücksicht auf dem Lande nahmen. Man sah im Mai 1832 täglich herzzerreißende Scenen, wie Mütter sich den Pferden entgegen und unter die Räder der Wagen warfen, auf denen ihre Kinder mit andern wie Häringe zusammengepackt nach Minsk abgeführt wurden, wo man sie in Kinderbataillone rangirte und von da in die Militärcolonien abführte. Ein Schrei

der Empörung ging fast durch ganz Europa. Am energischesten sprach Ferguson im englischen Parlament über eine Maßregel, die mehr eines Tiberius und Nero als eines christlichen Monarchen würdig sey. Allein die von Rußland bezahlte Presse pries die Großmuth des Kaisers, der sich der armen Waisen mit so väterlicher Güte annehme.

Die altpolnischen Provinzen Lithauen, Volhynien, Podolien verloren vollends ihre letzten Privilegien. Auch hier wurde confiscirt, auch hier wurden Kinder weggenommen, auch hier der Adel, der keine Briefe hatte, ausgestoßen. Eine am 17. September 1832 verfaßte Adresse des podolischen Adels, der den Kaiser flehentlich um Erhaltung seiner alten Rechte bat, wurde abgewiesen. Ein neuer Ukas von 1835 befahl, daß Stellen, über welche der Adel noch durch Wahlen zu verfügen habe, doch nur von solchen besetzt werden dürften, die bereits 10 Jahre lang dem Kaiser im Militär oder Civil gedient hätten.

Auch begannen jetzt die Maßregeln, durch welche der katholische Glaube ebenso geschwächt und zuletzt vernichtet werden sollte, wie die polnische Nationalität. Schon vor der Revolution war manches geschehen, was den Beweis liefert, das gräcorussische System, wie es der Kaiser nachher ausführte, habe ihm schon lange im Sinne gelegen. Schon 1828 war durch einfachen kaiserlichen Ukas vom 22. April das griechisch-unirte Bisthum Luck in Volhynien aufgehoben und damit die ganze Hierarchie der vereinigten Gräco-Ruthenen über den Haufen geworfen worden. Also schon damals ging der Czar darauf aus, die s. g. unirten Griechen, d. h. die vorlängst mit der römischen Kirche vereinigten Slaven des alten Königreichs Polen, die ursprünglich zur griechischen Kirche in Constantinopel gehört hatten, seiner russischen Staatskirche einzuverleiben, und die polnische Revolution beschleunigte nur die Ausführung des Gedankens, den er schon vorher gehegt hatte. Dies wird noch mehr bestätigt durch die auffallende Vernachlässigung der katholischen Kirche schon in dem ersten Jahrzehnt der Regierung des Kaisers. Im Königreich Polen sowohl wie in den altpolnischen

Provinzen waren fast alle erzbischöflichen und bischöflichen Sitze erledigt, und die kaiserliche Regierung schleppte absichtlich die Wiederbesetzung hin. In Rom wußte man, wie es gemeint sey, und nahm sich mit der größten Aengstlichkeit in Acht, einen Schritt zu thun, der dem mächtigen Kaiser auch nur den Vorwand leihen konnte, um der katholischen Kirche noch weher zu thun. Da der erzbischöfliche Sitz von Warschau und auch die bischöflichen von Kalisch, Sandomir, Augustowo nicht besetzt waren, übernahm Gutkowski, Bischof von Podlachien, die Leitung des polnischen Klerus, um ihn aufs dringendste von der Theilnahme an der Revolution und vom Ungehorsam gegen den rechtmäßigen Kaiser abzumahnen. Und Papst Gregor XVI. hatte kaum den Stuhl des Apostels bestiegen, als er in einem offenen Schreiben die Polen zur Unterwerfung aufforderte. Der russische Gesandte in Rom, Fürst Gagarin, bewog sogar den h. Vater, die Mahnung zum Gehorsam im Jahr 1832 noch einmal zu wiederholen, und der Papst wurde so selber das Werkzeug der russischen Politik, denn der Kaiser machte nun glauben, alles was er den unglücklichen Katholiken in den polnischen Provinzen zu Leide thue, geschehe mit Zustimmung des Papstes.

In den altpolnischen Provinzen wurden 1832 durch Ukas vom 31. Juli 202 Klöster aufgehoben und die wenigen übrigen in die Lage gebracht, bald aussterben zu müssen. Im folgenden Jahr wurde das den Unirten gehörige Heiligthum Unserer Lieben Frau von Poczajow, ein berühmter Wallfahrtsort, denselben entrissen und dem russischen Ritus übergeben. Dasselbe Schicksal erlitten eine Menge unirte Kirchen, indem man theils den Diöcesen eine andere Einrichtung gab und dadurch manche Kirche erübrigte, theils die Erlaubniß, Kirchen zu besetzen, auf größere Ortschaften einschränkte, während auch für die kleinste nicht unirte Gemeinde Kirchen da seyn mußten, seyen es neugebaute oder solche, die man den Unirten nahm. Im Jahr 1835 wurden alle unirten Priesterseminare aufgelöst und die jungen Priester gezwungen, in St. Petersburg zu studiren. Im Jahr 1834 wurde den Unirten ein

neues wesentlich schismatisches Missale aufgenöthigt und in ihren Kirchen Einrichtungen getroffen, die der russischen Kirche möglichst nahe kamen, dagegen ältere katholische Einrichtungen, Predigt, gemeinsamer Gesang, Knien beim Gebet, der Gebrauch des Rosenkranzes und hauptsächlich das „Kirchengebet für den Papst" verboten. Nur für den Kaiser allein durfte noch gebetet werden. Sodann wurde der gregorianische Kalender, den die Unirten brauchten, abgeschafft und durch den julianischen verdrängt, den veralteten, astronomisch falschen, den Rußland beibehalten hatte. Wenn ein unirter Priester klagte oder protestirte, so wurde er unerbittlich gemaßregelt mit Absetzung, Knute und Sibirien. Schon seit 1831 und 1832 war befohlen, kein katholischer Priester dürfte Fremde Beichte hören, keiner seinen Wohnort ohne Erlaubniß verlassen, keiner einen Diener russischen Glaubens haben. Sie sollten isolirt, dem Volke selbst verächtlich gemacht werden. Sie waren von Spionen umgeben, beständig gedrängt. Die aber geschmeidig sich fügten, wurden befördert und bekamen Orden.

Nach solchen Vorbereitungen that Kaiser Nicolaus den letzten entscheidenden Schritt, berief eine Synode der unirten Bischöfe am 12. Februar 1839 nach Polock und ließ durch dieselbe die Einverleibung der unirten Bisthümer in die russische Staatskirche beschließen. Die Versammelten waren durch Gunst, Orden und Geld bestochen oder von Todesschrecken gelähmt. Nie sah die Welt ein schändlicheres Gaukelspiel als diese Kirchenversammlung, der als russischer Commissär der Russe Pratasof präsidirte, und die im Uebrigen ein Deutscher, Namens Schröder, Luzynski, Bischof von Polock, und Siemazko, Bischof von Lithauen leiteten, zwei Judasse, die den Heiland selbst verkauft hätten. Der h. Vater hat bald nachher in seiner berühmten würdevollen Allocution von diesen Abgefallenen gesagt: „Es widert uns an, hier zu wiederholen, durch welche Verführungsmittel verleitet jene entarteten Hirten in einen so tiefen Abgrund der Bosheit und des Verderbens gestürzt sind." Die Verräther decretirten den Priestern und dem gesammten Volk, sie gehörten fortan der russischen Staatskirche an, und bei

der schwersten Strafe wurde jedem Priester verboten, das Abendmahl nach katholischem Ritus auszutheilen oder noch irgend eine katholische Handlung vorzunehmen, am wenigsten zu predigen.

Solchen Lesern, die es vielleicht noch nicht wissen, muß bemerkt werden, daß die griechische Kirche keine Predigt kennt, ein Hauptgrund, warum sie so sehr entgeistet und der Gottesdienst zum bloßen Ceremoniel herabgesunken ist. Der russische Priester (Pope) ist in der Regel der unwissendste Mensch, betrinkt sich wie der gemeinste Leibeigene und bekommt dann auch Prügel, sowie er aber das Priestergewand angezogen hat, küßt man ihm wieder die Hand. Obgleich nun die unirte Geistlichkeit selbst unter dem langen Druck geistig verwahrlost worden war, so behielt sie doch, so lange sie nur mit Rom noch in irgend einer Verbindung blieb, die Aussicht, vom Abendland her wieder Geist zu empfangen. Von nun aber war sie dem Stumpfsinn des russischen Popenthums verfallen und die römische Kirche um 2 Millionen ihrer Bekenner ärmer, denn so hoch wird die Bevölkerung angeschlagen, die in den Abfall zu Polock hineingezogen worden ist. Das Volk wurde nicht gefragt. Die Popen, wo sie von den Bauern nicht aufgenommen werden wollten, brachten Kosacken und Büttel mit. Unirte Priester, die nicht Popen werden wollten, wanderten nach Sibirien, andere wurden in Kerkern mißhandelt.

Unmittelbar darauf ergriff der Kaiser noch weitere Maßregeln gegen den Katholicismus im Königreich Polen. Hatte Marcellus Gutkowski, Bischof von Podlachien, mitten im Feuer der Revolution zum Gehorsam gegen den Kaiser gemahnt, so empfing er dafür keinen Dank. Das Ansehen, welches er durch seine Tugenden unter dem polnischen Klerus genoß, wurde ihm nicht verziehen. Vom Jahr 1836 an mußte der russische Gesandte in Rom den heil. Vater bearbeiten, diesen würdigen Bischof von seinem Sitz zu entfernen, und als es immer abgelehnt wurde, machte der Kaiser endlich kurzen Prozeß, ließ den Bischof festnehmen, aus Polen wegführen und in ein Kloster stecken, 1841. Hierauf verlangte der russische Gesandte vom Papst, er solle einen gewissen Pulawski

als Erzbischof von Mohilew bestätigen. Dieser Pulawski war eine eben solche Kreatur wie Luzynski in Polock. Aus Sorge, daß seine Weigerung den Kaiser reizen werde, den Katholicismus in Polen ganz auszurotten, gab der Papst mit bittrem Schmerze nach, 1841. Nun wurde zwar die katholische Kirche in Polen als solche noch ferner geduldet, und erfolgte hier keine Scene, wie zu Polock, aber die Wirksamkeit der katholischen Pfarrer wurde immer mehr eingeengt. Bei den schwersten Strafen durfte keiner mehr ein Kind aus gemischter Ehe taufen. Uebertritt von der griechischen Kirche zur katholischen galt als Hochverrath. Im Jahre 1841 verloren die katholischen Bischöfe in Polen vollends alle ihre Güter und wurden auf Sold gesetzt. Ueberall wurden denselben russische Bischöfe zur Seite gesetzt, wie früher schon in Warschau, so jetzt zu Sandomir, Kalisch und Lowicz. Ebenso traten russische Kirchen den polnischen auf dem Lande zur Seite und Polen füllte sich mit Popen, die das Volk zu bekehren trachteten. Auch mußte Polen jetzt den russischen Kalender annehmen und alles wies darauf hin, daß die katholische Kirche im Königreich Polen ebenso dem Untergange geweiht sey, wie die unirte in den altpolnischen Provinzen. Aus diesem Grunde wurden auch nur Generale russisch-griechischer Confession reichlich mit confiscirten polnischen Gütern beschenkt, kein einziger katholischer oder protestantischer. Ein kaiserlicher Ukas befahl endlich auch, daß jeder Dorfschüler in Polen, wenn er über 20 Jahre alt sey, russisch sprechen und schreiben müsse.

Jetzt erst überzeugte sich der Papst, daß seine Nachgiebigkeit von Seite Rußlands immer nur mißbraucht worden sey, um die Katholiken Rußlands vollends zu entmuthigen und ihn gewissermaßen als Mitschuldigen des Czaren oder als gänzlich ohnmächtig erscheinen zu lassen. Am 22. Juli 1842 sprach sich daher Gregor XVI. in einer Allocution im geheimen Consistorium, die aber sofort mit einer großen Menge von Urkunden im Druck erschien, fest und würdevoll gegen die Gewaltthätigkeit und Arglist Rußlands aus und protestirte feierlich im Namen der schmählich unterdrückten Kirche. Im Winter auf 1846 hielt sich die Kaiserin

von Rußland ihrer Gesundheit wegen in Palermo auf und kam ihr Gemahl, der Kaiser, indem er ihr nachreiste, auch nach Rom und besuchte am 13. Dezember den greisen Papst, der ihn mit hoher apostolischer Würde empfing. Man sagt, als der Kaiser die Wahrheit dessen, worüber der h. Vater klagte, in Abrede gestellt, habe Gregor einen Schrank geöffnet, und ihm die Originalien *) vorgelegt. Der ganze Besuch hatte nur den Zweck, vom Kaiser von Rußland den Schein einer feindseligen Gesinnung gegen Rom abzuwälzen und den Schein eines Wohlwollens vor dem katholischen Europa zur Schau zu stellen, was nicht vorhanden war. Die katholische Kirche wurde in Rußland nach wie vor verfolgt.

Die katholischen Großstaaten, Oesterreich und Frankreich, thaten keine Einsprache, nach dem Princip der Nichtintervention und weil sowohl Metternich, als Ludwig Philipp in Kirchensachen die Omnipotenz des Staates für berechtigt ansahen.

Während dieser systematischen Verfolgung der katholischen Kirche in Rußland erschien im Jahr 1838 das berüchtigte Buch „die europäische Pentarchie," worin ein russischer Publicist den Grundgedanken des Kaiser Nicolaus offen aussprach und eine künftige russische Universalmonarchie in Aussicht stellte, die nicht etwa blos durch die unbesiegbaren Waffen des allen andern Staaten schon weit überlegenen Rußland, sondern namentlich auch durch den Glaubenssieg erobert werden sollte. Es sey für Rußland unumgänglich, in seinem Gebiet keine andere Sprache mehr, außer die russische,**) und keinen andern Glauben, als den russischen zu

*) Nämlich die in der Allocution citirten wichtigen Hauptacten, nicht Nebendinge, von denen die Zeitungen damals viel Lärm machten, z. B. die Nonnenverfolgung im Kloster St. Basil, nach den Angaben der Oberin Mieczyslawa, betreffend. Diese unglücklichen 58 Nonnen sollen sieben Jahre lang aufs grausamste durch schwere Arbeit, elende Nahrung und Wohnung, Fesseln und Geißelungen gemartert worden seyn, bis 39 starben, 8 erblindeten, 7 erlahmten und nur 4 entkamen.

**) „Die nothwendige Verschmelzung der Gesinnungen und Gefühle aller nichtrussischen Provinzen mit dem großen russischen Stammvolk vermag ohne

dulden. Dieser Glaube sey aber so sehr der allein orthodoxe, allein berechtigte und allein kräftige, daß sein Sieg über die schismatische, unter sich ewig uneinige und vom Aberglauben durchfressene Kirche des Abendlandes gar nicht zweifelhaft seyn könne. *) Aehnliche Stimmen haben sich nachher noch öfter hören lassen. Europa sey verfault, gesunde Natur sey allein noch in Rußland zu finden. Die abendländischen Kirchen hätten sich überlebt und stürben zuletzt am Zweifel, das wahre Christenthum und der Felsenglaube sey allein in Rußland erhalten. In der That war der gemeine gläubige Russe damals mehr werth als so mancher Doctor der Theologie in Deutschland, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, den Christenglauben zu zerstören, und als so manche vornehme Liberale in Wien, Paris und Madrid, denen Voltaire das alleinige Evangelium war. Allein der gemeine gläubige Russe selbst war nur Werkzeug weltlicher Staatsomnipotenz, einer im innersten Wesen unchristlichen Tyrannei. Und der Glaube war im Abendlande noch nicht so sehr ausgerottet, daß man ihn bei den Popen hätte holen müssen.

Die protestantische Presse in Deutschland zeigte wenig Mitleid mit der katholischen Kirche in Rußland und ließ sogar hin und wieder eine Freude durchblicken, daß der mächtige Czar dem Papstthum zu Leibe gehe. Aber der Czar verachtete das Bündniß mit dieser Presse und griff in die Rechte der Lutheraner in Rußland ein, wie in die der Katholiken, ohne alle Rücksicht auf das benachbarte und verwandte protestantische Königshaus in Preußen.

Die Verfolgung der Lutheraner in den deutschen Ostseeprovinzen begann 1841. Der russische Bischof von Riga ließ durch im Lande herumziehende Popen und andere Agenten die lettischen Bauern überreden, wenn sie zur russischen Staatskirche überträten, würden sie von allen Frohnen und Lasten befreit und

---

die gemeinschaftliche Sprache nicht zu geschehen. Daher ist weise Vorsorge getroffen, daß die russische Sprache die des ganzen Reiches werde."

*) Es heißt wörtlich: „die Zeit kommt, wo das Abendland sich das Christenthum aufs neue vom Orient holen wird."

mit Gütern beschenkt werden. Da man den Wunsch des Kaisers kannte, fehlte es auch nicht an weltlichen Beamten, die im Eifer, die Bauern zu verführen, bald kein Maaß mehr kannten. Sey es, daß die Regierung zu spät erfuhr, welche unwürdige Mittel der Lüge, trügerischer Versprechung und Drohung angewendet wurden, um das einfältige Bauernvolk zu bekehren; sey es, daß man hinterdrein nur den Verräther desavouirte, nachdem man die Früchte des Verrathes eingeerntet hatte, genug, die Propaganda hatte freies Spiel und verführte die Bauern in solchem Maaße, daß nach verschiedenen Berechnungen in einem Jahre 10,000, 16,000 oder 20,000 zur russischen Kirche übertraten. Waren sie einmal übergetreten, so konnten sie nicht mehr zurück bei Strafe des Hochverraths. Viele aber geriethen in Verzweiflung, da sie erfuhren, sie seyen belogen worden, und von allen gemachten Versprechungen nichts erfüllt wurde. Auch hier gab es wieder einen Kinderraub. Die russischen Proselytenmacher griffen in Livland alle lutherischen Kinder auf, die sie nicht unter elterlicher Aufsicht fanden, und lockten sogar den Eltern selbst die Kinder ab, um sie nach russischem Ritus zu taufen. Die Eltern ersparten sich dadurch „den lästigen Confirmationsunterricht“ bei den Pastoren.

Uebrigens trug manches Uebel unter den Lutheranern dazu bei, die Bekehrung zu erleichtern. Die lutherischen Pastoren hielten sich in ihrer Vornehmigkeit etwas zu weit entfernt vom gemeinen Volk, und dieses wurde von Herrnhutern, im Widerspruch mit dem lutherischen Consistorium, bearbeitet. Das Haupt der Herrnhuter, Tischler Vallohd in Riga, bewog seine Secte, sich ganz von den Lutheranern zu trennen und dem russischen Bischof zu unterstellen, und erhielt von diesem die Erlaubniß, selber geistliches Ornat anzulegen und einen neuen Cultus einzuführen, eine Zwitterschöpfung zwischen dem herrnhutischen und russischen. Noch ärger trieb es, unter dem Schutz des Gouverneurs von Riga, Grafen Pahlen, der Collegienrath Bürger in Riga, der dem lutherischen Volk auf jede Art, Drohungen nicht ausgenommen, begreif-

lich zu machen suchte, daß keiner ein guter Unterthan sey, der einen andern Glauben habe, als der Kaiser.

Erst im October 1845, nachdem schon viele tausend Bauern bekehrt waren, erfolgte ein Regierungsdecret, worin bedauert wurde, daß unlautere Mittel zu dem heiligen Zweck angewendet worden seyen, worin erklärt wurde, niemand solle ferner gezwungen werden, seinen Glauben zu ändern, auch dürfte er sich keinen ökonomischen Vortheil davon versprechen; im Uebrigen dürfe aber kein einmal Bekehrter zurücktreten, und dürfe auch niemand einen Bauern durch Ueberredung abhalten wollen, zur Staatskirche überzutreten, bei schwerer Strafe. Im Dezember 1845 enthielten Berliner Blätter einen neuen Befehl Golowins, des neuen Gouverneurs in Riga, worin die Bauern gewarnt wurden, sie sollten den lügenhaften Gerüchten nicht trauen, als würden sie, sobald sie zur griechischen Kirche überträten, die Güter ihrer protestantisch-deutschen Herren unter sich theilen dürfen. Also hatte man sie doch mit solchen trüglichen Versprechungen gelockt.

Weder von Seiten einer lutherischen Macht in Deutschland und Skandinavien, noch auch von der deutschen und skandinavischen Presse wurde gegen die Mißhandlung der Glaubensbrüder in Rußland Protest erhoben. Man nahm kaum Notiz davon, außer hin und wieder in einem scheuen Zeitungsartikel. So überwältigend war der Einfluß Rußlands, und so sehr das kirchliche Bewußtseyn unter den Lutheranern abgeschwächt oder schon ganz erstorben. Die russische Politik fand sogar einen Bundesgenossen in dem Unglauben, welcher damals von den akademischen Hörsälen, von den Schullehrerseminarien und von der Presse aus den lutherischen Kirchenglauben an der Spree und Elbe mit demselben Eifer untergruben, wie die Renegaten an der Düna.

Sogar den Juden sollte ihr eigenthümliches nationales Gepräge genommen werden. Ein Ukas von 1845 befahl allen Juden im Reiche, bis zum Jahre 1850 die bisherige jüdische Tracht, Haarlocken 2c. abzulegen und sich ganz wie Russen zu kleiden. Indeß schloß die russische Strenge auch eine wohlthätige Maaß-

regel ein, indem ein Ukas vom 6. September den Juden im russischen Reiche all und jeden Branntweinschank und überhaupt die Schenk= und Gastwirthschaft auf dem Lande (mit Ausnahme der Städte) untersagte. Schade nur, daß den Russen selbst der Branntweinverkauf nicht auch untersagt oder wenigstens eingeschränkt wurde.

In seiner orientalischen Politik fuhr Rußland fort, die Vortheile des Friedens von Adrianopel auszubeuten, den besiegten Sultan durch seine Gesandten in Constantinopel zu tyrannisiren oder zu lenken, die griechische Angelegenheit zu beherrschen und endlich die Tscherkessen zu bekämpfen, um sie wo möglich zu unterwerfen, ehe Europa sich ihrer annähme.

Die Türkei zerfiel immer mehr. Die Hospodare der Moldau und Wallachei standen unter russischem Einfluß; es durfte kein Türke mehr auf dem linken Donauufer verweilen. Milosch in Serbien wurde 1830 zum erblichen Fürsten erklärt, und auch hier durfte sich kein Türke mehr blicken lassen außer in den Grenzfestungen Belgrad und Widdin. Dagegen stellte Redschid Pascha das Ansehen des Sultans in Albanien durch eine furchtbare That wieder her. Indem er die Häuptlinge bestach und liebkoste, lockte er sie zu einer Zusammenkunft, im August 1830, und ließ sie hier mit ihrem Gefolge, im Ganzen 400 Mann, verrätherisch überfallen und massacriren, darunter Omer Vrione, Arslan und Vely Bey. — Ein großer Brand in Pera, dem Quartier der Franken (abendländischen Christen und Gesandten) in Constantinopel, soll von Fanatikern veranlaßt worden seyn, welche die Schmach des Halbmonds an den Christen rächen wollten.

In Griechenland regierte Capodistrias eigentlich nur als russischer Statthalter und auf russische Manier, schuf eine Menge unnützer Stellen, die er mit seinen Bedienten, russischen Agenten und allerlei fremdem Gesindel besetzte, und drückte das Volk mit Steuern. Die Bauern, die unter türkischer Herrschaft nur den wirklichen Zehnten bezahlt, sollten jetzt dem Staate 25 Procent steuern, der Handelsstand sich einen Zollaufschlag von

6 Procent gefallen lassen. Angesehene Griechen, die sich tadelnd aussprachen, wurden verhaftet und bestraft. Da empörten sich die Inselgriechen, versagten dem russischen Grafen den Gehorsam, und Hydra wurde Sitz der Opposition, nicht ohne Zuthun der Engländer und Franzosen. Bald kam der Graf auch in Conflict mit der Maina. Aus Mißtrauen gegen die Mainotten bemächtigte er sich zu Nauplia mit List des alten Pietro Mauromichalis, seines Sohnes und zweier seiner Brüder und hielt sie in Haft, 1831. Auch ließ er Soldaten von der russischen Flotte landen um sicherer zu seyn. Da spielte ihm Miaulis mit den Hydrioten einen bösen Streich, bemächtigte sich plötzlich am 30. Juli der kleinen griechischen Staatsflotte, der Fregatte Hellas, zweier Dampfer, einiger Corvetten ꝛc. und führte sie nach Hydra. Der russische Admiral Ricord verfolgte ihn, nun aber steckte Miaulis die Flotte in Brand und vernichtete das mühsam zusammengebrachte Geschenk des Philhellenismus in einer Stunde. England und Frankreich hatten diese Flotte gegeben, der Russe sollte sie nicht nehmen dürfen. Bald darauf kam die 90jährige Mutter des Pietro Mauromichalis zum Admiral Ricord und flehte ihn um Verwendung für ihre gefangenen Kinder an. Der Admiral versprach sie ihr, aber Capodistrias blieb unerbittlich. Als man ihm den alten Pietro bringen wollte, um persönlich bei ihm zu bitten, ließ er ihn nicht vor sich. Da schwur der Greis die Rache des Himmels auf das Haupt des russischen Grafen herab, und drei Wochen später, am 9. October, wurde Capodistrias von Constantin, dem Bruder, und Georg, dem Sohne Pietros, bei seinem Eintritt in die Kirche ermordet. Beide waren seine Gefangenen, aber unter Bewachung in die Kirche gelassen worden und heimlich bewaffnet gewesen. Der Oheim schoß den Grafen in den Hinterkopf, der Sohn stieß ihm ein großes Messer in den Leib. Der Gemordete starb augenblicklich, von den Mördern wurde der ältere vom Volk erschlagen, der jüngere hingerichtet.

Der jüngere Bruder des Grafen, Augustin Capodistrias, übernahm die Regierung, glaubte sich aber den russisch

gesinnten Kolokotronis und den gewandten und beliebten Kolettis beiordnen zu müssen. Der letztere aber trat auf der Nationalversammlung zu Argos zu den Gegnern über. Kolokotronis zersprengte in blutigem Kampf die Nationalversammlung, am 31. Dezember 1831, sie sammelte sich aber wieder zu Megara und wählte Kolettis, Ypsilanti und Zaimis zu Häuptern der Regierung. Augustin sammelte auch eine s. g. Nationalversammlung um sich, und somit hatte Griechenland deren zwei, wie auch zwei Regierungen. Im April 1832 rückten die meisten Klephtenführer vor Nauplia, und Augustin mußte sich in die Festung zurückziehen. Mittlerweile kamen Nachrichten von der Londoner Conferenz an, die über das Schicksal Griechenlands entscheiden sollten. Da räumte Augustin das Feld und schiffte sich ein.

Die in London versammelten Minister der Pentarchie pflogen lange und verwickelte Unterhandlungen über das Schicksal Griechenlands, das erst entschieden werden konnte, nachdem man über Belgien und Polen ins Reine gekommen war. Denn beide Westmächte waren entschlossen, Griechenland dem russischen Einfluß zu entziehen und einen Fürsten ihrer Wahl auf den neu zu errichtenden griechischen Thron zu bringen. Sie rechneten sich daher die Nachgiebigkeit Rußlands in diesem Punkt als einen diplomatischen Sieg an, vergaßen aber, daß Rußland nichts willkommener seyn mußte, als die Ernennung eines kleinen ohnmächtigen Königs von Griechenland. Damit waren nämlich die früher geweckten Hoffnungen auf ein großes, selbständiges, bedeutender Machtentfaltung fähiges Reich der Neugriechen ein für allemal vereitelt; das kleine griechische Reich konnte Rußland nie gefährlich werden, mußte vielmehr früher oder später, wenn es irgend eine Selbständigkeit erreichen wollte, sich der englisch-französischen Bevormundung zu entziehen suchen und mithin auf die russische Partei stützen. Aus diesen Gründen hatte Prinz Leopold von Coburg, dem man die griechische Krone zuerst antrug, dieselbe abgelehnt und die belgische vorgezogen, denn er hatte ausdrücklich erklärt, die Grenzen Griechenlands seyen

ihm zu eng gezogen, eine selbständige Regierung lasse sich da nicht durchführen.

Dagegen ließ sich König Ludwig von Bayern aus poetischer Begeisterung für das schöne Hellas bewegen, die griechische Krone für seinen jüngern Sohn Otto anzunehmen und sogar Opfer dafür zu bringen. Durch das Londoner Protokoll vom 13. Februar 1832 und durch Uebereinkunft mit Bayern vom 7. Mai wurde der noch minderjährige Prinz Otto zum König ernannt. England, Frankreich und Rußland übernahmen die Garantie einer Anleihe von 60 Millionen Franken für seine Regierung; Bayern aber verpflichtete sich zur erforderlichen Ausstattung der neuen Regierung und zur Stellung eines Truppencorps von 3500 Mann, das ihr zum (sehr nothwendigen) Schutz gegen die Klephten dienen sollte.

Der bekannte Münchener Philologe, Hofrath Thiersch, war schon im vorigen Jahre nach Griechenland gekommen und hatte sondirt. Etwas zu sehr eingenommen von den Erinnerungen des alten Hellas, sah er auch das junge in zu rosenfarbenem Lichte, was die schlauen Klephten nicht unbenutzt ließen. In Erwartung der ihnen von Europa octroyirten neuen Regierung wollte wieder jeder von ihr Vortheile ziehen, und Thiersch legte den größten Werth darauf, die Parteien zu vereinigen, um ein Dokument nach München mitzubringen, welches dem König Otto die Anerkennung und Huldigung von ganz Griechenland und von allen Parteien versicherte. Die Parteien einigten sich also wirklich vorläufig und zum Schein, jede um sich ihren Einfluß auf die künftige Regierung zu wahren. Von der russischen Partei trat Metaxas in die neugewählte Regierung ein, neben Kolettis. Uebrigens that jeder, was er wollte. Kolokotronis und Nikitas tyrannisirten die Landbevölkerung Moreas. Kanaris raubte zur See die in Aegina aufbewahrten Gelder der Regierung. Inzwischen verfaßte die Nationalversammlung am 8. August die Anerkennungs- und Huldigungsadresse an die Könige Ludwig und Otto, und Thiersch eilte damit nach München. Hier aber fand man es mit Recht unschicklich, solche wichtige Urkunden aus den Händen eines bayrischen Pro-

fessors anzunehmen, und lehnte sie ab, bis eine griechische Nationaldeputation selbst sie überbringen werde.

Die Griechen wählten sogleich diese Deputation und mit sicherem Geschmack, nämlich den berühmten Miaulis, den schönen Kosta Bozzaris und den gleichfalls durch sein Aeußeres imponirenden Klephtenführer Plaputas. Diese in ihrer Nationaltracht machten nicht wenig Aufsehen in der deutschen Metropolis des Schönen und wurden aufs huldreichste empfangen. König Ludwig aber ernannte sofort, bis König Otto die Regierung selbst würde antreten können, eine provisorische Regierung aus bayrischen Beamten, für Griechenland wenig passend: Graf Armansperg, Staatsrath Maurer, General v. Heideck, Geheimelegationsrath Abel. Ehe der junge König mit diesen Herren und den bayrischen Truppen in Griechenland ankam, wagte dort die russische Partei schon wieder einen Handstreich. Kolokotronis wollte sich Argos' bemächtigen, wo, wie man glaubte, König Otto landen würde. Aber ein französisches Bataillon, das noch von der früheren Besatzung im Norden zurückgeblieben war, kam herbei und schlug die trotzige Bande, von der es zuerst angegriffen wurde, aus der Stadt hinaus.

Endlich am 5. Februar 1833 landete König Otto in Nauplia und wurde festlich und mit Jubel empfangen. Alles wetteiferte, dem jungen Fürsten zu huldigen; auch der alte Kolokotronis kam herbei und erhielt Verzeihung. Dem Honig des ersten Kusses folgte aber bald ein bitterer Nachgeschmack. Als die Regierung am 13. März die irregulären Truppen (Palikaren) auflöste, um dem Klephtenunwesen den Todesstreich zu versetzen, rebellirten diese Banden und plünderten das nördliche Griechenland aus, während die letzten Franzosen vollends Morea verließen. Die neuen Gesetze der bayrischen Beamten erregten auch nur Mißfallen, weil sie durchaus nicht paßten. Sie beleidigten die Kirche, indem sie dieselbe ihrer Güter berauben, einem Besoldungssystem und überhaupt der Staatscontrole unterwerfen wollten, und den einfachen Volkssinn durch minutiöse Bestimmungen und Schreibereien, durch künstliche Organisationen, die sich einem wilden Naturzustand nun ein=

mal nicht so geschwind aufkleben ließen. Endlich stellte man zu viele Fremde an, denen das arme und habgierige Volk nicht einmal den Mitgenuß der griechischen Luft gönnte, geschweige von ihnen Befehle annehmen und sie bezahlen wollte. Es wurde daher der russischen Partei leicht, eine starke Opposition zu bilden. Kolokotronis, in offener Verschwörung ertappt, wurde im März 1834 verhaftet. Die Seinen wagten einen Befreiungsversuch, der viel Blut kostete, aber vereitelt wurde. Zum Unglück bekamen die Mitglieder der Regierung Streit unter sich selbst, weil Graf Armansperg zu viel allein regieren wollte. Maurer nahm seine Entlassung, und die Confusion wurde noch durch die Intrigue des englischen Gesandten Dawkins vermehrt. Zudem empörten sich die Mainotten, wollten sich nicht entwaffnen lassen und setzten ihre Räubereien fort. Ein bayrisches Corps von 1300 Mann, das gerade von Triest ankam, wurde befehligt, in der Maina zu landen und die Rebellen zu Paaren zu treiben, mußte aber mit bedeutendem Verlust auf die Schiffe zurückkehren. Noch schlimmer erging es einer kleinen bayrischen Abtheilung, die gleichzeitig zu Lande gegen die Maina vorgerückt war. Eine Compagnie wurde in einem engen heißen Thale umringt und durch Hunger und Durst gezwungen sich zu ergeben, dann nackt ausgezogen, nach der neugriechischen Sitte brutalisirt und heimgeschickt. Man muß solche Züge berichten, um den ungeheuren Widerspruch zwischen der Wirklichkeit in Griechenland und den Idealen des Herrn Thiersch anschaulich zu machen. Das allerniederträchtigste, an die schändlichsten Laster gewöhnte Räubergesindel, welches den Philhellenen jede Schmach anthat und jeden Schaden zufügte, wurde fort und fort von den Schwärmern für Hellas in und außerhalb München als das edle Blut echter Spartaner in Prosa und Versen bewundert.

Am 1. Juni 1835 trat König Otto die Regierung selbst an, nachdem er die Residenz von Nauplia nach Athen verlegt hatte. Hier ließ er sich einen Palast bauen, eine Universität errichten und von antiken Kunstschätzen, die immer noch gefunden wurden, eine

Sammlung anlegen. Von hier aus hatte er auch den Norden Griechenlands besser im Auge. Indessen war es ihm beim besten Willen nicht möglich, die Neugriechen zu etwas anderem zu machen, als was sie einmal waren. Sein Minister Kolettis bemühte sich, Maurers unpassende Organisationen dem natürlichen Bedürfniß und Bildungsstande des Volks durch Vereinfachung besser anzupassen, aber der Klephtengeist ließ sich dadurch nicht unterdrücken. Eben so wenig vermochte der König die Zudringlichkeiten der fremden Gesandten und ihrer Presse abzuwehren, die ihn unaufhörlich mit Intriguen, Lügen und Verleumdungen umschwärmten. Zwischen den beiden Extremen der Barbarei im Volk und der diplomatisch-journalistischen Perfidie eingezwängt, war der junge Wittelsbacher in Athen in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage. Er vermählte sich 1837 mit der Prinzessin Amalie von Oldenburg, blieb aber kinderlos. Später machten ihm die Staatsgläubiger bittere Noth, da es ihm nicht möglich war, mittelst Steuern und Zöllen die Zinsen und fälligen Raten der Anleihe zu decken. Zuerst drohte Rußland, worauf die russische Partei in Griechenland, Kallergis, Kanaris, Metaxas, Londos ꝛc. eine Revolution machten (3. Sept. 1843), alle Bayern und Fremden aus dem Civil- und Militärdienst vertrieben, ein neues Ministerium bildeten und eine neue Verfassung gaben. Die letztere war nur ein Aushängeschild, damit es scheine, als seyen die Neugriechen auch ohne die bayrische Vormundschaft fähig, ein constitutionelles Leben zu entwickeln, wie die civilisirten Staaten des Westens. Der arme König mußte sich alles gefallen lassen, was der russischen Partei beliebte. Wieder einige Jahre später drohte England und blokirte sogar die griechischen Häfen, bis es bezahlt wurde, 1850. Dadurch, daß aus Griechenland nichts werden, daß es nie zu Kräften kommen konnte, um eine selbständige Rolle zu spielen, war Englands und Rußlands Absicht vollkommen erreicht.

Der alte Mehemed Ali von Aegypten hatte für den Beistand, den er dem Sultan gegen die Griechen geleistet, die große Insel Kreta erhalten, wollte aber mehr. Der Sultan war

in Constantinopel so von einheimischen Rebellen und auswärtigen Drängern eingepreßt, daß er kaum mehr zu fürchten war. Ihm Syrien zu entreißen, wo möglich ganz Kleinasien, und den Schwerpunkt der türkischen Macht von Constantinopel hinweg mehr südwärts zu rücken, war das Trachten des schlauen Greises in Kairo. Unter dem Vorwand, seinen nächsten Nachbar, den rohen Abdallah, Pascha von St. Jean d'Acre, für Ungebühr zu strafen, schickte er seinen Pflegesohn Ibrahim im Herbst 1831 mit einer Armee aus. Dieser belagerte den Pascha in St. Jean d'Acre, konnte die feste Stadt nicht einnehmen, nahm aber eine große Recognoscirung an der Küste vor und besetzte sie bis zum Gebirge Libanon, seine wahre Absicht verrathend. Osman, Pascha von Tripolis, der sich ihm widersetzte, wurde am 8. April 1832 bei Alexandretta geschlagen. Endlich fiel auch Acre am 27. Mai. Der erzürnte Sultan rüstete eine Armee unter Hussein Pascha; ehe sie aber an Ort und Stelle war, hatte Ibrahim schon Damaskus und Tripolis erobert. Als ihm Hussein bei Homs in den Weg trat, brachte er auch diesem eine schreckliche Niederlage bei, am 7. Juli 1832, und nahm Aleppo und Antiochia ein. Der Großvezier Redschid Pascha trat ihm mit einer neuen Armee entgegen, wurde aber am 21. Dezember bei Konieh von Ibrahim überfallen, geschlagen und gefangen.

Nun war der Sultan in Constantinopel selbst bedroht, fürchtete einen Aufstand in der Nähe, der dem Aegypter den Weg öffnen sollte, und — bat Rußland und zugleich England und Frankreich um Hülfe. Rußland leistete sie sogleich und schickte eine Flotte vor Constantinopel. Frankreich schickte eben dahin eine Flotte, aber nur aus Eifersucht, um die Russen wieder zu vertreiben. Da indeß die französische Vermittlung von Mehemed Ali abgelehnt wurde und Ibrahim weiter vorrückte, blieb dem Sultan nichts übrig, als sich nochmals an Rußland zu wenden, das nun sogleich 5000 Mann nach Scutari (vor Constantinopel) schickte und 30,000 Mann über den Pruth gehen ließ, im April 1833. Erst als auch eine starke englische Flotte anlangte und mit der

französischen vereinigt die Russen anzugreifen drohte, zogen sich diese freiwillig wieder zurück und wurde die friedliche Vermittlung durchgesetzt. Mehemed Ali bekam Syrien als Lehen von der Pforte. Da der Sultan in diesem Handel offenbar von den Westmächten verkürzt worden war, schloß er sich enger an Rußland an und sicherte diesem in einem geheimen Vertrage von Hunkiar Skelessi (8. Juli) zu, daß nur russische Kriegsschiffe die Dardanellen sollten passiren dürfen.

Redschid Pascha stellte seinen verlornen Ruhm wieder her durch abermalige glückliche Besiegung albanesischer von Tafil Bussi geführter Rebellen, 1835. Die Insel Samos, bei der Grenzbestimmung zur Türkei zurückfallend, hatte sich bisher geweigert zu gehorchen, nahm aber 1834 ein mildes Lehensverhältniß an.

Im Jahr 1834 empörten sich die Kurden, Hafis Pascha besiegte sie und nahm eine feste Stellung bei Malotia, von wo aus er das ägyptisch gewordene Syrien bedrohte. Rußland hetzte, und selbst der englische Gesandte in Constantinopel, Lord Pensonby, glaubte, von einem Angriff der Türken auf Syrien nicht abrathen zu müssen, weil er hoffte, die Türken würden siegen, und nichts in der Welt werde sicherer den russischen Einfluß beseitigen, als die Wiederkehr des türkischen Kriegsglücks. Der Sultan zauderte lange, endlich 1839 kam es zum Kampf, aber schon in der ersten Schlacht, bei Nisib am Euphrat, am 24. Juni, wurde Hafis von Ibrahim total geschlagen.

Nur sechs Tage später starb der hartgeprüfte, im Unglück immer noch stolz gebliebene Sultan Mahmud, am 1. Juli, und hinterließ das zerrüttete Reich seinem erst siebzehnjährigen, unerfahrenen, sanften und verzärtelten Sohne Abdul Medschid. Man kann nicht leugnen, daß Mehemed Ali, der mit so vielem Erfolge schon eine gänzliche Umgestaltung der muselmännischen Dinge in seinem Aegypten ins Werk gerichtet hatte, geeigneter erschien, das türkische Reich zusammenzuhalten und neu zu kräftigen als der junge Abdul. Von dieser Ansicht ging man in Frankreich aus, aber nicht nur Rußland wollte jede Neuerstarkung der

Türkei verhindern, sondern auch England, jenes nur zu Lande, dieses nur zur See die Levante beherrschen. Den Türken selbst schien der Untergang des Hauses Osman so nahe, daß der Kapudan Pascha, Achmed Fewzi, der mit der Flotte gegen die Aegypter ausgesandt worden war, nur nach Alexandrien fuhr, um mit allen seinen Schiffen zu dem mächtigen Mehemed Ali überzugehen. Sein Beispiel würde noch von andern nachgeahmt worden seyn, wenn die europäischen Großmächte dem siegreichen Aegypter nicht plötzlich Halt geboten hätten. Rußland war gleich wieder mit seiner Hülfe bei der Hand, und auch England fest entschlossen, eine nochmalige Erweiterung des ägyptischen Reichs nicht zu gestatten, mithin den Türken zu helfen, nur sollte es nicht zum Vortheil Rußlands geschehen. Es schlug also Frankreich vor, mit ihm gemeinsam sowohl den Aegypter zum Stillstand zu bringen, als auch jede Einmischung der Russen zu verhindern. Diesmal aber versagte sich Frankreich, indem es sich für Aegypten erklärte. Das führte eine Zeit lang zu bedenklichen diplomatischen Verwicklungen. Da sich aber Oesterreich nicht auf die französische Seite ziehen ließ, sondern mit England und Rußland Hand in Hand ging, mußte auch Frankreich zuletzt nachgeben. Rußland brachte den Vertrag von Hunkiar Skelessi zum Opfer und duldete, daß auch andre Schiffe, als die seinigen, die Dardanellen passiren sollten. England brachte dagegen den Aegypter zum Opfer und versprach, demselben sogar Syrien, was er schon hatte, nebst der Insel Kreta wieder zu entreißen. Damit stimmten Oesterreich und Preußen überein und diese vier Mächte schlossen den entsprechenden Vertrag zu London am 15. Juli 1840. Frankreich sträubte sich, drohte sogar mit einem europäischen Kriege, ließ sich aber ohne Mühe besänftigen, denn der Heroismus Ludwig Philipps gegenüber von Europa war nur Schein und seine Rüstungen sollten ihm nur dienen, durch eine stärkere Militärmacht die Parteien im Innern zu zügeln. Nun wurde der Wille der Pentarchie im Orient schnell durchgesetzt. England und Oesterreich schickten Truppen nach Syrien. Am 10. October 1840 schlug diese kleine Schaar, mit Türken und Drusen vereinigt und von General Jochmus, einem geborenen

Hamburger, befehligt, nur 12,000 Mann stark das sieggewohnte Heer Ibrahims bei Kaleb Medina unter dem Libanon, am 4. November ergab sich das feste St. Jean d'Acre nach einem kurzen Angriff von der Seeseite, wobei sich der junge Erzherzog Friedrich, Sohn des berühmten Feldherrn Karl, auszeichnete. Dieser hoffnungsvolle Jüngling starb aber bald nachher. Der alte Mehemed Ali sah, daß er ganz Europa gegenüber nichts ausrichten könne, fügte sich schon am 27. November in die Londoner Beschlüsse und gab Syrien und Kreta, so wie auch die türkische Flotte dem Sultan zurück. Ibrahims Heimkehr mit dem Rest seiner geschlagenen Truppen nach Kairo war eine höchst traurige. Die Griechen auf Kreta machten abermals einen Aufstand, um unabhängig zu werden, mußten sich jedoch unter die wiederhergestellte Herrschaft der Pforte fügen.

Somit war Englands Plan erreicht, die Türkei gerettet und doch zugleich der Einmischung der Russen vorgebeugt. Inzwischen war an eine gesunde Reorganisation des türkischen Reichs doch nicht zu denken. Die Unabhängigkeitsgelüste der heterogenen Völkerschaften, wie der Paschas, blieben dieselben. Durch Weiterentwicklung der Reformen aber, die je mehr und mehr europäische Formen an die Stelle der alttürkischen brachten, wurde die zähe Kraft des Islam und der türkischen Nationalität von innen her zersetzt. Der junge Sultan schwankte zwischen der alttürkischen und der Reformpartei, daher ein steter Wechsel der Großveziere und Minister. Im Allgemeinen aber neigte er mehr zur Reformpartei, an deren Spitze Redschid Pascha stand, und zu England, welches an Sir Stratford Canning (später Lord Redcliffe genannt) einen einflußreichen Vertreter in Constantinopel fand.

In Aegypten dankte der alte Mehemed Ali endlich 1844 ab und machte nachher noch eine Reise in seine Vaterstadt Cavalla, bei welchem Anlaß ihn der Sultan gnädig empfing. Sein Nachfolger Ibrahim machte eine Reise nach Paris und bewilligte den Engländern den Durchgang der Post nach Indien über Suez.

Unterdeß ließ Kaiser Nicolaus den Krieg im Kaukasus

unablässig fortsetzen. Wie viel ihm daran lag, dieses Gebirge ganz in seine Gewalt zu bekommen, beweisen die ungeheuren Opfer, die er dafür brachte. Allein wie viele auserlesene Armeen unter trefflichen Führern er auch aussandte und wie viel Geld er spenden ließ, um einzelne Häuptlinge des Feindes zu bestechen und Zerwürfnisse unter den Gebirgsbewohnern selbst zu nähren, so gelang ihm doch nichts. Der Monarch, vor dem ganz Europa zitterte, sah seinen eisernen Willen an den Felsen des Kaukasus gebrochen.

Unter den Tscherkessen war ein Prophet aufgestanden, Kasi Mullah, der ewigen Krieg gegen die Ungläubigen predigte und den Seinen eine Begeisterung und Hingebung einzuflößen wußte, wie einst zur Zeit der Kreuzzüge der berühmte Alte vom Berge. Der russische Statthalter in Transkaukasien, Yermoloff, bekriegte ihn schon 1825 von Tiflis aus, aber erst 1831 gelang es dem General Rosen, ihn am 18. October in einer Schlacht bei Himry zu besiegen. Kasi Mullah fiel hier von unzähligen russischen Kugeln durchbohrt, aber sein treuer Genosse Schamyl erbte sein Ansehen und sollte bald zu noch größerem Ruhme gelangen, denn ungeachtet des fast ununterbrochenen Kampfes seit jenen Tagen blieb Schamyl unbesiegt und trotzte noch lange der ganzen Macht Rußlands. Jedes Jahr wurden von den russischen Generalen größere oder kleinere Expeditionen in die Gebirge der Tscherkessen unternommen, ohne Erfolg. Jedes Jahr wurden die Russen selbst in den Forts, die sie zum Schutz der durch den Kaukasus führenden Landstraßen errichtet, von den Tscherkessen angegriffen. Durch die größere Truppenzahl und das schwere Geschütz gelang es den Russen zuweilen, Vortheile zu erringen, aber in den meisten Fällen waren sie es, die von den blitzschnell kommenden und blitzschnell wieder verschwindenden Tscherkessen geschlagen wurden. Allgemein wurde geklagt über die Habgier der russischen Generale, die so viel möglich alles für die Soldaten bestimmte Geld in die eigenen Taschen steckten und den gemeinen Mann hungern ließen. Daraus erklärt sich der ungeheure Menschenverlust der Russen im Kaukasus mehr noch als aus den Schlachten. Unter den Einzelkämpfen,

die ich hier um so weniger alle aufzählen kann, als noch keine zuverlässigen Berichte darüber existiren, zeichnete sich die Eroberung von Achulgo, Schamyls himmelhoher und kaum zugänglicher Felsenfeste, im Jahre 1839 durch den russischen General Grabbe aus. Aber Schamyl, den man gefangen zu haben hoffte, war verschwunden, um bald darauf den Russen wieder schreckliche Schläge zu versetzen, besonders im Jahr 1841, in welchem die russische Expedition unter Golowin gänzlich mißlang, und 1842, in dem eine andere unter Grabbe mit einer schweren Niederlage endete.

Da ernannte Kaiser Nicolaus den Grafen Woronzow zum Statthalter im Kaukasus mit unumschränkter Vollmacht und gänzlich unabhängig vom Ministerium und Cabinet in St. Petersburg, um mit voller Energie den Krieg zu führen. Allein auch dieser begabte Mann richtete nichts aus. Da half kein massenhaftes Niederschlagen der Wälder, kein Bauen von Forts, kein concentrirter Angriff, kein Bestechungsversuch; Schamyl, der angebetete Prophet, Patriarch, Feldherr und Fürst der Seinen blieb immer im Besitz seiner Berge und wurde sogar immer mächtiger und seine Heerschaar immer zahlreicher. Waren die Russen auch eine Zeit lang vorgedrungen, so schlug er sie bald wieder zurück und zerstörte ihre Anlagen.

Ebenso mißlang ein Angriff, den der Kaiser im Spätjahr 1839 auf Chiwa machen ließ. Chiwa ist eine große Oase mitten in den Wüsten im Westen des caspischen Meeres und im Süden des Aralsees. Hier, durch Meere und Sandwüsten und weite Entfernungen geschützt, hatte der tatarische Chan Alla Kul schon seit einiger Zeit Sklavenhandel mit geraubten russischen Unterthanen getrieben, und da er die letzteren nicht ausliefern wollte, schickte der Kaiser eine Armee ab, die ihn züchtigen und sein Land in Besitz nehmen sollte. Von hier aus würde er einen viel näheren Weg nach Afghanistan gewonnen haben, als von Transkaukasien aus. Die Oase Chiwa mußte ihm von vorzüglicher Wichtigkeit seyn in Betreff der Steppenvölker Mittelasiens, die den Russen feindlich, sich mehr zu China halten, und in Bezug auf die von Indien her sich

immer mehr ausbreitende Herrschaft der Engländer. Das letztere war Hauptaugenmerk des Kaisers, denn eben damals (1839) hatten die Engländer von Indien aus Thronstreitigkeiten in Afghanistan benutzt, um Kabul, die Hauptstadt dieses Landes, zu besetzen. Dieser Umstand war es und nicht der unbedeutende Sklavenhandel in Chiwa, der die russische Expedition veranlaßte. Sie mißglückte vollständig. Obgleich sich das russische Heer unter General Perowski zu Orenburg mit vielen tausend Kameelen versehen hatte, um mittelst dieser Thiere die Sandwüsten besser zu passiren, war es auf die Winterkälte nicht versehen gewesen. Die Thiere erfroren im Schnee, und mit ungeheuren Verlusten (von 20,000 Menschen, 10,000 Kameelen) mußten die Russen endlich umkehren, da sie sonst alle zu Grunde gegangen wären. Der großen englischen Expedition ging es indessen in Kabul nicht besser. Von den Afghanen eingeschlossen wurde die englische Armee theils vernichtet, theils gefangen, ganz Afghanistan befreit.

Der Zusammenstoß russischer und englischer Streitkräfte im Innern Asiens wurde also diesmal noch verhütet. Für beide Parteien waren die Entfernungen noch zu groß, sie gingen auf zu langen Operationslinien ohne hinreichende Basis beide zu weit vor. Europa aber wurde durch diese Ereignisse gar nicht berührt, weil sie für keinen Theil Erfolg gehabt hatten.

Viertes Buch. Die Zerwühlung Italiens: Cavours Programm. — Die Aufwieglung Mittelitaliens. — Pius IX. — Zürcher Frieden. — Savoyen und Nizza annexirt. — Aufregung in der Schweiz und England. — Garibaldi in Sicilien. — Zusammenkunft in Baden und Töplitz. — Spanien. — Verrath in Neapel. — Lamoricière's Niederlage. —

Fünftes Buch. Rußlands Fortschritte im Orient: Alexander II. — Die Leibeigenschaftsfrage. — Couza. — Die Gefangennehmung Schamyls. — Das Amurland.

Sechstes Buch. Die muhamedanische Welt: Verfall des Islam. — Die Türkei. — Christenverfolgung in Syrien. — Persien. — Herat. Arabien. — Aegypten. — Algier. — Abdel-Kader. Marocco.

Siebentes Buch. Die schwarze Race: Die Neger. — Abyssinien. — Negerreiche. — Das Capland. — Die Boers. — Die Neger auf San Domingo. — Neuholland. — Oceanien.

Achtes Buch. Das germanische Amerika: Wohlstand. — Indianerkriege. — Oregon. — Krieg mit Mexiko. — Californien. — Know-nothings. — Mormonen. — Sclavenfrage. — Canada. —

Neuntes Buch. Das romanische Amerika: Mexiko. — Centralamerika. Südamerika. — Bolivar. — La Plata Staaten. — Brasilien. —

Zehntes Buch. Ostindien: Mahratten. — Birmanen. — Unglück in Afghanistan. — Die Sikhs. — Die große Revolution. — Holländisch Indien.

Elftes Buch. China und Japan: Das chinesische Reich. — Die Opiumkriege. — Die christliche Revolution. — Japan.

Gfrörer's Gustav Adolph. 4. Auflage.

Im Verlage von **Adolph Krabbe** in Stuttgart ist erschienen und zu haben in allen Buchhandlungen:

Gustav Adolph,

König von Schweden,

und seine Zeit

Von

A. F. Gfrörer,

Vierte Auflage,

nach dem Tode des Verfassers durchgesehen und verbessert

von

Dr. Onno Klopp.

Geh. (52 Bogen) 2 Rthlr. 21 Sgr. oder 4 fl. 30 kr. Rhein.

Gfrörer's Gustav Adolph und seine Zeit wurde gleich beim ersten Erscheinen als eines der trefflichsten deutschen Geschichtswerke mit lautem Beifall begrüßt. Diese nöthig gewordene vierte Auflage, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. Onno Klopp — dem berühmten Geschichtsschreiber über Tilly — darf eine wesentlich verbesserte genannt werden. Der Herausgeber hat die Irrthümer berichtigt, die unbestreitbar sind und die der Verfasser selbst als Irrthümer erkannt und beseitigt haben würde. In der jetzigen Gestalt wird das Werk allen Geschichtsfreunden — auch im weiteren Kreise — höchst willkommen sein.





